



GESCHICHTE UND LEBEN

PROBLEME UND ZIELE KULTUR- WISSENSCHAFTLICHER BILDUNG

VON

THEODOR LITT

ZWEITE, TEILWEISE UMGEARBEITETE
UND ERWEITERTE AUFLAGE



VERLAG UND DRUCK VON B. G. TEUBNER • LEIPZIG • BERLIN 1925

GESCHICHTE UND LEBEN

PROBLEME UND SIBIR KULTUR-
WISSENSCHAFTLICHER BILDUNG

VON

THEODOR LITZ

ZWEITE, UMFASSENDE UMSCHREIBUNG
UND ERWEITERTE AUFLAGE



SCHUTZFORMEL FÜR DIE VEREINIGTEN STAATEN VON AMERIKA:
COPYRIGHT 1925 BY B. G. TEUBNER IN LEIPZIG

ALLERRECHTE, EINSCHLIESSLICH DES ÜBERSETZUNGSRECHTS, VORBEHALTEN

VORWORT ZUR ERSTEN AUFLAGE

Unserem im Zeitalter des historischen Denkens herangewachsenen Geschlecht war es beschieden, nicht nur handelnd die gewaltigste Hochspannung geschichtlicher Kräfte zur Entladung zu bringen, sondern auch schauend dieses Weltchicksal mitten in seinem Vollzuge mit einer beispiellosen Helligkeit geschichtlichen Bewußtseins zu durchleuchten. Wie tief innerlich die Geschichte als getätigtes Leben mit der Geschichte als dem Erinnerungsbilde dieses Lebens zusammenhängt, welch unausgesetzte Wechselbeziehungen historisches Tun und Leiden mit historischem Denken verbinden, hat die Gegenwart wie in einem riesenhaften Experiment offenbar werden lassen. Sie hat aber auch ein zweites mit erschütternder Gewalt gelehrt: daß diese zum Segen verliehene Geisteskraft wie jede andere, ja vielleicht mehr als jede andere zum Fluch sich wandeln kann, wenn böses Wollen oder unzulängliches Können sich ihrer bedienen. Nicht als ob die Gefahren des historischen Denkens jetzt zum ersten Male aufgedeckt worden wären. Seitdem Nietzsche in der zweiten unzeitgemäßen Betrachtung „Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben“ seinen Mahn- und Weckruf erhoben hat, sind die verhängnisvollen Wirkungen eines Historismus, der die Vergangenheit zum Herrn der Gegenwart macht, statt sie in ihren Dienst zu stellen, von nachdenklichen Betrachtern unserer Kultur richtig erkannt und einsichtig bekämpft worden. Aber es ist noch eine andere, in ihren Wirkungen noch verderblichere Entartung des historischen Denkens, an der unsere Zeit krankt, der Pseudohistorismus. Wenn jener die schaffenden Kräfte des Lebens lähmt, so leitet dieser sie in die Irre. Von beiden Seiten her sind die unersetzlichen Werte echter geschichtlicher Bildung, die das Bild des Lebens weder trübt noch verzerrt, sondern gerade zu voller Leuchtkraft bringt, ernstlich bedroht. Selbstbesinnung und Selbsteinkkehr tun deshalb unseren Bildungsbestrebungen, soweit sie diesem Gegenstande gelten, dringend not — und dies um so mehr, als gewisse Meinungen der Zeit, mögen sie aus lauterstem Wollen geboren sein, unser höheres Bildungswesen in Formen übergeführt sehen möchten,

innerhalb deren jene Entartung erweiterten Raum zur Ausbreitung finden dürfte.

Solcher Selbstbesinnung will die vorliegende Schrift dienen. Sie sucht Maß und Art der Einwirkung, die der historische Verlauf von den historischen Vorstellungen her erfährt, festzustellen, Grund, Wesen und Wirksamkeit der Irrungen, die sich in diesen Zusammenhang einschleichen, zu bestimmen und aus dieser Einsicht die Forderungen abzuleiten, die künftig an eine historische Bildung, die dieses Namens würdig ist, zu stellen sind. Sie prüft sodann die Mittel geistiger Schulung, die unserem Bildungswesen zur Erfüllung dieser Forderungen zur Verfügung stehen, und erwägt die Möglichkeit, durch die Erziehung einen wirksamen Selbstschutz gegen die Verirrungen des historischen Denkens zu schaffen. Es sind also die Erfahrungen des Lebens selbst, des Lebens der großen geschichtlichen Welt und der Kleinwelt erziehender Tätigkeit, an die die Untersuchung ihre Fragen stellt. Aber mögen die Inhalte, die das Leben darbietet, noch so zahlreich und vielseitig sein, sie bleiben doch zerstreute Bruchstücke und entbehren des zusammenhaltenden Sinns, solange sie nicht beherrschenden Gedankenformen unterworfen und zu einer Gesamtanschauung zusammengeschlossen werden. Diese ordnenden Begriffe gewähren der Untersuchung die beiden Wissenschaften, die, jung und ihrer selbst noch nicht völlig sicher die eine, altehrwürdig und doch in neuer Kraft sich regend die andere, nun in dem Erlebnis der Gegenwart ihr tiefstes, rätselvollstes und aufschlußreichstes Problem sich gegenüber sehen: Soziologie und Geschichtsphilosophie. Indem so Leben und Theorie sich wechselseitig erhellen, führt der Gang der Untersuchung zu Folgerungen, die weit über das Gebiet rein theoretischer Erwägung hinausweisen: die wahrhaft historische Erkenntnis der Lebenszusammenhänge, aus der die Katastrophe der europäischen Völkergemeinschaft hervorgegangen ist, treibt mit Notwendigkeit aus sich die Forderung hervor, daß der Mensch auf Grund eines neuen Denkens und Fühlens seine Stellung innerhalb der historischen Welt bestimme. Eine zukünftige Erziehung, die in geläuterter Einsicht dem Leben dienen will, wird es als eine ihrer verantwortungsvollsten Pflichten ansehen müssen, zur Grundlegung einer solchen neuen Gesinnung beizutragen. Ob und wie sie dies mit den ihr zugänglichen Bildungsmitteln vermag, das zu prüfen setzen sich diese Studien zum letzten und höchsten Ziel.

Köln, im April 1917.

VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Äußere wie innere Gründe machten bei der Neuauflage dieses Buches tiefere Eingriffe in den Text notwendig. Es war verfaßt unter dem unmittelbaren Eindruck des sein drittes Jahr vollendenden Weltkrieges; nicht nur in dem ganzen Geist, der seine Ausführungen beherrschte, sondern auch in einer Reihe von besonderen Bezugnahmen verriet es den Zusammenhang mit der konkreten Situation, die es hervorgerufen hatte. Heute ist vieles von dem, was damals noch in dem Ungewissen einer rätselvollen und drohenden Zukunft lag, zur klaren Entscheidung gediehen, freilich ohne daß die Krisis unserer Kulturwelt, deren nicht mißzuverstehendes Symptom der Krieg bildete, irgendwie im Guten oder Schlimmen einen endgültigen Abschluß gefunden hätte. Läßt jener Umstand eine Reihe von Änderungen im Einzelnen angezeigt erscheinen, so dürfte dieser es rechtfertigen, daß ein so der Aktualität des historischen Augenblicks verbundenes Buch überhaupt neu aufgelegt wird. Denn der Fortgang der Dinge, der mancherlei Modifikationen im Einzelnen nahelegt, hat, wie mir scheint, das innere Recht der damals vertretenen grundsätzlichen Überzeugungen nicht sowohl erschüttert als vielmehr bekräftigt. Der ungeheuerliche Widerspruch zwischen den realen Bedingungen gemeinsamen Lebens und den ideellen Auffassungen und Willenshaltungen, den die erste Auflage zu beklagen hatte, ist, allem historischen Anschauungsunterricht zum Trotz, nicht gemildert, sondern weiterhin verschärft worden; und es ist das welthistorische Schicksal der deutschen Nation, daß sie zwar nicht als einzige, wohl aber so bis ins Letzte und schier Unerträgliche hinein wie keine andere die Prüfungen und Drangsale auszukosten hat, mit denen der Geist der Geschichte jenen inneren Widerspruch straft. Damit ist ihr zugleich die Möglichkeit eröffnet und die Pflicht auferlegt, den Sinn dieses Weltschicksals so tief zu erfassen, so schonungslos sich einzugestehen, wie es einzig der Leidende vermag. Als kleiner Beitrag zu dieser nationalen Gesamtaufgabe glaubt auch dieses Buch sein Lebensrecht zu behaupten.

Umgestaltungen von anderer Art schienen dem Verfasser deshalb geboten, weil die seit der Erstauflage verflossenen Jahre ihm

zu einer gründlichen Klärung der wissenschaftlichen Grundauffassungen gedient haben, auf denen der theoretische Gehalt des Buches beruht. Über diese ist Rechenschaft abgelegt in den beiden Schriften „Individuum und Gemeinschaft“² (Leipzig 1924) und „Erkenntnis und Leben“ (Leipzig 1923). Sie sind bestimmt, eine philosophische Grunddisziplin inhaltlich und methodisch zu umgrenzen, in der die in der ersten Auflage noch festgehaltene Trennung von Geschichtsphilosophie und (philosophischer) Soziologie sich aufhebt. Wer also über die wissenschaftlichen Grundlagen der im folgenden entwickelten Zusammenhänge Aufklärung wünscht, wird künftighin zu den genannten Schriften zu greifen haben. Dort finden sich auch alle die Hinweise auf die in Betracht kommende philosophische Literatur, von denen dies Buch entlastet worden ist.

Aber nicht nur methodische Klärung verdankt die Neuauflage den genannten Arbeiten. Es konnten aus der ersten Auflage von „Individuum und Gemeinschaft“, die durch ihre ethisch-pädagogischen Tendenzen dem hier vorliegenden Buch nahe verwandt war, solche Abschnitte herübergenommen werden, die die zweite Auflage der genannten Schrift ausgeschieden hat, weil sie ihrerseits nichts als eine in aller Strenge durchgeführte theoretische Grundlegung zu geben sich zum Ziele gesetzt hatte. Es ist damit eine reinliche Scheidung zwischen zwei Problemschichten durchgeführt — eine Scheidung, die beileibe nicht als mechanische Trennung verstanden werden möge —, die meine ersten Veröffentlichungen vermissen ließen.

Auch bei der Korrektur dieser Neuauflage hat mir Herr Dr. E. Meister seine dankenswerte Unterstützung geliehen.

Leipzig, im August 1924.

THEODOR LITT

INHALT

	Seite
I. Das historische Verstehen der Gegenwart	1
1. Historische Bildgestaltung	1
2. Pseudohistorische Bilder	11
3. Erziehung zu historischem Verstehen	18
4. Erziehung zu historischer Selbstkritik	27
II. Der Aufbau des historischen Lebens	35
1. Das Grundproblem des historischen Lebens	35
2. Individuum und Gemeinschaft	53
Individuum und Gruppe	53
Die Abstimmung	57
Die Satzung	62
Die Organbildung	70
Der Zweckverband	78
Die zeitliche Ausdehnung der Gemeinschaft	81
Die numerische Ausdehnung der Gemeinschaft	87
Die Familie	93
Die Sprache	95
Das Volk	102
Der Staat	108
Die Staatengesellschaft	133
Die Menschheit	144
Individuum und Gemeinschaft	145
3. Gegenwart und Vergangenheit	149
Altertum	153
Mittelalter	158
Neuzeit	160
Sprachunterricht	162
Gesamtauffassung	165
Historisches Leben und historisches Verstehen	170
III. Historie und Wertsetzung	174
1. Altertum und Gegenwart	174
2. Historische Wertbeziehung	180
3. Maßstäbe der Beurteilung und Normen des Schaffens	185
4. Die Normen der Gegenwart	195
I. Anhang. Geschichtsunterricht und Sprachunterricht	202
II. Anhang. Von der Kunst des Verstehens	216

I. DAS HISTORISCHE VERSTEHEN DER GEGENWART

1. HISTORISCHE BILDGESTALTUNG

Scharfsinnige Zergliederer der gegenwärtigen Kultur haben die ihr innewohnende Unrast darin begründet gefunden, daß das fortschreitende Leben eine ständig wachsende Zahl von Mittelgliedern zwischen den Menschen und die von ihm gesetzten Ziele einschiebt; da der Bereich dessen, was der menschliche Geist umspannt, sich nicht ins Grenzenlose hinein erweitern läßt, ergibt sich aus jener Erscheinung die psychologische Wirkung, daß vielfach das, was seinem inneren Sinn nach nur ein Mittel sein kann und soll, sich als Selbstzweck darstellt, während das wahre Endziel unter dem Horizont verschwindet. Es bedarf schon so gewaltiger Erschütterungen des gesamten Lebensgrundes, wie sie zur Zeit die Kultur-menschheit erlebt, damit sie sich darauf besinne, was an den vielfältigen Elementen ihres Daseins tragende Grundlage und sinngebende Krönung, was bloße Technik oder entbehrliches Beiwerk ist. Freilich tritt dann, weil solche Zeiten der Krisis nicht ohne weiteres auch das geistige Umspannungsvermögen gleichsam selbsttätig erweitern können, leicht die umgekehrte Wirkung ein: wenn dort der Blick, auf die Mittel eingestellt, die Ziele aus den Augen verlor, so springt er hier, den Zielen zustrebend, über die Mittel hinweg und verkürzt gewaltsam die Kette der Glieder, die Wunsch und Ziel verbinden. Diese Erscheinung tritt auch auf dem Problemgebiet zutage, das unter der Einwirkung des Gegenwartserlebnisses Gegenstand eines lebhaften, fast alle Kreise unseres Volkes ergreifenden Meinungs-austausches geworden ist: auf demjenigen der Erziehungsfragen. Sicherlich ist es auch hier als eine heilsame Wirkung dieser Prüfungszeit anzusehen, daß die erziehenden Mächte unseres Volkes zu strenger Selbsteinkehr gezwungen sind, daß kein Bildungsfach der Frage ausweichen kann, welcher sinnvolle Zusammenhang seinen Betrieb mit den letzten Zielen nationalen Geisteslebens verbindet. Aber freilich, wo dieser Zusammenhang nicht ohne weiteres deutlich in die Augen fällt, da treten nun radikale Pro-

gramme, Forderungen von verblüffender Einfachheit und scheinbar unwiderleglicher Überzeugungskraft auf den Plan, die diese Eigenschaften nur durch die Kühnheit gewinnen, mit der sie über unentbehrliche Zwischenglieder hinwegschreiten.

Der Inhalt des Gegenwartserlebnisses macht es ohne weiteres verständlich, daß dieser pädagogische Reformdrang einem Problem ein besonders lebhaftes Bemühen gewidmet hat: der Frage der historischen Bildung. Denn die geschichtsphilosophische Einsicht, daß der menschliche Geist den wirksamsten Antrieb zu historischem Erkennen aus dem Bedürfnis empfangt, das eigene gegenwärtige Leben aus dem Wissen um die Vergangenheit heraus zu verstehen, ist in seiner tiefen Wahrheit keiner Generation von Menschen so eindringlich zum Bewußtsein gebracht worden wie der unseren. Hineingestellt in einen Sturm von Ereignissen, dessen Gewalt das Herz erschüttert und den Geist betäubt, suchen wir Gedanken, die dieses Wirrsal lichten und ordnen könnten, vor allem bei der Deuterin aller Schicksale menschlicher Gemeinschaft, der Geschichte. Solche Klarheit gerade von ihr zu erwarten, dünkete sich unser Geschlecht ganz besonders berechtigt: glaubte es doch über vergangene Geistesperioden emporzusteigen nicht zum wenigsten durch das Vermögen, jede Erscheinung des Lebens nicht nur in ihrer gegebenen Gestalt hinzunehmen, sondern als das Ergebnis historischer Entwicklung zu begreifen. Ist diese Erwartung, ob es nun die Grundkräfte historischen Lebens im allgemeinen oder die konkrete Gestaltung der Weltlage zu verstehen galt, erfüllt worden? Dies zu bejahen dürften selbst diejenigen Bedenken tragen, die solches Verständnis für sich und den Kreis der ihnen durch gleiche Überzeugung Verbundenen ohne Zaudern in Anspruch nehmen würden. Die Zerrissenheit, die unsere öffentliche Meinung gerade in den Fragen spaltet, die nur auf der Grundlage historischen Verständnisses gelöst werden können, verbietet es, dieses Verständnis mehr als einer der hadernden Gruppen zuzubilligen. So ist denn das Gefühl, daß unser allgemeines geistiges Wesen gerade nach dieser Richtung hin doch noch gekräftigt und vertieft werden müsse, allgemein verbreitet. Diesem Gefühl kommt nun die Reformbewegung mit einer Botschaft entgegen, die mit einem Schlage allen Nöten Heilung zu bringen verspricht: weil das geschichtliche Verständnis der Gegenwart sich als unzulänglich erwiesen hat, so muß die Schule den geschichtlichen Inhalt eben dieser Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit zum wesentlichsten Gegenstand der historischen Ausbildung machen.

Wer einmal jene Unzulänglichkeit anerkannt hat, der wird — so scheint es auf den ersten Blick — durch die unausweichliche Logik der Sache genötigt, jener Forderung zuzustimmen. Und doch kommt dieser Gedankengang nur dadurch so leicht zu seinem Ergebnis, daß er eine ganze Reihe von Stationen seitwärts liegen läßt, die nun einmal bei der ganz und gar nicht einfachen Natur dieses Erziehungsproblems überwunden, nicht umgangen sein wollen. Zu den Vor- und Zwischenfragen, die erledigt sein müssen, damit die Untersuchung sich an ihr letztes Ziel näher heranarbeiten kann, gehört ein Grundproblem, das die ganze bisherige Erörterung so gut wie unberührt gelassen hat: die Frage nach dem Wesen des Erkenntnisvorgangs, den wir „Verstehen der Gegenwart aus der Vergangenheit“ nennen. Damit wiederholt die Diskussion eine Erscheinung, die in der Bewegung menschlichen Denkens sehr häufig ist: innerhalb der einzelnen Forschungsgebiete werden grundlegende Begriffe, ohne auf ihren Gehalt näher geprüft zu werden, als gegeben hingenommen, bis endlich das Denken sich eben diesen Voraussetzungen zuwendet und sie, die sachlich die ersten waren, als letzte zum Problem werden läßt. Wo vollends Erkenntnisprozesse den Gegenstand der Erörterung bilden, da kommt ein weiterer Umstand hinzu, der diese Zurückstellung der eigentlich grundlegenden Probleme begünstigt. Erkennendes Verhalten pflegt dem Wesen der Sache nach sich so seinem Gegenstande hinzugeben, so in seinem Gegenstande „aufzugehen“, daß es einem bloßen Aufnehmen und Nachzeichnen des Objekts gleichzukommen scheint. So glaubt eine oberflächliche Betrachtung, daß, ist einmal die ideelle Natur des Gegenstandes, dem das Erkennen sich zuwendet, recht erfaßt, damit auch schon über das Wesen des zugehörigen Erkenntnisprozesses Klarheit bestehe, und sie vergißt, daß die Struktur des Gegenstandes sich nicht anders herausarbeitet als in Korrelation mit einer bestimmten denkerischen Haltung, einem bestimmten Gefüge von Denkakten des erkennenden Subjekts. Nicht so steht es, daß eine einzige, rein in sich selbst bestimmte und sich selbst gleichbleibende, gleichsam neutrale Funktion, genannt „Erkennen“, sich nach Wahl einer Mannigfaltigkeit von Objekten zuwendet, sondern diese Funktion ist in sich genau so differenziert wie die zugeordneten Gegenstandsbereiche. Wer also Erkenntnisvorgänge richtig aufzufassen wünscht, der wird der Versuchung widerstehen müssen, das Problem mit der Analyse der Objektstruktur erledigt zu glauben; er wird dem Aufbau der Erkenntnisakte bzw. der erkennenden Aktzusammenhänge seine Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Dieser

Forderung untersteht insbesondere auch jede Untersuchung, die unter der Leitung pädagogischer Interessen sich mit bestimmten Erkenntnisaufgaben und -leistungen befaßt. Nur die klare Einsicht in die Struktur des in Frage stehenden Denkgeschehens¹⁾ führt die pädagogische Gedankenbildung über das Stadium vager Allgemeinheiten und unbegründeter Vermutungen hinaus.

Zweifellos lassen die auf unser Problem bezüglichen Diskussionen es durchaus an der Rücksicht auf diese Seite der Sache fehlen. Daß die Erkenntnisleistung, die wir das „Verstehen der Gegenwart aus der Vergangenheit“ nennen, durch ein Denkgeschehen von eigentümlich verwickeltem Charakter zustande kommt, wird in ihnen nicht bemerklich. Meist liegt ihnen die, freilich selten in voller Klarheit ausgesprochene Vorstellung zugrunde, daß eine Gegenwarterscheinung verstehe, wer ihre historische Entwicklung, ihre Vorgeschichte kenne. Wer die Geschichte des preußischen Staates, der englischen Weltherrschaft, des russischen Volkes usw. kenne, der sei damit in den Stand gesetzt, auch die Teile und Ausschnitte des Gegenwartsgeschehens zu verstehen, in denen das Leben der bezüglichen Gebilde weiterschreitet. Sobald der Geschichtsunterricht in die Lage gesetzt werde, seine Stoffe in der nötigen Ausführlichkeit darzulegen und wirklich bis an die Schwelle der Gegenwart vorzudringen, sei jenes Ziel innerhalb der Grenzen, die das geistige Vermögen des Lernenden jeglicher Ausbildung setze, erreicht. M. a. W.: das Gewahrwerden des aktuellen Prozesses fügt sich so an das Wissen um die zurückliegenden Entwicklungsstufen an wie eine Kette durch Ansatz eines neuen Gliedes verlängert wird, so zwar, daß das bereits Gewußte und Besessene, ohne in sich irgendwelche Veränderung zu erleiden, dem Neuen zur Stütze und Klärung dient. Denken wir uns die Entwicklung eines Menschen, der „die Gegenwart aus der Vergangenheit zu verstehen“ in seinem Fortschreiten mit dem Gang der Dinge ständig bemüht ist, so hätten wir nach Maßgabe dieser Auffassung eine immerfort sich wiederholende Anschichtung neuer Inhalte an bereits gewonnene anzunehmen.

Daß die hier charakterisierte Vorstellung das Bild des Denkprozesses, um den es sich handelt, mechanistisch vergrößert, ja durchaus verzeichnet, lehrt schon der Blick auf die Erkenntnisleistung, die wir vollziehen, sobald wir einen einzelnen Menschen in der fortschreitenden Aktualität seiner Selbstbekundungen „ver-

1) Daß es sich hier nicht um psychologische Induktionen, sondern um strukturtheoretische Analysen handelt, zeigen die im Vorwort angeführten Untersuchungen.

stehen“. Auch hier liegt es ja so, daß die Auffassung eines aktuellen Geschehens, nämlich des Tuns und Lassens, Redens und Handelns des Betreffenden, irgendwie zusammentritt mit einem in der Vergangenheit erworbenen Erkenntnisbestande, der dem gleichen Lebenszentrum zugeordnet ist. Ich trage in mir ein „Bild“ der betreffenden Persönlichkeit, d. i. eine komplexe Anschauung ihrer Wesensgrundlagen, und dieses Bild ist immer dann mit wirksam, wenn die gleiche Persönlichkeit mir mit einer neuen Äußerung ihres Daseins vor Augen tritt. Aber verhält es sich hier nun etwa so, daß ein gesicherter Wissensbestand einfach um ein neues Stück sich bereichert? Das scheint allenfalls dann zuzutreffen, wenn die neue Äußerung das bereits konzipierte Bild lediglich um irgendein Motiv bereichert oder gar nur in einer seiner Linien bestätigt — es ist aber ganz sicher dann nicht der Fall, wenn das neue Erlebnis nicht in das bisher festgehaltene Bild sich einfügt, womöglich ihm in irgendeinem Zuge widerstreitet. Glaube ich einen Menschen bis in den Grund seiner Seele hinein zu kennen, so kann jeder Tag eine Tat, eine Äußerung von ihm bringen, die ich „nicht verstehen kann“. Mit einem bloßen Beifügen dessen, was der neue Eindruck lehrt, ist es dann sicherlich nicht getan, denn ein solches würde den Widerspruch unbehoben lassen, würde, statt ein bereits gehabtes Bild durch einen neuen Zug zu bereichern, eine Zweiheit miteinander nicht verträglicher Anschauungen bestehen lassen. Welches ist nun das echte „Wesen“ — das in der Erinnerung der Vergangenheit niedergelegte oder das in diesem gegenwärtigen Tun sich offenbarende? Diese Frage befriedigend zu lösen, genügt es nicht, das neue Erlebnis dem „Bilde“ gegenüberzustellen. Ein jedes Bild solcher Art ist nicht bereits Inbegriff alles dessen, was ich von dem betreffenden weiß; es ist ein Überschlag, ein schnell zu überschauendes Kompendium dessen, was eine nach vielen Seiten hin sich ausbreitende Erfahrung mich nach und nach gelehrt hat; es dient mir als Ersatz für eine Vielzahl von Erlebnissen, die mir in extenso immer wieder vorzuführen die Begrenztheit meines Umfassungsvermögens verbietet. Ich kann es auch unbedenklich bei dem Rückgriff auf jenes „Bild“ bewenden lassen, solange nicht — eben jener Widerspruch sich meldet, d. h. eine neue Erfahrung das Bild in irgendeinem Teile fraglich macht. Denn dann geht es nicht an, bei der Schlichtung des Widerstreits lediglich auf die Abbrüviatur zu blicken; es heißt zurückgreifen auf die ganze lebendige Erfahrung, deren Ergebnis sich im Bilde sammelte, alle die Einzelgeschehnisse zurückzurufen, die es zu vertreten bestimmt war.

Denn deren deutende Zusammenfassung, wie das Bild sie bot, ist ja gerade durch das neue Geschehen fraglich geworden; jetzt heißt es sie nochmals prüfen, ob sie eine Auslegung zulassen, die sich mit dem neuen Erlebnisbestande besser verträgt; jetzt heißt es unter ihnen nach solchen, vielleicht früher kaum beachteten Zügen suchen, in denen die jetzt erst sich hervordrängende Wesensseite sich bereits ankündigte. An die Stelle des Bildes tritt die ausgebreitete Fülle des Materials, aus dem es hergeleitet war, sie wird mit der neuen Erfahrung zusammengehalten — und nicht eher gelangt das vergleichende, ordnende, eingliedernde Tun des Subjekts zur Ruhe, als bis aus Altem und Neuem ein neues, nunmehr aber in sich zusammenstimmendes Bild hergestellt ist, ein Bild, in dem vielleicht nichts von dem alten seinen Platz und seine frühere Bedeutung behauptet hat und das trotzdem die gleiche Erfahrungsfülle in sich zusammenfaßt. Immer wieder also drängt es den auffassenden Geist von der Mannigfaltigkeit der Lebensäußerungen zu der Einheit des Lebens, das sie alle aus sich gebiert. Und auch das neue Bild vermag nur so lange sich ohne wesentliche Umgestaltung zu behaupten, wie nicht abermals neue Geschehnisse Zweifel und Widerspruch wecken und die Arbeit des Zerlegens, Neuordnens, Umschmelzens von neuem beginnt.

Wird der hier analysierte Prozeß glücklich gekennzeichnet durch die Wendung, es werde hier „die Gegenwart aus der Vergangenheit verstanden“ — eine Wendung, die doch darauf hinauskommt, daß die Vergangenheit stets das Lichtspendende, die Gegenwart das die Klärung Empfangende sei? Nein: vielmehr wird nicht weniger das Vergangene aus dem Gegenwärtigen als das Gegenwärtige aus dem Vergangenen verstanden; das Werk der Klärung und Berichtigung erstreckt sich über die ganze Breite des nur je Erfahrenen und Gedeuteten. Noch schärfer geprüft erweist sich die Redeweise, die hier Vergangenheit und Gegenwart wie zwei äußerlich angefügte Stücke einer Reihe auseinanderreißt und dann sekundär in gedankliche Beziehung setzt, als mechanisierende Verfälschung eines Zusammenhangs, der überhaupt keine lineare Abfolge darstellt. Was verstanden werden soll, das ist weder ein isoliertes gegenwärtiges Geschehen, das von einer abgetrennten Vergangenheit her zu interpretieren wäre, noch ein isoliertes vergangenes Geschehen, das von einer abgetrennten Gegenwart her zu interpretieren wäre, sondern das durch vergangenes wie gegenwärtiges Geschehen sich gleichsam hindurchtragende, in allem Wandel mit sich selbst identische einheitliche Wesen, das, aller

bloß äußerlichen Sukzession überlegen, in jedem Einzelgeschehen als ein Ganzes und Ungeteiltes gegenwärtig ist. Ist doch jedes echte „Verstehen“, es möge noch so sehr sich auf die deutende Durchdringung einer einzigen Äußerung zu konzentrieren scheinen, nicht sowohl auf das Begreifen dieses Einzelnen als solchen, dieses nach Zeit und Gehalt Fixierbaren gerichtet, als vielmehr den Gründen inneren Lebens zugewandt, in denen alle zeitliche Festlegung, alle sachliche Begrenzung sich in der den Augenblick überwindenden Totalität des Prozesses aufhebt. Verstehen läßt sich die einzelne Äußerung nicht als ein Abgelöstes und für sich Bestehendes, sondern nur in der Solidarität mit der Einheit des Lebendigen, das sich in sie gleichsam hineinlegt.

Vielleicht wendet man ein, dies Verhältnis wechselseitiger Erhellung sei nur da anzuerkennen, wo die neue Erfahrung die alte Meinung zu berichtigen nötige; aber die ganze Darlegung treffe nicht zu für die Fälle, in denen das Bild lediglich ergänzt oder gar nur bestätigt werde. Denn hier behaupte das Alte sich unverändert. Aber diese Erwägung vergißt: so wenig an und in einem Lebendigen, zumal einem Lebendigen geistiger Art, irgend etwas wandellos beharrt, so wenig lebendige Entwicklung in einem äußerlichen Zufügen und Anbauen bestehen kann — so wenig leistet ein solches Verstehen das, was es soll, das sich in einem Aufsummeln ange-reihter Einzelerkenntnisse erschöpft. Ein Verstehen, das mit dem Fortschreiten des Werdeprozesses Schritt halten will, muß sein Bild in demselben Flusse erhalten, als welcher die Bewegung seines Gegenstandes sich charakterisiert. Hier kann keinerlei Geschehen erfaßt werden, ohne daß irgendwie, bemerkt oder unbemerkt, das zugehörige „Bild“ sich verschöbe, vertiefte, berichtigte; stets greift der neue Eindruck irgendwie zurück in die Bestände angesammelter Erfahrung und lagert sie so oder so um. Wie wäre es anders möglich, da doch jedes echte Verstehen vom Einzelnen her bis in den Kern des Ganzen vorstößt. Die radikale und mit vollem Bewußtsein erfolgende Erneuerung des Bildes, die wir zuerst ins Auge faßten, ist nur das äußerste und deshalb paradigmatisch überzeugungskräftigste Glied auf einer Skala, deren anderes Ende durch die Fälle angeblicher „Bestätigung“ eingenommen wird.

Dürfen wir, was diese Sätze gegen jene Lehre beibrachten, die „die Gegenwart aus der Vergangenheit“ zu verstehen glaubt, übertragen auf die entsprechende Denkleistung, die gegenüber den großen Gesamtverläufen der Historie geübt wird? Zweifellos ragen nicht nur die Gesamtsubjekte, die hier den Gegenstand der Betrachtung

tung bilden, die Völker, Kulturkreise, Epochen, Organisationen, die Werdezusammenhänge von Kunst, Wissenschaft, Religion usf. durch Mächtigkeit und Fülle der Wesensäußerungen weit hinaus über alles, was das Dasein der Einzelsubjekte an den Tag bringt; zweifellos ist ihnen auch eine Struktur zu eigen, viel verschränkter und schwerer durchschaubar als diejenige, die die Einheit der Einzelpersönlichkeit ausmacht. Und doch sind sie den Einzelwesen gerade in den Beziehungen vergleichbar, die für unser Problem entscheidend sind. Denn auch hier sehen wir ein Lebendiges hindurchschreiten durch eine Vielheit von sachbestimmten Betätigungen und durch eine Folge von Taten, Werken und Schicksalen, deren zeitliches und sachliches Auseinander die Einheit des Prozesses nicht auflöst, sondern bestätigt. So ist auch hier dem denkenden Bemühen die fort und fort sich erneuernde Aufgabe gestellt, die sich herandrängenden Gestalten der Gegenwart nicht etwa nur an sich und aus sich zu verstehen, sondern auch mit der lebendigen Vergangenheit zusammenzuschauen, aus deren Schoß sie emporgestiegen sind. Und auch hier fällt nicht nur das Licht einer gewußten und durchklärten Vergangenheit auf eine erst um Gestaltung ringende Gegenwart, sondern die gewaltigen Eindrücke der Gegenwart lassen das Bild der Vergangenheit in neuen, nie geahnten Farben aufleuchten — oder vielmehr: das eine Bild, in dem Vergangenes und Gegenwärtiges sich begegnen, führt uns das eine Wesen vor Augen, das in jenem wie in diesem sich auslebt.

Damit aber dies eine Bild werden könne, bedarf es eines Denkprozesses von gleicher Struktur, wie derjenige es ist, den uns der oben analysierte Fall vor Augen stellte. Auch hier genügt es nicht, das „Bild“ des in Frage stehenden Lebensganzen, also die ohne weiteres zur Verfügung stehende Abbraviatur des zugehörigen Erfahrungsbestandes, heraufzubeschwören und auf ihr Zusammenstimmen mit dem neuen Eindruck zu befragen — auch hier muß von dem Kompendium her zurückgegangen werden in die ganze Breite und Mannigfaltigkeit des lebendigen Geschehens, dessen wesentlichen Gehalt es in sich zusammendrängte; denn nur so kann das, was die Gegenwart an neuen Gestaltungen hervortreibt, eine wirklich organische Verbindung eingehen mit dem, was die Vergangenheit bezeugte. Unterbleibt jene Wiederauflösung des Bildes, so wird entweder ein oberflächliches Kompromiß zwischen den nicht ernstlich zu versöhnenden Größen geschlossen, oder das Denken gibt sich mit einem unverbundenen Nebeneinander unvereinbarer Einzeldrucke zufrieden. Wirkliches Verstehen muß also auch hier er-

neut in die tiefsten Gründe hinabsteigen, die aller Bildgestaltung vorausliegen.

Sind aber die Aufgaben grundsätzlich in beiden Fällen gleich gelagert, so fallen die Bedingungen der Lösung keineswegs zusammen. Die Ausdehnung der fraglichen Lebenseinheiten und die Formen, in denen ihre Schicksale erinnert, gedacht, gestaltet werden, stellen das erkennende Subjekt vor ganz andersartige Forderungen. Die großen Gesamtsubjekte, deren Lebensläufe über Jahrhunderte oder gar Jahrtausende hinweggreifen, sind keinem Betrachter dergestalt gegenwärtig, daß er an Stelle ihres „Bildes“ die Fülle unmittelbar erinnelter Lebensäußerungen vor seinem inneren Auge heraufzubeschwören vermöchte. Was hinter einer gewissen Zeitgrenze zurückliegt, ist der Betrachtung gegenwärtiger Subjekte überhaupt nicht anders als in Gestalt überlieferter „Bilder“, die andere gezeichnet haben, oder etwa erhaltener Selbstbezeugungen zugänglich. Nur durch die Dokumente historischer Überlieferung hindurch, also in einer vermittelten, oft durch die Auslese von Zufall und Willkür bestimmten Form sprechen die zurückliegenden Epochen zu dem gegenwärtigen Geschlecht. Mit der letzten, ursprünglichsten der überhaupt erreichbaren Quellen ist die Grenze bezeichnet, hinter die jene Verflüssigung des „Bildes“ nicht zurückgehen kann. Aber auch bei Anerkennung der damit bezeichneten Schranken — was ist nicht alles erforderlich, damit das Subjekt auch nur bis hierher das Bild, das die Gegenwart in sich trägt, nun auf seine letzten Gründe zurückführen könne! Denn im Einklang mit den Ausmaßen jener Lebensgebilde breiten sich auch die noch erreichbaren Zeugnisse ihres Daseins in unendlicher Buntheit und Vielgestalt, kaum mehr irgendeinem menschlichen Geist überschaubar, in allen Regionen des geistigen Universums aus. Wer dürfte sich rühmen, auch nur einem jener großen Gesamtsubjekte unseres Kulturkreises so nahegetreten zu sein, daß wenigstens alles das, was von Kunde und Selbstbezeugung ihres Lebens in unserem Bereich liegt, seinem zusammenfassenden Griff und seinem überschauenden Blick unterworfen wäre, daß er mithin jede neue Lebensregung des gleichen Lebensganzen alsbald mit einer umfassenden und aufs letzte gehenden Umschmelzung seines „Bildes“ zu beantworten in der Lage wäre!

Schon unter rein quantitativem Gesichtspunkt betrachtet ist also das Unterfangen, „die Gegenwart“, oder, bescheidener gesprochen, auch nur eine unter den großen Mächten des Gegenwartslebens „aus der Vergangenheit zu verstehen“, ein Werk, das eigentlich Menschen-

kraft übersteigt. Es erweist sich als ein solches um so mehr, wenn man bedenkt, daß auch nur die gegenwärtigen Lebensbekundungen des fraglichen Gebildes, also in Wahrheit einen riesenhaften Komplex von Vorgängen, Bewegungen, Verlautbarungen, Aktionen schauend zu umfassen keinem Sterblichen vergönnt ist. Diese Schwierigkeit, zusammengenommen mit der soeben erörterten — läßt sie nicht die Aufgabe, die man der Bildungsarbeit der Schule aufzuerlegen kein Bedenken trägt, als ein Beginnen erscheinen, mit dem selbst der Meister scheitern muß! Und dies um so mehr, als doch die quantitativen Schwierigkeiten nur die unterste Schicht der Gesamtarbeit bezeichnen. Denn angenommen, sie seien bewältigt, so liegt doch erst das Rohmaterial bereit, an dem nun die bildnerischen Kräfte des Subjekts ihr Werk zu tun haben. Wann hätten sie ein größeres Wagnis zu bestehen! Die Mächtigkeit und Erscheinungsfülle der hier zu verstehenden Gebilde mutet historischer Intuition schon dann Beträchtliches zu, wenn es nur ihr vergangenes Leben zu begreifen gilt. Aber immerhin findet sie hier schon in der Gestaltung des Tatsächlichen bestimmte Punkte vor, die ihrer Deutung die Richtung weisen. Denn wenn sie aus der Fülle vergangenen Lebens das historisch Bedeutsame herauszuheben unternimmt, so wird ihre Wahl in demselben Maße von objektiven Kriterien unterstützt, wie die von jenem ausgehenden Wirkungen bereits historisch erkennbar sind. Indem sie die Linien zurückzieht von den Wirkungen zu den Ursachen, gliedert sich der Strom des historischen Lebens, und feste Punkte treten hervor, an denen die Konstruktion ansetzen kann. Wer aber das Meer gegenwärtigen Lebens überschaut, muß solche Orientierungspunkte entbehren. Aus der Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungen vermögen die verschiedenartigsten Auffassungen ihre Belege herauszugreifen. Die Linien, durch welche das Denken dieses Chaos von Gestalten zu ordnen sucht, sie laufen — in das Dunkel der unbestimmten Zukunft hinein. Denn so ist es in der Tat: historisches Verstehen der Gegenwart ist nicht nur eine Synthese von Vergangenheit und Gegenwart, sondern ein vorwegnehmendes Deuten der Zukunft. Die Zukunft, wie wir sie wünschen, hoffen und fürchten, gibt einen Teil der Gesichtspunkte her, nach denen wir aus dem unabsehbaren Gewirr der Gegenwartstatsachen bestimmte Elemente auslesen, um sie dem Aufbau unseres Erkenntnisbildes einzufügen.¹⁾ Naturgemäß eröffnet

1) Vgl. die Untersuchung von E. Troeltsch „Was heißt Wesen des Christentums?“ in Bd. II der Gesammelten Schriften, die überaus be-

sich aber der Divination, wo die Möglichkeiten der Zukunft in die Konstruktion eingreifen, ein noch weiteres Feld.

Alles in allem genommen: ein Verstehen, das so im Gegenwärtigen das Vergangene wie das Kommende zu ergreifen unternimmt und, um es zu können, eine unübersehbare Fülle vielgestaltigen Lebens in einem Griff zusammenrafft, gehört zu den gewagtesten Unternehmungen, mit denen überhaupt der menschliche Geist sich einlassen kann. Dieser Versuch kann nur dann mehr sein als luftigste Spekulation und ungezügelter Phantasie, wenn er sich mit allen nur irgend erreichbaren Sicherungen und Kontrollen umgibt; d. h. wenn er das divinatorische Element, das nun einmal die Seele solchen bildnerischen Tuns ausmacht, durch gewissenhafteste und gründlichste Prüfung des einschlägigen Erfahrungsstoffes zügelt und durch eine zur höchsten Wachsamkeit gesteigerte kritische Selbstbesinnung von Voreiligkeiten und Extravaganzen zurückhält.

2. PSEUDOHISTORISCHE BILDER

Daß das Verstehen der Gegenwart aus der Vergangenheit, diese auf den ersten Blick kaum problematische Denkoperation, in Wahrheit einer der kompliziertesten Prozesse ist, die das historische Erkennen überhaupt zu vollziehen hat, das mußte nicht zum wenigsten deshalb so eingehend dargetan werden, weil die Lebenspraxis unserer Zeit das genaue Gegenteil zu beweisen scheint. Fragen, die solches Verstehen verlangen, pflegen von jedem auch nur halbwegs Gebildeten mit einer Sicherheit und Schnelligkeit erledigt zu werden, die keinen Augenblick an der eigenen Zulänglichkeit zweifelt und dies durch die apodiktische Form, die für alle Gegenwurtsurteile zumal politischen Inhalts Gesetz zu sein scheint, deutlich bekundet. Dabei sind der Anlässe unzählige, die Urteile solchen Charakters herausfordern. Der Mensch, dahinlebend im Banne der großen Daseinsmächte, die ein über die Jahrtausende sich erstreckender historischer Prozeß zu ihrer heutigen Gestalt und Verfassung hat gelangen lassen, in seiner Existenz von ihnen getragen und gehemmt, durch sie mit Gütern ausgestattet, mit Tugenden gesegnet, mit Leidenschaften erfüllt und mit Entzweiungen heimgesucht, erlebt dies alles nicht nur bewußtlos, wie ein ohne sein Zutun abrollendes Schicksal, sondern sieht jene Gewalten ihr Drama auf der Bühne

lehrende Analyse eines derjenigen Begriffe, die mancher Geschichtsauffassung immer noch als „objektive“ Abbilder der historischen Wirklichkeit gelten.

der Welt spielen, weiß sich ihnen nicht nur im Leiden, sondern auch im Tun verbunden und kann somit gar nicht anders als von ihrem Wesen, wie es wurde, ist und sein wird, „sich ein Bild machen“, auf daß ihr lebendiges Wirken ihm verständlich, womöglich im voraus berechenbar werde. Eine überreich entwickelte Publizität trägt ihm unaufhörlich aus allen Regionen der Welt die Äußerungen, Handlungen, Leistungen zu, in denen sich das Leben jener Riesengebilde nach außen projiziert; er kann keine Zeitung lesen, ohne sich zu einer wenn auch noch so bescheidenen Betätigung der Funktion aufgefordert zu fühlen, die unser Problem bildet; immer wieder gilt es einen gemeldeten oder auch miterlebten Vorgang in die historische Lebenstotalität einzubetten, in deren Lebensgang er ein Glied bildet. Und doch — muß das ihm Zugemutete nicht ganz unerfüllbar erscheinen, sobald man Umfang und Gewicht der Schwierigkeiten ermißt, die, oben Erörtertem zufolge, sich selbst dem geschulten Sachkenner in den Weg stellen, wenn er sich Erkenntnisaufgaben solcher Art zuwendet! Denn in welcher Lage ist, mit ihm verglichen, derjenige, dem nur hin und wieder ein flüchtiger Blick auf die früheren Wesensbekundungen jener Kultur-mächte und auf die Vielseitigkeit ihrer gegenwärtigen Seinsentfaltungen vergönnt war? Auf welche Erfahrungsbestände soll er zurückgreifen, wenn aus den Wesenstiefen dieser Gebilde eine neue Tat hervorbricht und von dem Mitlebenden, Mithandelnden „Verständnis“ aus dem Ganzen heraus fordert? Was er besitzt, das ist in vielen, ja in den meisten Fällen nicht ein Bild, das einen hinter ihm lagernden, jederzeit aktualisierbaren reicheren Erfahrungsbestand vertritt und deshalb ohne weiteres in einen flüssigen Zustand übergeführt werden kann, sondern ein dürftiger Inbegriff von allgemeinen Bestimmungen, hinter denen überhaupt nichts Weiteres an konkreter, entfaltungsbereiter Anschauung steht. Man mache sich doch klar, über welche Erfahrungsbestände der durchschnittliche Zeitgenosse verfügt, wenn er seine Begriffe vom russischen Volkscharakter, von der Seele des Proletariers, vom Geist des Katholizismus, von der englischen Kultur usw. zu voller Entwicklung bringen will! Ein paar von der Schule her festgehaltene historische Daten, ein Leitartikel, einige hier oder dort aufgelesene „Charakterzüge“, vielleicht die zufälligen Eindrücke von einigen persönlichen Vertretern der fraglichen Lebensmächte — das ist das Material, aus dem er einmal seine Gesamtanschauung zurechtzimmert hat, eine Gesamtanschauung, die zu inhaltsarm, zu starr und flächenhaft ist, als daß sie in lebendige Bewegung aufgelöst

und mit neuen Eindrücken organisch ineinandergearbeitet werden könnte.

Ermittelt man das hier bestehende Mißverhältnis zwischen den mit der Erkenntnisaufgabe gestellten ideellen Anforderungen und der tatsächlichen Ausstattung des Subjekts — man sollte denken, daß kritischer Zweifel, tiefes Mißtrauen in das eigene Urteilsvermögen, ja resignierter Verzicht die Regel bildete. Wie bemerkt, ist das Gegenteil der Fall. Dieselben Menschen, die sich den Problemen aus anderen Erkenntnisphären respektvoll fernhalten, die sich nie grundlos dem Wahn hingeben würden, die Differentialrechnung, die Sprache der alten Babylonier, die Wirkungen des Radiums zu „verstehen“, pflegen diese Erkenntnisaufgaben mit einer unbeschwertten Zuversicht anzufassen und abzutun, die nur dann verständlich ist, wenn sie sich im Besitze aller der Voraussetzungen glauben, an die ihre befriedigende Lösung gebunden ist. Die üblichen Formen der Meinungsbildung im inner- und außenpolitischen Kampf der Parteien und Völker geben die überzeugendsten Belege davon, wie felsenfest der Durchschnitt der Tragfähigkeit seiner Gesamtanschauungen vertraut, wie er in seinen Klischees den Schlüssel zum Verständnis der Weltgeschichte in der Hand zu haben vermeint.

Wie erklärt es sich, daß die notwendigen Voraussetzungen der hier verlangten Erkenntnisleistung so durchaus verkannt werden können? Die Ursache ist zu suchen in denjenigen Eigentümlichkeiten des in Frage stehenden Denkprozesses, die uns sein Ergebnis als „Bild“ zu bezeichnen nahelegten. Diese Bezeichnung ist deshalb wie keine andere geeignet, die Eigenart des Denkgebildes anzudeuten, weil jegliches Verstehen, seine materielle Grundlage sei so beschränkt, so einseitig, so flüchtig wie sie wolle, in dem Gegebenen ein Ganzes zu ergreifen trachtet, das Ganze des in die vorliegende Äußerung sich hineinlegenden, aber nicht in ihr sich erschöpfenden Seelentums — und wie kann anders aus den zufälligen und bruchstückhaften Befunden ein solches Ganzes gewonnen werden als durch einen Akt innerer Bildgestaltung, der, was das unmittelbar Gegebene an Hinweisen vermissen läßt, durch eine Art von ergänzender und abrundender Phantasie hinzufügt. Auch wenn uns ein Mensch zum ersten Male vor Augen tritt, uns nur durch ein paar hingeworfene Äußerungen, durch einen Blick oder eine Gebärde von dem, was er ist, etwas kund werden läßt — unsere Auffassung beschränkt sich nicht auf die Registrierung dieser isolierten Daten als solcher, sondern sieht hinter ihnen die wenn auch

noch so schattenhaften Umriss einer menschlichen Totalität sichtbar werden. Und zwar bedarf es keineswegs besonderer, an den ersten Eindruck sich anschließender Denkakte, damit dies Bild werde: in und mit dem Gewahrwerden der Äußerung ist auch schon das Bild vorhanden. Der weitere Umgang mag dann den ersten Eindruck, nicht ohne das Eingreifen bewußter Reflexion, weiterhin ergänzen und berichtigen — niemals besteht dieser fortschreitende Erkenntnisprozeß in einem Aufsammeln und Zusammensetzen von Einzeleinsichten, die erst am Abschluß, aufsummiert, den gewünschten Gesamteindruck ergäben; sondern in jeder Phase steht uns ein Gesamtbild vor Augen, das nur in seinen Zügen vollständiger ausgeführt, in seinen Einzelheiten besser gesichert wird. Man sieht: hier liegt ein Erkenntnisprozeß vor, der, um sich bereits im Besitz eines Ergebnisses zu fühlen, nicht erst der Vollständigkeit in der an sich möglichen Materialbeherrschung bedarf, der im Gegenteil sich eigentlich ständig am Ziele weiß, weil er des gesuchten Ganzen immerfort in irgendeiner Weise habhaft ist. Das „Bild“ scheint in seiner lebensvollen Eindringlichkeit fort und fort für seine Zuverlässigkeit zu zeugen; ein naiv den Eindrücken sich hingebender Mensch muß notwendig es einer wohlgegründeten Erkenntnis gleich achten. Ein Blick auf die oben vergleichsweise herangezogenen Erkenntnisleistungen genügt, um deutlich zu machen, daß und weshalb das hiermit in seiner Eigenart charakterisierte Denkgeschehen in anderen Regionen der Erkenntnis keinerlei Gegenstück findet.

Genau die gleichen Kräfte der Bildgestaltung treten nun ins Spiel, wenn es nicht eine einzelne Persönlichkeit zu verstehen gilt, die in voller Lebendigkeit gegenwärtig ist, sondern eine Kollektivwesenheit, die nur mit gewissen Ausläufern ihrer Existenz, mit vermittelten und abgeleiteten Bezeugungen ihres Wesens in den Gesichtskreis des Subjekts hineinragt. Alle Dürftigkeit des verfügbaren Materials vermag nicht die bildenden, ergänzenden Energien zu hemmen und zu beirren, die, selbsttätig und unkontrolliert, das Gegebene zu einem beseelten und verständlichen Bilde zusammenschweißen. Eine unermüdliche Phantasie ist ständig daran, alles Fragmentarische, Zufällige, Isolierte in einen sich selbst erklärenden Zusammenhang einzustellen. Und so unbegründet und überheblich die Meinung sein mag, ein so dürftig ausgestattetes Bild sei einem wirklichen Wissen gleichzuachten, ein Umstand ist geeignet, dieser Vorstellung etwas von ihrer Angreifbarkeit zu nehmen. Denn eines hat auch dies Stückwerk von Wissen mit der Erkenntnis des gewiegtesten Sachkenners gemeinsam: auch sein Wissen ist ein „Bild“,

das nicht aus einer wirklich erschöpfenden Bemeisterung des ganzen Rohmaterials lebendiger Erfahrung seine Wahrheitsansprüche herleitet, sondern eine schlechterdings unübersehbare Lebensbewegung durch Auswahl, Zusammenordnung und plastische Gestaltung des Erreichbaren zu vertreten bestimmt ist. Auch dieses Bild wäre nicht geworden ohne das Eingreifen derselben Phantasie, die auch dem Stümper ihre Hilfe leiht. So weit auch der Abstand ist, der die gesättigte Anschauung des Kenners von den groben und schattierungsarmen Vorstellungsbildern des durchschnittlichen Betrachters scheidet, die Grenzen zwischen Richtig und Falsch, zwischen Verstehen und Nichtverstehen können historischen Objekten gegenüber nie so scharf und eindeutig gezogen werden wie gegenüber jenen anderen. Sie können allenfalls bestimmt werden materiell, insofern vollständige Beherrschung des erreichbaren Einzelmaterials erste Bedingung wirklichen Verstehens ist, aber sie können nicht bestimmt werden funktionell, denn das divinatorische Element, das allem historischen Erkennen innewohnt, verträgt keine streng methodische Begrenzung. So leitet denn eine Reihe von fließenden Übergängen hinüber vom völligen Verstehen des Objekts bis zum gründlichsten Mißverstehen. Alle die Vorstellungen aber, in denen sich diese Abstufungen des Verständnisses ausdrücken, haben eins gemeinsam: sie erscheinen sich im gleichen Maße „objektiv“, in der Erfahrung gegründet, historisch beweisbar; die bildgestaltende Phantasie tut ihr Werk mit einer Unbefangenheit, die kein Gefühl der Unsicherheit aufkommen läßt.

Dabei ist es nicht etwa nur die Ärmlichkeit der Unterlagen, die diesem Glauben das Recht entzieht. Je freier die bildenden Kräfte mit dem Gegebenen schalten, je weniger ihr Spielraum durch wohlgegründete Kenntnis der Dinge beschränkt, ihre Beweglichkeit durch kritische Zucht des Denkens im Zaum gehalten wird, um so leichter lassen sie Tendenzen anderer Art und Herkunft neben sich aufkommen: Furcht und Hoffnung, Wunsch und Begierde, Haß und Liebe drängen sich, ohne daß sich das Subjekt dessen bewußt zu sein braucht, in den Vorgang der Bildwerdung ein und verleihen dem zu gestaltenden Ganzen diejenigen Züge, die sie an ihm zu finden wünschen, um sich in ihnen bestätigt zu finden. Was aber als Resultat solchen Denkgeschehens vor dem geistigen Auge dasteht, das teilt mit dem echten Verständnis das Sicherheitsgefühl historischer Begründung: jetzt ist „die Gegenwart aus der Vergangenheit verstanden“.

So sieht also das Denken, sobald es die Lebenserscheinungen

historisch zu verstehen sucht, sich Irrwegen gegenüber, die nicht nur zahlreicher sind als die, welche es in anderen Richtungen seiner Betätigung trügen können, sondern die es auch bis zum Ende verfolgen kann, ohne des Truges inne zu werden. Diese verhängnisvolle Eigentümlichkeit muß sich deshalb besonders stark geltend machen, weil, so sahen wir, das Leben die Gegenstände gerade dieses Erkennens in seinen Gestalten auch dem Unberufenen derart entgegenträgt, daß er kaum anders kann als sich an ihnen versuchen. Am tiefsten aber greifen die Wirkungen solcher Irrgänge des historischen Denkens, weil sie, soweit die Gegenwart ihr Gegenstand ist, weit mehr sind als bloße Fehler des Denkens. Das Urteil über das Gestern ist das Urteil des Schauenden, das Urteil über das Heute ist das Urteil des Handelnden. Jedes historische Verstehen der Gegenwart ist nicht nur Theorie, sondern löst ganz unmittelbar Willensantriebe bei denen aus, die mit historischen Wirkungen zu handeln berufen sind. Hier liegt der tiefste Grund dafür, daß bewußt oder unbewußt stets Zukunftsgedanken in das Verstehen der Gegenwart eingreifen. So wird das historische Verstehen der Gegenwart selbst ein Faktor historischen Geschehens. Und zwar ein Faktor, dessen Anteil an der Verursachung dieses Geschehens immer mehr angewachsen ist. Es gehört zu den grundlegenden Tatsachen der menschlichen Geistes- und Kulturentwicklung, daß in zunehmendem Maße die unbewußt wirkenden Instinkte und Gefühle, aus denen das Handeln seine Antriebe empfangt, verdrängt werden durch klar bewußte Motivierungen. Zumal das geistige Wesen unserer Zeit wird gekennzeichnet durch diese helle Bewußtheit, die alles Handeln unter dem Gesichtspunkt reiner Zweckmäßigkeit von gefühlsmäßigen und ererbten Motivierungen loslösen und durch und durch rationalisieren möchte. Unter den bewußten Motivierungen aber, die den Gegenwartsmenschen in seinem Handeln leiten, nehmen die historisch begründeten einen sehr breiten Raum ein. Indem sich aber die Intensität steigerte, mit der das historische Denken auf das Handeln wirkt, weitete sich gleichzeitig der Kreis der Individuen unabsehbar aus, deren Handeln nun wiederum historische Wirkungen nach sich ziehen sollte. Seitdem die Massen immer stärkeren Anteil an der Ausgestaltung der Gemeinschaftsgebilde gewonnen haben, seitdem vollends jeder Bürger durch Ausübung politischer Rechte Mitträger staatlichen Lebens geworden ist, gibt es kaum einen einzigen Menschen mehr, dessen Denken und Handeln nicht irgendwie zu historischen Wirkungen beisteuerte. So kommt es, daß die Art, wie Millionen und Abermillionen von Köpfen,

die alle erdenklichen Schattierungen von Wissen und Bildung repräsentieren, ihre Umwelt verstehen oder zu verstehen meinen, tiefe Spuren hinterläßt in den fernerer Schicksalen dieser Umwelt. Nun verstärkt aber die Überzeugung, eine das Handeln leitende Erwägung sei historisch begründet, die Motivationskraft dieser Erwägung genau so wirksam, ob sie begründet ist oder ein Wahn. Hier liegt die schwerwiegendste Wirkung der Tatsache, daß der eigentliche Aufbau der historischen Bilder durch logisch nicht kontrollierbare Kräfte vollzogen wird. Die historische Motivierung verdankt ihre durchschlagende Kraft gerade dem Umstande, daß sie rationell, bewußt, wissenschaftlich bewiesen auftritt, und hat doch in ihrer Entstehung ein Stück, das allen irrationalen Einflüssen preisgegeben ist, weil es sich der Aufsicht des kritischen Denkens entzieht. Die Wirkung ist die, daß pseudohistorisches Mißverstehen das Handeln mit der gleichen Kraft nach der falschen Seite hin leitet, mit der historisches Verstehen es richtig lenkt. Auch das hat wiederum unsere Zeit zu voller Klarheit gebracht. Wer möchte den Anteil abschätzen, den vermeintlich historisch begründete falsche Vorstellungen an dem Haß der Völker, dem Zwist der Parteien haben? Daß sich jedenfalls die Völker in diesem Zeitalter historischen Denkens mehr verkannt haben als gekannt, das hat das Leben mit überzeugender Beweisführung aufgedeckt — wie denn überhaupt die Irrtümer, denen das historische Denken in der Beurteilung seiner Zeit verfällt, schließlich ebenso unwiderleglich überführt werden, wie das Experiment es den Irrtümern des naturwissenschaftlichen Denkens widerfahren läßt: nur daß das Experiment an Leib und Leben des Irrenden selbst vollzogen wird durch die unerbittlich prüfende Wirklichkeit selbst; und die Berichtigung zu nutzen vermögen nur die kommenden Geschlechter, für die der Irrtum und seine Buße bereits Geschichte geworden ist.

Wer einmal erkannt hat, daß historisches Denken ebensowohl zum Segen wie zum Fluch sich entfalten kann, dem scheint die Frage nicht fernzuliegen, ob nicht ein geistiger Gesamtzustand, der die Begründung des Handelns aus historischen Erwägungen und damit die Möglichkeit ihrer verhängnisvollen Wirkungen ausschloß, dem tatsächlich bestehenden vorzuziehen wäre. Wieviel gesunder, glücklicher, irrtumsloser erscheint ein solcher unhistorischer Zustand des Geistes, verglichen mit einem pseudohistorischen, der die Seelen der Völker mit Zerrbildern der Wirklichkeit erfüllt und verstört. Als Nietzsche den Zustand des Unhistorischen als den „Mutterschoß jeder rechten Tat“ feierte, da

waren es nur die lähmenden Wirkungen eines das Leben unterjochenden Historismus, denen er jenes Bild ungebrochen ursprünglicher Kraftfülle gegenüberstellte. Und doch scheint die pseudo-historische Geistesverfassung an auflösenden Wirkungen die allzu historische um ebensoviel zu überbieten, wie der wahnbetörte Geist den wissensüberlasteten an Gefährlichkeit hinter sich läßt. Indessen ist jene Frage in der Tat müßig und nur aus der Stimmung einer unfruchtbaren und wirklichkeitsfremden Romantik heraus ernstlich zu stellen. Genau so, wie die helle Bewußtheit des modernen Kulturlebens durch keinerlei Erwägungen oder Eingriffe mehr rückgängig gemacht werden kann, so können auch die historischen Motivierungen des Handelns weder bei dem Einzelnen noch bei der Gesamtheit ausgeschaltet werden. Ja, das moderne Leben gestattet sie nicht nur, sondern erzwingt sie sogar auf Schritt und Tritt. Seitdem jeder Staatsbürger zu politischem Mithandeln aufgerufen ist, kann er gar nicht anders als irgendwie zu den historischen Gebilden, in denen ihm das Leben entgegentritt, Stellung nehmen, und dazu bedarf es wiederum der wenn auch noch so kümmerlichen historischen Einsichten, die ihm die Schule, die Presse, überhaupt die gesteigerte Öffentlichkeit unseres Lebens zuträgt. Verlangt mithin das moderne Leben von ihm auf der einen Seite historisches Verständnis der Gegenwart und kommt dies Verständnis doch andererseits nur durch eine Betätigung des Denkens zustande, deren nur ein kleiner Kreis von Berufenen fähig ist, so haben wir hier eine Antinomie der Kulturentwicklung vor uns, die keine Weisheit ausgleichen kann, sondern die es höchstens abzuschwächen und in ihren Wirkungen möglichst unschädlich zu machen gilt. Gerade unsere Generation, die die Naturkraft historischer Vorstellungen in ihrer aufbauenden und ihrer zerstörenden Wirkung kennen gelernt hat, darf in diesem Problem eine ihrer ernstlichsten Aufgaben sehen.

3. ERZIEHUNG ZU HISTORISCHEM VERSTEHEN

Ein wesentlicher Teil dieser Aufgabe fällt naturgemäß der höheren Schule zu. Daß und warum diese ihre Pflicht so ernst und so verantwortungsvoll ist und in welcher Richtung ihre Lösung zu suchen ist, das sollte auf dem weiten Umwege recht deutlich werden, den unsere Untersuchung gemacht hat. Er sollte zunächst erkennen lassen, welcher Grundfehler den sich drängenden Reformvorschlägen gemeinsam ist: sie alle sind, auch wo die Parole „Erziehung zum historischen Denken“ heißt, durchaus nach der Seite des Stoffs hin orientiert, mögen sie nun dessen quantitative Erweiterung —

größere Ausführlichkeit, Fortschreiten bis zur unmittelbarsten Gegenwart — oder die Bevorzugung bestimmter sachlich oder zeitlich abgegrenzter Gebiete — sei es des Altertums, des 19. Jahrhunderts, der Wirtschaftsgeschichte, des sozialen Lebens usf. — verlangen. Wie sollte zunächst eine Vermehrung des Stoffquantums, dessen, was der Schüler „wissen muß“, zu dem erstrebten Verständnis führen? Man mag dem Geschichtsunterricht zeitlichen Spielraum und Stoff gewähren, so viel der Eifer der Reformer verlangt, er wird niemals auch nur eine einzige der historischen Lebensmächte in derartiger materieller Vollständigkeit behandeln können, daß auch nur die quantitativen Voraussetzungen erfüllt wären, die das gesuchte Verständnis bedingen. Er wird es keinem der Zöglinge ersparen können, späterhin, wenn er solches Verständnis zu erwerben wünscht, sich in vergangene und gegenwärtige Offenbarungen des historischen Gebildes in persönlich eindringender Arbeit zu versenken. Was er dem Lernenden stofflich geben kann, wird nie mehr sein als eine erste Übersicht, eine vorläufige Orientierung über ein unabsehbar weites Stoffgebiet.¹⁾ Aber selbst wenn wir von dieser quantitativen Schwierigkeit absehen, ist schon an sich die Fragestellung, die auf den Stoff als solchen geht, irreführend. Sie geht im Sinne des „naiven Realismus“ von der Anschauung aus, das historische Erkennen sei ein einfaches Hinnehmen, Ablesen eines fertig Gegebenen, und verkennet, daß es ein schaffendes Aufbauen aus an sich ungeformten Elementen ist. Die Kräfte des erkennenden Geistes, denen dieser Aufbau obliegt, ohne deren lebendige Betätigung aller Stoff nur tote Masse ist, sie sind es, die vor allem geweckt und entwickelt werden müssen. Diesem ihrem wichtigsten Ziel aber kommt die Erziehung in all den Fällen nicht einen Schritt näher, wo ein historischer Stoff, mag er dem grauen Altertum oder der hellen Gegenwart angehören, als fertiges Wissen, begrifflich geformt vorgelegt wird. Denn an ihm ist die Arbeit des Verstehens, der bildnerischen Gestaltung, bereits vollendet: in diesem Fall wird also dem Lernenden nicht sowohl die Aufgabe als vielmehr die fertige Lösung gegeben.²⁾ So einfach macht es uns

1) Von einem anderen Ausgangspunkt her erörtert in dem Anhang I „Geschichtsunterricht und Sprachunterricht“.

2) Aus diesem Grunde vermag ich mir auch von der vielfach empfohlenen Lektüre moderner historischer Werke nach dieser Richtung hin keinen Erfolg zu versprechen. Sie mag manche wertvollen Bedürfnisse des Geistes befriedigen, aber, soweit historisches Denken in Frage steht, gibt sie immer wieder nur verarbeiteten Stoff, ohne die produk-

aber die Gegenwart, die wir verstehen lernen sollen, nicht; sie gibt uns nicht fertige Begriffe, sondern den Tatsachenstoff, den wir selbst erst begreifen sollen. Historisches Verstehen wird also nicht da geübt, wo der Geist das starre Produkt des Prozesses historischer Bildgestaltung hinnimmt, sondern nur da, wo er diesen Prozeß in seinem Werden in sich erlebt. Wie aber muß nun der Stoff beschaffen sein, an dem der Lernende wirklich die aufbauenden Grundkräfte des historischen Erkennens entwickeln und erproben soll? Auch hier bleibt, wer den Stoff an und für sich, nach seiner zeitlichen Bestimmtheit oder seiner sachlichen Bedeutung, nach dem Wert, dem Interesse, das ihm zukommt, ins Auge faßt, ohne Antwort. Ein historischer Stoff kann sachlich von höchstem, unbestrittenem Wert und trotzdem — oder auch gerade deshalb — durchaus ungeeignet sein, einem unfertigen Geist als Gegenstand seiner ersten tastenden Versuche überantwortet zu werden. Vielmehr ist die Art, wie sich der fragliche Stoff den noch ungeübten Kräften des werdenden Geistes darbietet, sein funktionelles Verhältnis zu den Grundformen des Erkennens, in dieser Frage ausschlaggebend. Dieses Auswahlprinzip muß im Gang der Erziehung zu historischem Denken genau so sorgsam und bewußt durchgeführt werden, wie es etwa für die Stoffbestimmung in den mathematischen und sprachlichen Fächern längst in selbstverständlicher Geltung ist. Ja, behutsame und planmäßig fortschreitende Lenkung des sich entwickelnden Geistes ist hier noch mehr vonnöten als dort, weil dieses Denken, insofern es ohne Konstruktion nie zum Ziel gelangt, ein Element enthält, das unbewacht und sich selbst überlassen nur zu leicht verwildert. Und wieviel schwerer ist es, falsche Gewöhnungen des Denkens, die im Verborgenen wuchernd tiefe Wurzeln geschlagen haben, auszurotten, als selbst umfangreiche Lücken des stofflichen Wissens auszufüllen. Nun ist bisher kaum der Versuch gemacht worden, an der Hand fester Kriterien die geschichtlichen Stoffe nach dem Grade der Schwierigkeiten, die sie dem Erkennen bieten, in einer Stufenfolge anzuordnen. Und es ist ungemein lehrreich, festzustellen, aus welchem Grunde dies unterblieben ist. Die Anordnung nach Leichterem und Schwererem, die sich im mathematischen, naturwissenschaftlichen, sprachlichen Unterricht wie von selbst aus der Natur der Objekte ergibt, kann gegenüber den historischen Gegenständen nur auf Grund komplizierter Gedankengänge

tiven Kräfte des Erkennens in Bewegung zu setzen. Vgl. auch hierzu den 1. Anhang.

durchgeführt werden, weil die oben dargelegte Eigenart der historischen Begriffsbildung die Schwierigkeiten des Erkenntnisprozesses sehr oft nicht zum Bewußtsein kommen läßt.¹⁾ Die gesamten bisherigen Ausführungen sollen die Grundlage bilden für einen Versuch, Kriterien für die Auswahl des historischen Bildungstoffes zu finden. Sie ließen sich etwa folgendermaßen formulieren: Die Objekte müssen derart ausgewählt werden, daß von vornherein die Konstruktion des erkennenden Geistes nur in streng methodischem Sinne in Tätigkeit treten kann. Dies ist nur dann der Fall, wenn 1. das Quantum der Einzelelemente, in denen sich das zu verstehende historische Objekt darbietet, nur so groß ist, daß diese in lückenloser Vollständigkeit als Grundlage des Verstehens dem Lernenden überantwortet werden können — nur dann betätigt sich die Konstruktion innerhalb der durch exaktes Wissen gezogenen Grenzen; wenn 2. die Einzelelemente qualitativ so beschaffen sind, daß das vom Lernenden jeweils erreichte geistige Spann- und Deutungsvermögen ausreicht, um aus ihnen das Wesen des Objektes zu erfassen — nur dann wird die Konstruktion in methodischer Besonnenheit geübt und bleibt davor bewahrt, in vages Raten auszuarten.

Wo ist aber nun die Stelle, an der wir das Wesen eines Vergangenen in einer solchen Verdichtung und Verdeutlichung, wie sie diese Forderungen beanspruchen, zu erfassen vermöchten? Es ist eine schlechthin einzigartige und unvergleichliche Verbindung, die die Schrift zwischen uns und der Vergangenheit herstellt. Wenn das, was war, als Leben dem Los der Vergänglichkeit verfallen ist, so hebt sie etwas von dem Inhalt dieses Lebens aus dem

1) Nur so ist es zu erklären, daß gewisse Reformer gerade historische Erscheinungen von äußerst komplizierter Zusammensetzung für geeignet halten, an ihnen historisches Denken zu entwickeln. Hierfür nur ein Beispiel. Vielfach findet sich der Gedanke, man könne die Schüler dazu führen, bestimmte Handlungen historischer Persönlichkeiten zu verstehen, d. h. auf ihre Motive zurückzuführen. Also eine Aufgabe, die zunächst in ihrer Beschränkung auf einen konkreten Einzelfall nicht allzu schwer lösbar erscheint. In Wahrheit erfordert sie als Unterlage folgende Elemente: 1. Kenntnis der gesamten auf die fragliche Handlung einwirkenden Umstände, soweit die Überlieferung sie festzustellen gestattet. 2. Kenntnis des Wesens der fraglichen Persönlichkeit nach allen vorliegenden Äußerungen. 3. Kenntnis der die gesamte Zeit bewegenden Vorstellungs- und Gefühlswelt, die den ganzen Vorgang durchwirkt. Eine Synthese aus diesen Elementen führt zu einem hypothetischen Verständnis der fraglichen Handlung. Fehlen diese Elemente auch nur zum Teil, so artet der Versuch des Verstehens in uferloses Phantasieren aus.

Strom des Werdens heraus und verleiht ihm eine überzeitliche Dauer; über die Jahrtausende hinweg setzt sie die Geister der Werdenden mit den Geistern der Gewesenen in unmittelbare Verbindung. Was sie uns gibt, das ist vor allem ein Doppeltes: die Sprache, die den Gedanken die Mittel des Ausdrucks lieh, und die Gedanken, die mit diesen Mitteln sich ausdrückten. In beiden aber gibt sie uns nichts anderes als eben die Wesensbekundungen historischer Individuen. In der Sprache, dem Werk gemeinsamen Denkens und Fühlens, hat die kollektive Individualität der sprachschöpferischen Gemeinschaft ihr innerstes Wesen zu sichtbarer Verkörperung verdichtet, der Geist des Volkes sich einen Leib gebaut. In den literarischen Schöpfungen aber haben die individuellen Geister der Vergangenheit ihr inneres Leben aus sich heraustreten und sichtbar werden lassen. So tragen uns denn in Sprache und Sprachdenkmälern die historischen Individuen selbst ihr Wesen entgegen, sie treten uns von Angesicht zu Angesicht gegenüber. Es ist in der Tat das Leben der Vergangenheit, das unseren Geist berührt. Wie ganz anders ist es doch, wenn wir über das Leben der Vergangenheit uns erzählen lassen, und wenn dieses Leben selbst uns Antwort gibt. Dort schiebt sich der Geist des Berichterstatters zwischen uns und dieses Leben, das er uns schon vorgedacht, vorgeformt hat; wir sehen die Vergangenheit mit seinen Augen, seinen Begriffen. Hier gilt es, selbstschaffend das geschaute Leben zu deuten, von der Selbstbezeugung des Wesens zum Wesen selbst vorzudringen. Und diese Aufgabe ist hier, wo das Wesen in so konzentrierter Form sich selbst uns darbietet, erheblich leichter und fruchtbarer zu erfüllen als da, wo wir uns ihm nur auf dem Weg einer weitgreifenden, verwickelten und keineswegs immer zweifel-freien Abstraktion aus weitverstreuten Einzelnachrichten zu nähern vermögen.

Freilich sind Sprache und Sprachdenkmäler nicht die einzigen Formen, in denen der Geist einer Zeit Dauer gewinnt und den Nachgeborenen gegenübertritt. Die Schöpfungen der nichtredenden Künste z. B. bekunden unfraglich an sich nicht minder eindrucksvoll den Schöpfergeist, aus dem sie entsprungen sind. Trotzdem geben sie für historisches Erkennen ein sehr viel spröderes Objekt ab, und zwar deshalb, weil das, was sie nach dieser Richtung hin lehren, nur sehr schwer mit den begrifflichen Mitteln des Erkennens zu erfassen ist; es bedarf einer sehr tiefgreifenden, im einzelnen oft recht anfechtbaren Umsetzung des Gefühlten und Geschauten in eine ganz andere Schicht des Denkens, damit das Wesen des Schaf-

fenden aus der Schöpfung erkannt werde. Nicht umsonst hat man oft das Gefühl, auf recht schwankendem Boden zu gehen, wenn aus den Werken bildender Kunst Wesen und Geist des Künstlers und seiner Epoche gedeutet werden soll; vollends den Werken der Musik gegenüber wird der entsprechende Versuch oft zu einem phantastischen Schwelgen im Grenzenlosen. Die Sprachdenkmäler hingegen, in denen der Schöpfer selbst bereits sein Inneres auf die begriffliche Form des Gedankens gebracht und als Wort aus sich herausgestellt hat, erheben damit das Objekt in diejenige Sphäre des Geistes, in der auch die von dem Erkennenden anzuwendenden Mittel, die ja eben nichts anderes sind als Begriffe, Gedanken, Worte, heimisch sind.¹⁾

Damit ist entschieden, welche Objekte des historischen Erkennens den oben gestellten Anforderungen am vollkommensten genügen. Es sind keine anderen als diejenigen, in denen die höhere Schule längst mit Recht ein Stück ihres wertvollsten Besitzes erblickt hat: die Gegenstände des fremdsprachlichen Unterrichts. Darum hat auch der Sprachunterricht bereits bisher, je nach seiner Handhabung mit größerem oder geringerem Erfolg, zur Schulung des historischen Denkens seinen Beitrag geliefert. Dieser wird nur deshalb meist nicht richtig eingeschätzt, weil nicht ohne weiteres durchsichtig ist, wie stark und wie produktiv bei der Erfassung fremder Sprachen und Literaturschöpfungen die spezifischen Funktionen des historischen Erkennens beteiligt sind.²⁾ Noch weniger aber hat man meist einsehen wollen, daß diese Schulung der Denkform auch dem Verstehen der gegenwärtigen historischen Welt, das nur die Anwendung eben dieser Form auf einen besonders komplexen Stoff ist, zugute kommt. Wie fern man meist dieser Einsicht ist, beweist der Eifer derer, die, um Verständnis der Gegenwart zu erwecken, den fremdsprachlichen Unterricht zurückdrängen und die damit freierwerdende Zeit und Kraft einer eingehenden Behandlung geschichtlichen Gegenwartstoffes zuwenden wollen. Sie übersehen, daß die Übung der Denkfunktion an einem pädagogisch geeigneten Ob-

1) Wenn man die Philologie als „Wiedererkennen des Erkannten“ bezeichnet hat, so ist damit die Nähe von Erkenntnisobjekt und Erkenntnisorgan glücklich gekennzeichnet. Vgl. P. Cauer, Über philologische Weltanschauung, in „Aus Beruf und Leben“ 1912. S. 13.

2) Ausführlich dargelegt im Anhang I. — Das Gesagte gilt bis zu einem gewissen Grade auch von der eigenen Sprache und ihren Denkmälern: nur fällt hier der gerade um des „Verstehens“ willen so wertvolle Faktor des Einlebens in eine uns fremde Sprach- und Denkform fort.

jekt, möge es stofflich der fernsten Vergangenheit angehören, bei der Bewältigung jedes anderen gleichartigen Objekts, auch jedes in der unmittelbaren Gegenwart gegebenen, sichtbaren Nutzen abwirft, daß, wer die Kunst deutenden Verstehens an einem Philosophengespräch des klassischen Athen oder einem Privatbrief des alten Rom in methodischer Strenge geübt hat, die gleiche auch gegenüber einer Ministerrede des modernen England in derselben Besonnenheit betätigen wird — genau so, wie die Lösung der bescheidensten mathematischen Aufgabe als Übung desselben Denkens ihren unmittelbaren, nie bezweifelten Wert hat, das, in Bewältigung immer höherer Aufgaben emporsteigend, schließlich Planetenbahnen berechnet und Riesenbrücken konstruiert. Dem Sprachunterricht bliebe höchstens noch übrig, seine Gegenstände mit noch stärkerem Bewußtsein und planmäßiger für die Schulung historischen Denkens fruchtbar zu machen.

Es muß mit aller Deutlichkeit präzisiert werden, welche Teilaufgabe des sprachlichen Unterrichts hier gemeint ist. Die Zielsetzungen für diesen Unterricht leiden manchmal an einer gewissen Verschwommenheit, weil er in der Tat recht verschiedenartige geistige Funktionen im Zusammenhang in Tätigkeit setzt. Er betrachtet naturwissenschaftliche und psychologische Zusammenhänge; er verlangt und übt logisches Denken; er übermittelt ästhetische und ethische Werte. Zunächst sei bemerkt, daß die rein logischen Denkakte, zu denen er Anlaß gibt, nicht sowohl Inhalt als Voraussetzung der hier gemeinten Geistesübung sind. Rein logische Zusammenhänge als solche haben keinerlei Beziehung zu den individuell-geistigen Formen, in denen die Objekte des sprachlichen Unterrichts vorliegen; in dieser Hinsicht ist die Geistestätigkeit, die der Sprachunterricht verlangt, überhistorisch. Zweitens ist aber hier auch das nicht gemeint, was man als „sprachgeschichtliche Behandlung“ im engeren Sinne bezeichnet. Diese betrachtet die Sprache nach den Inhalten, Zusammenhängen und Gesetzen ihres besonderen Eigenlebens. Nun gilt es aber nach unserer Forderung, nicht sowohl dieses Eigenleben an und für sich zu ergründen, als vielmehr aus ihm heraus das Wesen der historischen Individualität, in diesem Fall also des sprachschöpferischen Volkes, zu verstehen, in ihm den Ausdruck einer bestimmten, einzigartigen Innerlichkeit zu erkennen. Wer nun den Wandel bestimmter Vokalkombinationen oder die Fortentwicklung syntaktischer Formen betrachtet, der bleibt damit innerhalb der Grenzen der Sprache selbst und läßt die Beziehung dieser Inhalte und Entwicklungen zu dem schöpferischen Gesamtgeist unberücksichtigt. Wie mir scheint, ist dieser überaus inhaltvollen Aufgabe innerhalb des Sprachunterrichts nicht immer der verdiente Wert beigelegt worden. Und doch liegt auf der Hand, daß die Sprache durch die Art, wie sie den Befund der Wirklichkeit in ihren Begriffen sammelt und ordnet, wie sie die Beziehungen dieser Wirklichkeit in syntaktischen Fügungen wiedergibt, wie sie die Fülle des Unkörperlichen im Bilde erfaßt und vergegenwärtigt, wie sie bestimmte

Wertungen ausprägt — daß sie in alledem die sichtbarste und klarste Offenbarung einer ganz bestimmten, schöpferischen geistigen Struktur ist, und daß es zu den aufschlußreichsten und tiefsten Untersuchungen gehört, durch Rückschlüsse aus dieser vorliegenden Ausdrucksfülle zu dem Geist vorzudringen, der sich in ihr spiegelt. Daß freilich die Schule dieser Aufgabe nicht die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt hat, ist insofern verzeihlich, als ihr die Wissenschaft doch wohl nicht immer ein reichendes Material an Erkenntnissen und leitenden Begriffen zur Verfügung stellt.¹⁾ Tatsächlich hat sie im Rahmen ihres Betriebes reiche Gelegenheit, diesen Teil der Sprachbetrachtung zu pflegen und für die Vertiefung des historischen Sinns nutzbar zu machen. Eins ergibt sich freilich in diesem Zusammenhang ohne weiteres. Für diesen Teil der Sprachbetrachtung sind die Übersetzungen aus dem Deutschen in die fremde Sprache ein unentbehrliches Hilfsmittel, ja der naturgemäße Ausgangspunkt. Denn nur sie zwingen den Geist, die Besonderheit des fremdsprachlichen Ausdrucks mit der äußersten begrifflichen Schärfe zu erfassen und von dem der eigenen Sprache abzugrenzen. Die Übersetzung aus der fremden Sprache läßt diese Nötigung weit weniger empfinden, weil der deutsche Ausdruck uns mit einer gewissen Selbstverständlichkeit und ohne diese bewußte Begrenzung zufällt. Gerade diese scharfe begriffliche Sonderung und Gegenüberstellung der Sprachformen muß aber geleistet sein, damit die Sonderart der also abgegrenzten sprachlichen Gebilde psychologisch, d. h. aus der Seele des Sprachschöpfers heraus, gedeutet werden könne. Nun ist freilich eine Art, die Übersetzung aus dem Deutschen zu betreiben, im Schwange, die der hier gekennzeichneten Aufgabe nicht nur nicht förderlich ist, sondern gerade zuwiderläuft. Wenn die Aufgabe der Übersetzung darin besteht, immer wieder auftauchende deutsche Wendungen durch ebenso stereotype Wendungen der fremden Sprache zu ersetzen, dann leistet solch mechanischer Austausch der Vorstellung Vorschub, daß jeder Ausdruck der eigenen Sprache selbstverständlich ein deckendes Gegenbild in der anderen Sprache habe, und der durch und durch individuelle Charakter aller sprachlichen Gebilde wird verdeckt. Statt dessen muß deutlich werden, daß eine und dieselbe Wirklichkeit sich in dem Geist der sprachschöpferischen Gemeinschaften durchaus verschieden spiegelt, daß der sprachliche Ausdruck nicht eine passive Reaktion auf den äußeren Eindruck ist, sondern ein schöpferisches Gestalten und Ordnen des Gegebenen. Dies wird aber nur dann zum Bewußtsein gebracht, wenn die Übersetzungsaufgabe gerade die Inkongruenz des eigenen und des fremden Ausdrucks festzustellen nicht nur gestattet, sondern sogar zwingt. Es ist oft und mit Recht als unersetzlicher Vorzug der alten Sprachen hervorgehoben worden, daß sie uns die Besonderheiten des individuellen Sprachgeistes viel deutlicher offenbaren, als die neueren es bei ihrer größeren begrifflichen Annäherung an die unsere vermögen.²⁾

1) Eine schöne Probe gibt Skutsch in der Skizze „Die lateinische Sprache“ in „Kultur der Gegenwart“ Teil I Abt. 8.

2) Auch weiterhin sind, wo die Aufgaben des fremdsprachlichen Unterrichts in Frage stehen, die Beispiele den alten Sprachen entnommen. Es geschah dies auch deshalb, weil nur hier der Verfasser aus eigener Kennt-

Eine weitere Konsequenz ergibt sich aus unseren Aufstellungen für die Lektüre fremdsprachlicher Schriftsteller. Man hat von diesem Teil des fremdsprachlichen Unterrichts einen Gewinn für das historische Denken vorzugsweise deshalb erhofft, weil er besonders oft historische Schriftsteller zum Gegenstand seiner Arbeit macht. Es muß dem Mißverständnis vorgebeugt werden, als ob unsere Darlegung zu eben diesem Ergebnis führen solle. Wer Thukydides liest, um aus ihm den peloponnesischen Krieg kennenzulernen, der nimmt ja fertig geformten Stoff genau so passiv hin wie der, der ein modernes Geschichtswerk studiert; auch er läßt sich über die Vergangenheit erzählen. In dieser Hinsicht bleiben also die aufbauenden Kräfte des Erkennens ohne Aufgabe. Sie treten erst angesichts der ganz andersartigen Aufgabe in Tätigkeit, die vorliegende Darstellung als Äußerung einer historischen Individualität, in diesem Fall also des Thukydides, zu verstehen, aus ihr heraus die Innerlichkeit des Schriftstellers zu konstruieren. Dies ist aber ein Unternehmen, für dessen Lösung es ganz nebensächlich ist, ob der Inhalt des fraglichen Literaturwerks ein historischer ist. Ein Werk philosophischen oder künstlerischen Inhalts stellt nach dieser Richtung hin Probleme, die durchaus und ebenso historische sind wie dasjenige, das Thukydides aufgibt. Daraus ergibt sich aber ein entsprechend veränderter Gesichtspunkt für die Beurteilung des Wertes, der einer Literaturschöpfung im Hinblick auf die Bildung des historischen Denkens zukommt. Nicht dies ist in erster Linie zu fragen, ob der sachliche Inhalt an sich historisch ist, sondern ob die Art, wie in ihr die Individualität eines Menschen oder einer Epoche sich bekundet, dem jugendlichen Geist geeignete, bildende Probleme aufgibt. Wie sehr sich bei solcher Fragestellung die Wertskala verschiebt, zeigt folgendes Beispiel. Historische Werke wie Xenophons Hellenika oder Livius' römische Geschichte stellen für das historische Denken der Schüler minder wertvolle Aufgaben, weil in ihnen die Persönlichkeit, die sie geschaffen hat, beträchtlich hinter dem Stoff verschwindet, weil aus ihnen seltener tiefere Einblicke in die geistige Wesenheit des Autors zu tun sind. Platons Dialoge dagegen mit ihrem wesentlich unhistorischen Inhalt sind — von ihrer sonstigen Bedeutung ganz abgesehen — von größerem Wert für die Schulung des historischen Denkens, weil in ihnen eine Persönlichkeit von unvergleichlicher Kraft und Eigenart sich derart überzeugend in jedem Wort bekundet, daß der nachdenkliche Leser unaufhörlich durch die vorliegenden Sätze wie durch einen Schleier die Züge eines eindrucksvollen Antlitzes hindurchschimmern sieht, daß er immer wieder vom Wort zum Wesen sich gedrängt fühlt. So wird also historisches Verstehen, so widerspruchsvoll das klingen mag, unter Umständen an nicht-historischen Werken wirksamer geschult als an rein historischen. Naturgemäß ergeben sich aus diesem Gedanken Richtlinien nicht nur für die Auswahl, sondern auch für die Behandlung der Schriftsteller. Es sind zwei durchaus verschiedene Aufgaben, einerseits den Gedankengehalt einer literarischen Schöpfung an und für sich, logisch oder sachlich zu verstehen, ethisch oder ästhetisch zu würdigen, andererseits ihn als seeli-

nis der Dinge urteilt. — Vgl. auch Anhang II „Von der Kunst des Verstehens“.

schen Inhalt einer lebendigen Persönlichkeit, des Schriftstellers, zu verstehen, d. h. auf dessen Wesen zu beziehen. Wie ich glaube, kommt diese zweite Aufgabe vielfach gegenüber der ersten zu kurz, oder aber man glaubt sie durch Übermittlung von literarhistorischen Daten gelöst.

Ein anderes Mißverständnis ist wohl nach den vorausgegangenen Ausführungen nicht zu befürchten. Man hat, um den „Geist des Altertums“ lebendig zu machen, mancherlei Sachzusammenhänge, insbesondere die vielberufenen „Altertümer“ zum Gegenstand des altsprachlichen Unterrichts gemacht. Man hätte m. E. die wahren Bildungswerte dieses Fachs nicht gründlicher verkennen können. Auch hier wird ja nur fertiger Stoff in zubereiteter Form vorgelegt und rein gedächtnismäßig angeeignet, zudem auch noch ein Stoff, für dessen größeren Teil kaum ein wesentlicher sachlicher Wert in Anspruch genommen werden könnte. Diese zum größeren Teil ganz und gar äußerlichen Dinge, mit denen das Gehirn der Schüler vielfach belastet wird, stehen doch in der Tat in keiner oder doch nur in einer sehr unterirdischen Beziehung zu dem Geist der Antike.

4. ERZIEHUNG ZU HISTORISCHER SELBSTKRITIK

Wäre die geschichtliche Unterweisung in der Lage, die nach den genannten Kriterien ausgewählten Objekte in planmäßigem Fortschreiten vom Leichterem zum Schwereren ähnlich unbeirrt aneinanderzureihen, wie dies etwa der mathematische Unterricht mit seinen Gegenständen vermag, dann ließe sich ein Lehrgang der Erziehung zum historischen Erkennen aufstellen, der keiner pädagogischen Forderung widerspräche. Dem stellt sich nun aber ein nicht zu beseitigendes Hemmnis in den Weg. Der Widerspruch zwischen den Forderungen des Lebens und den Formen des Denkens, der unsere Orientierung innerhalb der historischen Mächte der Gegenwart durchzieht, tritt auch im Bereich des Unterrichts als Antinomie der historischen Ausbildung hervor. Während der Unterricht von unten her aufbauend den Zögling schrittweise in die Kunst historischen Verstehens einführen möchte, verlangt gleichzeitig das Leben von ihm, daß er demselben Zögling schon im Stand geistiger Unreife diejenigen historischen Mächte irgendwie geistig näherzubringen sucht, deren Leben ihn auf allen Seiten umgibt, einschließt, trägt. Die Unterweisung muß ihm also von unten auf in zunehmendem Maße von den Völkern, historischen Gruppen und Mächten reden, deren Lebensgewalt sich auch dem Knaben schon aufdrängt, und muß damit Begriffe an ihn heranbringen, für die eine Anschauungsunterlage auf der Unterstufe so gut wie nicht vorhanden ist und beim Emporsteigen nach oben nur ganz allmählich, aber selbst bis zum Abschluß der Schule nicht in zureichendem

Maße erworben werden kann.¹⁾ Damit greifen die Forderungen des Lebens störend und doch unabweisbar in den Gang der Unterweisung ein und zwingen diese, gewissermaßen zu gleicher Zeit ihren Bau zu fundamentieren und zu krönen.²⁾ Vor allem leidet der Geschichtsunterricht, der die Überschau über die historische Gesamtentwicklung zu geben hat, unter dem Druck der Notwendigkeit, sich mit seinen Darlegungen auf einer Höhe der historischen Abstraktion zu bewegen, an die die Ausbildung des historischen Denkens beim Schüler nicht heranreicht und nie heranreichen kann. In dieser Zwiespältigkeit innerhalb der historischen Erziehung liegt eine Gefahr, die um so bedrohlicher ist, je mehr sie durch die Eigenart der historischen Begriffsbildung verdeckt wird. So utopische Forderungen und Hoffnungen, wie sie in den Vorschlägen zur Reform der historischen Ausbildung zutage treten, sind in jedem anderen Bildungsgebiet durch die Natur des Gegenstandes ausgeschlossen. Indem der Unterricht diesen Forderungen nachgeht, kommt er ernstlich in Versuchung, den Schüler an das zuversichtliche Schalten mit Begriffen zu gewöhnen, mit denen er einen ganz und gar unzulänglichen Inhalt deckt. Ein vielfach im Geschichtsunterricht geübtes Verfahren ist nur zu sehr geeignet, dieser Gefahr Voranschub zu leisten. Wer da meint, durch allerlei methodische Kunstgriffe die Schüler dazu bringen zu können, daß sie innerhalb jener höheren Schichten der historischen Abstraktion selbständig Resultate „finden“, der gibt sich nicht lediglich einer harmlosen Selbsttäuschung hin, sondern führt dem tief wurzelnden Trieb des Denkens, Lücken des Tatsachenwissens durch freie Kombination zu verdecken, Nahrung zu.

Verfährt der Unterricht derart, dann liefert er alles das, was sorgsame Zucht des historischen Denkens erzielen kann, selbst wieder der Zerstörung aus. Ohne es zu wissen und zu wollen, fördert

1) Ein Begriff wie „deutsches Volk“, dessen Unentbehrlichkeit auf der Hand liegt, wird dem unentwickelten Geist wie etwas Selbstverständliches zu einer Zeit überantwortet, wo er nicht von ferne ahnen kann, welche problemreiche Fülle mannigfach verknüpfter Elemente sich einem gereiften Denken als sein Inhalt enthüllt.

2) In der entsprechenden Lage würde sich der mathematische Unterricht befinden, wenn er etwa gleichzeitig in die Gleichungen ersten Grades einführen und die Resultate der Differentialrechnung vorführen müßte. Was hier durch die Natur des Erkenntnisgegenstandes ausgeschlossen, aber auch durch kein inneres Bedürfnis nahegelegt wird, das wird dort durch die Sonderart der historischen Begriffsbildung ermöglicht und durch die Forderungen des Lebens erzwungen.

er eine Gewöhnung des Denkens, die in ihren Wirkungen nicht nur die Kräfte der Lebenserkenntnis irreleitet, sondern auch die Grundlagen des Lebens selbst erschüttert. Darum muß die geschichtliche Unterweisung, weit davon entfernt, solche Gewöhnung zu pflegen, in ihrer planmäßigen Bekämpfung ihre zweite, sozusagen prophylaktische Hauptaufgabe sehen. Das scheint nun freilich eine unerfüllbare Verpflichtung zu sein. Es ist, wie wenn man einem Kurzsichtigen einen Ausblick auf das eröffnen sollte, was eben seine Kurzsichtigkeit ihm verschleiert. Die Ärmlichkeit des Inhalts, der bestimmten historischen Begriffen untergelegt wird, pflegt doch dem erst klar zu werden, der vom Standpunkt gereiften Denkens aus auf die überwundenen Stufen des Begreifens zurückschaut. Ist mithin auf der Seite des Erkenntnisobjekts die oben gestellte Aufgabe nicht zu lösen, so bleibt nichts übrig, als sie auf der Seite des Subjekts, d. h. also seines Erkenntnisorgans in Angriff zu nehmen. So drängen alle Erwägungen, auf die die Erfahrungen des Lebens und der Erziehung uns führen, dem Ergebnis zu: sobald die geistige Reife des Zöglings es gestattet, müssen ihm die Augen für den Denkprozeß geöffnet werden, der historische Bilder schafft, und zwar sowohl für seinen regelrechten Verlauf wie auch für seine möglichen Unzulänglichkeiten und Irrungen. Er muß wie mit den Mitteln zum Vollzug so auch mit den Waffen zur Kritik des historischen Denkprozesses ausgestattet werden. Inhalt und Ziel dieses Teils der historischen Erziehung sind mit den bisherigen Ausführungen bereits gegeben. Zu erwägen bleibt seine pädagogische Form. Der Gedankengang, dessen Hauptstationen die folgenden Sätze bezeichnen, ist für einen reiferen Schüler zwar nicht leicht, aber auch nicht unvollziehbar. Wie verhält sich die Gesamtheit von Erscheinungen, die wir Geschichte nennen, zu der Gesamtheit von Lebenswirklichkeiten, die über die Erde gegangen sind? Sie bildet einen Ausschnitt, den das menschliche Denken in gewollter Einseitigkeit aus dieser herausgelöst hat. Wie wird dieser immer noch unübersehbar vielgestaltige Teil der Lebenswirklichkeit dem menschlichen Denken faßbar, überschaubar? Durch eine Auswahl der charakteristischen, wesentlichen Elemente aus der Gesamtheit der historischen Erscheinungen. Wie kommen also die Begriffe zustande, in denen wir das historische Leben erfassen? Durch einen doppelten Prozeß der Vereinfachung der gegebenen Lebenswirklichkeit. Wie verhalten sich also diese Begriffe zur Wirklichkeit? Sie können sie nie völlig decken; sie sind kein mechanisches Abbild der Wirklichkeit, sondern eine Konstruktion, durch die das Erkennen das

Chaos des Lebens ordnet und sichtet. Wer kann und darf diese auswählende Konstruktion vornehmen? Wer die Gesamtheit der zu sichtenden Erscheinungen überschaut. Wie steht jeder andere Beobachter dem fraglichen historischen Objekt gegenüber? Mit einem unzulänglichen Anschauungsmaterial ausgestattet, also auf die Führung jenes ersten angewiesen.

Naturgemäß wird die Praxis des Unterrichts gut tun, bestimmte Einzelfälle zum Ausgangspunkt zu nehmen. Man lasse den Schüler sich einmal vorstellen, was etwa eine künftig abzufassende historische Darstellung unserer Gegenwart enthalten könnte, und dann deren irgendwie vorgestellten Inhalt mit dieser Gegenwart, wie wir sie erleben, vergleichen. Er wird erkennen, daß er die Totalität ihres Inhalts nicht erfassen kann, weil ein Werk, das sie wiedergeben wollte, ohne Ende wäre, weil überhaupt keine Überlieferung diese Totalität festzustellen und festzuhalten vermöchte. Also bewahrt die historische Erinnerung nur einen Teil der erlebten Wirklichkeit auf. Welchen Teil, das ergeben wenige Fragen. Umfaßt nun aber eine solche Darstellung — wir nehmen eine besonders ausführliche an — z.B. die Gesamtheit aller rein politischen Tatsachen? Wird die Frage bejaht, so macht man deutlich, daß die Stimmabgabe irgendeines Ungenannten bei einer Wahl, der Leitartikel eines anonymen Journalisten, der Mißgriff eines untergeordneten Beamten Teilbeträge zu Ursachen sind, aus denen gewichtige politische Wirkungen hervorgehen können. Also auch die Gesamtheit der politischen Handlungen ist nicht festzuhalten. Was hält von ihnen die Geschichte fest? Die großen sichtbaren Ergebnisse dieser zahllosen Teilhandlungen. Was würde aber eine Darstellung, die nur diese Resultate darlegen wollte, ganz im Dunklen lassen? Die inneren Motive, aus denen die geschichtlichen Helden und die Gesamtheiten gehandelt haben. Also ein Seelisches muß diesem Handeln untergelegt werden. Durch welche Mittel, mit welchem Maß von Sicherheit Seelisches ergründet werden kann, wird dann der Schüler selbst feststellen können, wenn er das von ihm alltäglich im Umgang mit seinen Mitmenschen ausgeübte Verfahren in der oben angedeuteten Weise zu analysieren angeleitet wird. Nun soll hier auch noch nicht nur das Innere von Individuen, sondern das Wesen von Gemeinschaften, Parteien, Völkern festgestellt werden! Die damit gewonnenen Einsichten bilden dann die Grundlage, von der aus einige derjenigen Begriffe, in denen sich dem historischen Erkennen die Vergangenheit darstellt, analysiert werden können. Man wirft etwa am Abschluß einer Besprechung des Themas: „Kampf zwischen Kirche und Staat im Mittelalter“ die Frage auf: Was ist denn eigentlich „Kirche“, „Staat“? (Beides Worte, mit denen der Schüler längst so zu hantieren gewohnt ist, daß sie ihm als Bezeichnungen für ein ganz selbstverständliches Stück der Wirklichkeit erscheinen.) Eine Summe von Menschen, von leitenden Persönlichkeiten, von Einrichtungen und Gesetzen? Jene Worte bezeichnen Gesamtanschauungen, in denen wir überpersönliche, weithin im Nebeneinander und Nacheinander sich ausbreitende lebendige Einheiten erfassen. Wo und wie existieren, wirken diese Einheiten im Leben? In zahllosen, mit- und nacheinander lebenden Individuen.

Wie aber treten sie in deren Innerem auf? In mannigfacher Verflechtung mit anderweitigen Lebensinhalten. Wie verfährt diesen gegenüber die geschichtliche Betrachtung? Sie ignoriert sie als nicht unter jene Begriffe fallend. Enthalten die Begriffe „deutscher Staat“, „katholische Kirche“, sämtliche Lebensvorgänge, die unter diese Begriffe fallen? Nein, sondern eine Auswahl. Was hebt diese Auswahl heraus? Das Charakteristische, Wertvolle, Wesentliche. Welche Fehlerquellen bedrohen diese Auswahl? Vorschnelle Verallgemeinerung, subjektive Bewertung, Übersehen von Wesentlichem. Wer ist vor ihnen am meisten geschützt? Wer die Gesamtheit der fraglichen Erscheinungen überschaut, der Sachkenner. Wer ist ihnen unvermeidlich ausgesetzt? Wer nur Teile von ihnen kennt. Wie verhalten sich also die Bilder inhaltlich zueinander, die jener und dieser mit dem gleichen Wort „Staat“, „Kirche“ bezeichnen?

Mit diesem Beispiel ist die Gruppe von Begriffen verdeutlicht, in denen das historische Erkennen die Gemeinschaften des historischen Lebens zu erfassen sucht. Eine zweite wird von denjenigen Begriffen gebildet, die geschichtliche Epochen nach ihrem geistigen Inhalt zusammenfassen. Was ist der Inhalt des Begriffs „Renaissance“? Der Zeitabschnitt, in den diese Erscheinung fällt? Die Gesamtheit der Menschen, die in dieser Zeit lebten, an dieser Erscheinung beteiligt waren? Nein, sondern eine in sich zusammenhängende, als Einheit aufgefaßte geistige Bewegung. Enthält der Begriff sämtliche geistigen Vorgänge und Leistungen, die unter ihn fallen? Nein, das wäre sowohl durch die Beschränktheit der Überlieferung, als auch durch die notwendige Begrenzung des menschlichen Auffassungsvermögens ausgeschlossen. Also auch hier erhält der Begriff seinen Inhalt durch eine Auswahl der wesentlichen Momente. Sind diese Momente für jeden, der den Begriff denkt, die gleichen? Welchen Inhalt würde er für den Kunsthistoriker (im weitesten Sinne), den politischer Historiker, den Kunsthistoriker in sich schließen? Der erste wird vielleicht vornehmlich an das Aufwachen eines neuen Welt- und Lebensgefühls im Menschen, der zweite an das Werden eines neuen Staatsgedankens, eines neuen Fürstenideals, neuer politischer Bildungen, der dritte an das Emporblühen eines neuen künstlerischen Gestaltens denken. Und auch innerhalb dieser Kategorien von Vorstellungsweisen sind mannigfache Abstufungen in der Auswahl des Wesentlichen, bestimmt durch Umfang und Richtung der Sonderinteressen, denkbar. Wie fern ist also ein solcher Begriff der klaren Eindeutigkeit, wie sie etwa mathematischen Begriffen wie „Dreieck“, „Würfel“ zu eigen ist! Läßt man dann den Schüler sich Rechenschaft geben, welche Vorstellung für ihn die Bezeichnung „Renaissance“ deckt, so muß er sich gestehen, wie inhaltsarm der Rahmen ist, den er in Gestalt des Wortes besitzt.

Eine dritte Gruppe historischer Begriffe bringen solche Sätze zur Anschauung, die etwa über „den alten Römer“, „den mittelalterlichen Menschen“, „den modernen Europäer“ irgend etwas aussagen. Was ist mit den Subjekten dieser Sätze gemeint? Weder eine im Leben und Handeln geeinte Gemeinschaft, wie im ersten Falle, noch eine geistige Bewegung wie im zweiten, sondern eben der einzelne Mensch des historischen Kreises, der Epoche, aber wiederum nicht diese oder jene bestimmte benennbare Persönlichkeit, sondern ein gedachter Repräsentant

der Unzähligen, die dem Zeitalter angehören. Welche Bestimmungen legt das Denken diesem einzelnen bei? Diejenigen, die es bei der Mehrzahl, dem Durchschnitt der damals Lebenden voraussetzt: wir nennen sie typisch. Wer kann darüber entscheiden, welche Eigenschaften in diesem Sinne als typisch gelten dürfen? Nur der, der von der Fülle der damals wirklich Lebenden eine möglichst umfassende Kenntnis besitzt. Und wie wird sich selbst der von ihm bestimmte Typus zur Wirklichkeit verhalten? Er muß sie durch Hervorheben und Weglassen vereinfachen, schematisieren. Alle solche Typenbildungen des geschichtlichen Denkens müssen also, wenn sie nicht von dem durch sie vertretenen Wirklichkeitsgehalt eine durchaus grobe und mechanische Vorstellung bewirken sollen, von dem Bewußtsein begleitet sein, daß sie nicht mehr sind als die Vereinfachung eines unendlich viel reicheren Lebens für die Zwecke des Erkennens.

Sind diese Überlegungen erfaßt, dann liegt vor den Augen des Lernenden folgender Stufenbau: 1. Das wirkliche Leben. 2. Der Ausschnitt daraus, genannt geschichtliches Leben. 3. Die Auswahl daraus, genannt geschichtliches Wissen. 4. Der Bruchteil des Wissens, dessen er selbst mächtig ist. Er wird erkennen, daß jeder Übergang, der zwischen zwei Stufen liegt, eine Vereinfachung, ja schließlich Verstümmelung der Wirklichkeit bedeutet und daß für den, der erst zur vierten Stufe sich emporarbeitet, eine große Zahl der Begriffe, in denen sich ihm der Zusammenhang des Weltgeschehens darstellt, auf einer durchaus lückenhaften und ergänzungsbedürftigen Unterlage von konkreter historischer Anschauung ruht, daß er hier fertige Formen in die Hand bekommt, denen erst zukünftige eindringende Arbeit einen zureichenden Inhalt geben kann. Wird ihm dann weiter gezeigt, wie jeder Versuch, der Gegenwart in Begriffen Herr zu werden, ihn unvermittelt der ersten Stufe gegenüberstellt, dann wird sich ihm das krasse Mißverhältnis zwischen Erkenntnisobjekt und Erkenntnisorgan enthüllen. Die tiefgehenden Wirkungen, die das gegenseitige Verhalten der Menschen und Menschheitsgruppen von diesem Mißverhältnis her erfährt, können dann unschwer an allbekannten Erfahrungen des Gegenwartslebens dargetan werden.

Man fragt den Schüler, welchen Inhalt für ihn etwa der Begriff „russisches Volk“ hat. Er wird sich genötigt sehen, die Geringfügigkeit dieses Inhalts selbst festzustellen, unter Umständen sich auch noch erinnern, welchen Zufälligkeiten er gerade diesen oder jenen Einzeln zug verdankt. Welchen Inhalt würde derselbe Begriff für jemanden haben, der etwa jahrelang in Rußland gereist ist? In welchem Verhältnis steht der Inhalt seines Begriffs zur Wirklichkeit? Er kommt ihr viel näher, aber decken kann auch der Begriff des gewiegtsten Sachkenners die Fülle des Lebens nicht. Kein solcher umfassender Begriff kann ohne eine gewisse Vereinfachung der Wirklichkeit zustande kommen.

Welche Züge werden dem Erkenntnisbilde eingefügt? Die „typischen“. Welche Gefahr bedroht den Beobachter um so mehr, je geringer sein Beobachtungsmaterial ist? Diejenige der vorschnellen Verallgemeinerung. Wie dieses unsagbar verderbliche Übel die Bilder verzerrt, die für das Verhalten der großen historischen Gruppen mitbestimmend sind, lehrt in größtem Stil die Gegenwart.

Der Gedanke, daß die Lernenden nicht nur in die Anwendung, sondern auch in die Kritik des historischen Erkennens eingeführt werden sollen, wird Einwänden begegnen, deren Grundrichtung leicht vorauszusehen ist. Man wird meinen, daß es widerspruchsvoll sei, die Ausartungen des einen Abstraktionsverfahrens mit dem Heilmittel einer anderen, noch sublimeren Abstraktion bekämpfen zu wollen, daß durch die Einführung in diese letztere das Denken des Zöglings allzu früh auf Fragestellungen hingelenkt werde, die der naturgemäße Entwicklungsgang des Denkens, sich selbst überlassen, als letzte auftauchen lasse, daß überhaupt so die naive Unbefangenheit der Lebensbetrachtung vor der Zeit gebrochen werde. Darauf ist folgendes zu erwidern. Die Gefahren der historischen Abstraktion sind begründet in ihrem großen Abstand von der konkreten Fülle des Lebens, von der nur Bruchstücke in den erkennenden Geist einströmen. Vor solchen Bedenken ist die erkenntnistheoretische Reflexion, die hier befürwortet wird, sicher: sie findet den Stoff, aus dem sie abstrahiert, bereits in jedem Geist vor, der überhaupt historische Denkprozesse in sich vollzogen hat. Wenn man darauf hinweist, daß die Einführung in diese Betrachtungsweise der geistigen Entwicklung des Zöglings vorgreife, dann übersieht man, daß das Leben mit seinen Anforderungen an den erkennenden Geist dieser Entwicklung noch viel rücksichtsloser vorgreift und daß es sich für die Erziehung nur darum handeln kann, das so entstehende Mißverhältnis, dessen Auftreten sie nicht verhüten kann, wenigstens möglichst früh seiner schädlichen Wirkungen zu entkleiden. Wer aber endlich einwirft, der so gepflegte Geist der Selbstkritik lähme die unbefangenen siegesgewisse Zuversicht des jugendlichen Geistes, der lasse sich von den Erfahrungen des modernen Lebens die Antwort geben: welche Eigenschaft des Denkens ist alltäglicher geworden als schnellfertige Oberflächlichkeit, die nie an sich selbst irre wird, die durch die kläglichsten Bruchstücke von Wissen sich legitimiert glaubt, alles zu verstehen, überall zu urteilen — welche seltener zu finden als gewissenhafte Selbstbescheidung, die den Berufenen das Wort läßt, wo eigenes Denken nicht das Wesen zu erfassen vermöchte, und jener Respekt vor

den Lebenswirklichkeiten, der nie vergißt, daß nicht die Tatsachen nach unseren Begriffen, sondern unsere Begriffe sich nach den Tatsachen zu richten haben? In der Tat, eine Erziehung, die es sich zum Ziel setzt, die immer mehr verschwimmenden Grenzlinien zwischen Erkennen und Verkennen dem allgemeinen Bewußtsein wieder sichtbar zu machen, dient nicht nur der Schule, sondern auch dem Leben. Ist einmal erkannt, wie manches Mißverstehen, das in den Fragen der äußeren und inneren Politik, des sozialen und wirtschaftlichen Lebens, der Kultur und der Weltanschauung die Völker, Parteien und Gruppen trennt, seine zähe Langlebigkeit gerade dem Wahn verdankt, historisches Verstehen zu sein, dann gilt es diese Verirrung des Denkens zu bekämpfen, nicht durch Predigen — denn dieses trifft meist nur die sichtbaren Wirkungen —, sondern indem man dem Übel in seine letzten Gründe nachgeht. Dies aber ist nur so möglich, daß man jene bildnerischen Prozesse, die zunächst der Reflexion entzogen sind, mit der Leuchte des kritischen Denkens bestrahlt und den sittlichen Willen weckt, der die so gewonnene Selbsterkenntnis in die Praxis des Lebens hineinleitet.

II. DER AUFBAU DES HISTORISCHEN LEBENS

1. DAS GRUNDPROBLEM DES HISTORISCHEN LEBENS

Der bisherige Gang unserer Untersuchung hat, soweit das historische Verstehen der Gegenwart in Frage stand, auf ein nach einer Richtung hin wesentlich negatives Ergebnis geführt: wir haben erkennen müssen, daß der konkrete Gesamtgehalt dieses unseres gegenwärtigen Erlebens unter allen denkbaren Objekten historischer Auffassung dasjenige ist, welches sich am schwersten dem denkenden Bemühen öffnet und deshalb einem unentwickelten Denken grundsätzlich unzugänglich ist. Aber bei dieser negativen Entscheidung kann es nun einmal nicht sein Bewenden haben. Wir gehören dieser Gegenwart an, und zwar nicht nur als Zuschauer, sondern auch als Mithandelnde und Mitleidende, und wenn an dieser Stelle, in diesen Lebensinhalten die Gegenwart unserem Erkenntnisbemühen so spröde ist, so suchen wir um so angelegentlicher, ob es nicht Fragen, Erfahrungen, Beobachtungen gibt, die uns auf anderen Wegen dem Herzen dieses Gesamtlebens näherkommen lassen. Es ist die Bestimmung der folgenden Ausführungen, zu zeigen, daß wir noch keineswegs das Ganze der Einsichten, die durch eine denkende Verarbeitung der Gegenwartserfahrung gewonnen werden können, durchmessen haben, daß diese Erfahrung eine Schicht von Fragestellungen und Anschauungen in sich schließt, über deren Charakter und Zugänglichkeit durch unsere bisherigen Darlegungen noch nicht das geringste ausgemacht ist. Und es wird sich zeigen, daß nicht nur der hier angedeutete Umkreis möglicher Erkenntnisse von dem allgemeinen Bewußtsein unserer Zeit vernachlässigt oder wenigstens vergeblich gesucht worden ist, sondern daß nicht wenige der schwersten und verhängnisvollsten Irrungen, an denen unsere Zeit krankt, in diesem Versagen ihren Grund, besser gesagt: ihr gedankliches Symptom haben.

Um Lage und Charakter der bezeichneten Problemschicht zu erkunden, stellen wir an die Erfahrungen des Lebens, die uns die Jahre deutscher Not in gedrängtester Fülle beschert haben und tagtäglich bescheren, folgende Fragen:

1. Welchem Teil der Wirklichkeit gegenüber hat das allgemeine historische Verständnis derjenigen Kreise, die zu erziehen der höheren Schule obliegt, in der weltgeschichtlichen Krisis am empfindlichsten versagt?

2. An welcher Stelle und innerhalb welcher Grenzen kann den hier zutage getretenen Mängeln abgeholfen werden?

Wie die Antwort auf die erste Frage zumeist ausfallen würde, ist unschwer vorauszusehen. Jeder würde mit soundso vielen krassen Fehlgriffen der öffentlichen Meinung, der Presse, der Parlamente, der Parteien usw. zu dienen wissen und unverweilt eine ganze Reihe von konkreten Fragen etwa der äußeren oder inneren Politik, wie sie die Kriegs- oder Nachkriegszeit brennend werden ließ, namhaft machen, deren Behandlung durch die genannten Instanzen beschämende Unkenntnis, Mangel an Instinktsicherheit, illusionäre Selbstverblendung unwiderleglich bezeuge. Freilich, wenn dies Urteil, in allgemeiner Form ausgesprochen, von keiner Seite her ernstlich bestritten werden dürfte, so würden die empfindlichsten Unstimmigkeiten in demselben Augenblick hervortreten, da an bestimmten Einzelfällen darzutun wäre, worin denn eigentlich der Irrtum bestanden habe und welche Entscheidung eine gereifte Einsicht an seine Stelle hätte setzen müssen. Denn dann würde sich zeigen, daß, was der eine als greuliche Verirrung platten Unverständes belächelt oder verdammt, dem anderen Beweis tiefster politisch-historischer Einsicht heißt.

Indessen ist dies noch eine relativ äußerliche Schwierigkeit, daß unüberbrückbare Gegensätze in der Behandlung der Frage laut werden müßten, von welcher Art und Herkunft die Einsicht sei, die in die stumpfen und verblendeten Seelen eingegossen werden solle. Schwerer wiegt das grundsätzliche Bedenken, dessen Bedeutung der erste Teil zu klären bestimmt war. Wo soll die Erziehungskunst zu finden sein, die der heranwachsenden Generation diejenige Reife des Wissens und Verstehens zu verleihen vermöchte, die sie ihr eigen nennen müßte, um auch nur einem wesentlichen Teil der zahlreichen Einzelfragen gerüstet gegenüberzutreten zu können, wie sie jeder Tag im Schicksalsgang eines mit allem Weltgeschehen verflochtenen großen Volkes heraufbeschwört? Keine Pädagogik der Welt kann etwas daran ändern, daß, je unabsehbarer die historischen Entwicklungen der zur Schicksalseinheit zusammenwachsenden Menschheit sich ausbreiten, zerteilen, durchkreuzen, je bunter und verschlungener die Fäden des Gewebes, das unserem Erkennen historisches Leben heißt, ineinanderlaufen, desto

mehr die Gesamtheit aller dieser Dinge auch dem umfassendsten Geist über den Kopf wächst und überhaupt nur noch durch Verteilung unter ein Spezialistentum bewältigt werden kann, das auf wechselseitige Ergänzung angewiesen ist. Das Leben schreitet nun einmal in der Weise fort, daß es eine jede der Reihen, in die die äußere und innere Wirklichkeit unseres Daseins zerfällt, einer immer mehr sich vervielfältigenden und verfeinernden Arbeitsteilung unterwirft und damit die Totalität jeder einzelnen immer mehr über den Bereich individuellen Erkennens hinausrückt. Wie sollte dieser unablenkbare Prozeß vor dem an Problemen und Wagnissen vielleicht reichsten Gebiet des Erkennens, der historischen Welt in ihrer gegenwärtigen Erscheinung, haltmachen? So ist denn nicht das so sehr verwunderlich und beklagenswert, daß das allgemeine Urteil so oft und so gründlich fehlgegriffen hat, wie vielmehr dies, daß es so ganz und gar nicht an seiner Zuständigkeit irre geworden ist.

Der gleichen Selbsttäuschung verfällt nur zu oft die pädagogische Reformbewegung: hat sie freilich recht, dann läge es nur an der unverbesserlichen Rückständigkeit unseres Bildungswesens, daß nicht heute schon jeder Gebildete die politisch-historischen Probleme der Gegenwart mit sicherer Kennerschaft meistert. Steht es denn wirklich so? Wer von Berufs wegen — sei es als Politiker, sei es als Historiker — sich mit diesem Komplex dorniger und gefährvoller Fragen zu befassen hat, der weiß, daß sein eigenes Urteil einen gewissen Teilbezirk jenes Problemgebiets beherrscht; was jenseits liegt, darüber läßt er sich in weiser Selbstbescheidung von dem belehren, der eben dort heimisch ist. Den Durchschnittsgebildeten aber, der im günstigsten Falle nur seine beschränkten Mußstunden dem Gesamtkomplex jener Probleme zuwenden kann, den verspricht eine siegesfrohe Zukunftspädagogik zum selbständigen Herrscher in jener Welt verhänglicher Fragen zu machen. Aber wer sieht denn nicht, daß selbst der Lehrer, der, gestützt auf den Ertrag langjähriger und eingehender Studien, das junge Geschlecht in die verwirrende Gestaltenfülle und die verschlungenen Schicksale der heutigen Welt einführt, an soundso vielen Stellen nichts weiter tut, als etwas auf Treu und Glauben, ohne jede Möglichkeit einer Nachprüfung Hingenommenes an jemand weitergeben, der es ebenso auf Treu und Glauben hinnimmt. Es mag peinlich sein, sich das eingestehen zu müssen; nicht nur der Erzieher als solcher fühlt sich in dem Bewußtsein innerer Sicherheit beeinträchtigt, das ihm für sein verantwortungsreiches Tun so erwünscht ist; auch der Mensch schlecht-

hin sieht sich einem Getriebe ausgeliefert, das er eigentlich überschauen möchte und müßte, weil es sein Schicksal ist, und das sich doch vor seinen Augen ins Unendliche verliert. Aber an diesem fraglos unbehaglichen Zustande wird dadurch nicht das mindeste gewandelt, daß man ihn sich und anderen durch die Illusion einer gedanklichen Bemeisterung verschleiert — ganz zu schweigen von den verhängnisvollen Folgerungen, die diese Illusion, gibt man sich ihr gefangen, aus sich hervortreibt.

Daß so allgemein und gründlich verkannt werden konnte, wie unabänderlich die Gestaltung des historischen Lebens wirklich selbständigem Urteil Grenzen setzt, wäre ganz unverständlich, wenn nicht die oben analysierte allgemeine psychologische Erscheinung es erklärte: die Neigung und Fähigkeit des Denkens, auch die unzulänglichsten Bruchstücke historischen Wissens zu einem scheinbar lückenlosen Gesamtbild zu verarbeiten. Kraft dieser verhängnisvollen Gabe gelingt es dem Geist, mit Problemen, die einen Meister verlangen, zu spielen, als seien sie harmlose Aufgaben für Anfänger. Statt dieser Neigung Nahrung zuzuführen, statt einen Wahn zu pflegen, der Ahnungslose unendlichen Schaden stiften läßt, täte die Erziehung besser daran, dem allgemeinen Bewußtsein tief und nachdrücklich einzuprägen, wo das Freigebiet historisch-politischen Dilettantentums aufhört und die Domäne selbsterrungener, vom Bewußtsein schicksalsschwerster Verantwortung getragener Sachkenntnis beginnt.

Zugegeben also, was ernstlich nicht bestritten werden kann, daß das allgemeine Urteil in den Einzelfragen des nationalen und politischen Lebens nur allzuoft geirrt hat und immer wieder irrt — die Aufklärungen, die die Schule nach dieser Richtung hin spenden kann, bilden nicht das gesuchte Heilmittel. Die Lage deshalb als hoffnungslos anzusehen, wäre nur dann Anlaß, wenn mit diesen alles, was Erziehung und Unterweisung im Hinblick auf die behandelte Lebensfrage geben kann, erschöpft wäre. Aber es muß doch zum mindesten gefragt werden, ob die Schwierigkeiten wie die möglichen Lösungen einzig in dieser Ebene der konkreten Einzelercheinungen zu suchen sind — oder ob nicht vielleicht diese Fehlgriffe im besonderen nur die Äußerung einer Denk- und Betrachtungsweise sind, die in tieferen Denkschichten wurzelt; ob nicht eine im Kern verfehlte Gesamtauffassung dieses Geschehens in ihnen an die Oberfläche tritt. Und wenn dies der Fall sein sollte, so würde die weitere Frage sich anschließen müssen, ob denn der Weg zu dieser fundamentalen Problemschicht notwendig durch die ganze Fülle und

Buntheit der historischen Sondererscheinungen hindurch führt, oder ob es ein denkendes Vorgehen gibt, das unmittelbar den Zugang zu diesen Kernfragen gewinnt. Sollte sich dies als möglich erweisen, so würden die oben beanstandeten Verbesserungsvorschläge schon aus dem einfachen Grunde abzulehnen sein, weil sie an den Symptomen kurieren, statt an die Wurzel zu gehen.

Nun hat zweifellos die ungeheuerliche Krisis dieser Jahre, zumal infolge der seelischen Erschütterungen des Weltkrieges, in demselben allgemeinen Denken, das in der Beurteilung des Einzelnen so oft und so schmerzlich fehlging, zum wenigsten ein dumpfes Bewußtsein davon sich regen lassen, daß es in alledem doch um etwas Allgemeineres und grundsätzlich Bedeutsameres gehe als um die Entscheidung eines wenn auch noch so weitgreifenden Komplexes historisch-politischer Einzelfragen. Mochten diese noch so sehr die ganze Teilnahme in sich aufzusaugen scheinen — es tauchten doch immer wieder Fragen, Zweifel, Anfechtungen auf, denen innerhalb dieser Ebene keine Lösung und Befriedigung werden konnte. Ihnen müssen wir nachgehen, um zum Kern des Problems vorzudringen.

*

Schon in den ersten Tagen des Weltkrieges ist sowohl von den kriegführenden Parteien als auch bei den Neutralen die Frage eifrig erörtert worden, ob die Völker die eigentlichen Träger, die wollenden und handelnden Subjekte des Kampfes seien oder ob einzelne Persönlichkeiten, Parteien, Cliques als eigentlich treibende Kräfte die Entwicklung gelenkt und die Völker ihren eigensüchtigen Zwecken dienstbar gemacht hätten. Die weitere Entwicklung der Dinge hat dann diese Frage nicht mehr zur Ruhe kommen lassen: ihre Erörterung lebte zunächst jedesmal dann wieder auf, wenn neue Völker in die Reihen der Kämpfenden eintraten, und schließlich wurde sie zu einem Dauerproblem, als weder einschneidende kriegerische Ereignisse noch ernste Bemühungen um den Frieden dem Völkermorden Einhalt zu gebieten vermochten. Was war es denn, so mußte man sich fragen, was der Welt immer wieder den Frieden vorenthielt: der Wille der Völker oder die Hartnäckigkeit einzelner? Die Beantwortung dieser Frage machte man sich überall da, wo man ausschließlich auf die Eingebungen der Kampfesleidenschaft zu hören gewillt war, recht leicht: man sah durchweg auf der eigenen Seite nur die heilige Glut eines um seine höchsten Güter kämpfenden Volkes, auf der Gegenseite verzweifelnde, nur durch den Ehrgeiz der Machthaber immer wieder in den Kampf

gepeitschte Massen. Freilich vermochte sich dann diese Betrachtungsweise auf die Dauer und mit der Aussicht, als Urteil der Geschichte verewigt zu werden, nur bei denjenigen Völkern zu behaupten, denen schließlich der Sieg zufiel; die unterliegenden hingegen erlebten in bemerkenswerter Übereinstimmung einen mehr oder minder weitgreifenden Umschwung des landläufigen Urteils im Moment der vollendeten Niederlage. In Rußland wie in Österreich-Ungarn und Deutschland ließ ein wesentlicher Teil der öffentlichen Meinung, sobald er die eigene Sache verloren sah, sich bereitwilligst davon überzeugen, man sei nichtahnend und nichtwollend durch verbrecherische Machenschaften oder kurzsichtige Torheit der Regierenden in den Krieg hineingetrieben worden; d. h. man übernahm jetzt mehr oder minder vollständig und entschieden die bis dahin von den Gegnern verbreitete Lesart.

Einzelwille oder Gesamtwille? so könnte man in allgemeiner Form die Frage festlegen, die die Geschehnisse des Weltkrieges immer wieder auftauchen ließen. Nun liegt es zwar auf der Hand, daß es keineswegs rein theoretische Überlegungen waren, die jeweils die öffentliche Meinung in den kriegführenden Ländern bestimmten, sich für die eine oder die andere Seite der Alternative zu entscheiden. Rein ideale Motive wie Zweckmäßigkeitserwägungen, nationale Begeisterung und Feindeshaß luden selbstverständlich dazu ein, der eigenen Sache alle Werte eines nationalen Verteidigungskampfes gutzuschreiben und die Rechnung des Gegners mit den entsprechenden Abzügen zu belasten — und nicht minder greifbar sind die Stimmungsmomente, die, als man verspielt hatte, den Anlaß gaben, daß man die gesamte moralische Verantwortung den Führenden aufbürdete. Aber mögen immerhin rein praktische Motive es zur Genüge erklären, daß jene Frage, wo immer sie zur Erörterung stand, so und nicht anders beantwortet wurde, so können sie doch nicht verständlich machen, daß sie allen „Enthüllungen“ zum Trotz immer neuen Meinungsstreit hervorrufen, neuen Zweifeln Raum geben konnte, daß keiner der aufgeführten Gründe sich stark genug erwies, um eine allen Einwänden entrückte Entscheidung herbeizuführen, ja, daß in nicht wenigen Fällen selbst die klare Sprache unbestreitbarer Tatsachen nicht deutlich genug war, um die ihnen widerstreitende Auffassung jenes Problems zum Schweigen zu bringen. Offenbar ist es nicht bloß der suggestiven Wirkung politischer Leidenschaft, sondern auch einer gewissen Doppelseitigkeit, Doppeldeutigkeit der hier zu beurteilenden Tatsachenzusammenhänge zuzuschreiben, wenn jede der widersprechenden

Meinungen sich doch mit Gründen glaubte stützen zu können. Und wenn man dann weiterhin auf der Seite der Geschlagenen vielfach so leicht und so schnell sich zu der gerade entgegengesetzten Betrachtungsweise bekehren ließ, so weist das nicht weniger auf jene Zweiseitigkeit des zu deutenden Tatbestandes hin, die keine der beiden möglichen Antworten als schlechthin sinnlos und unannehmbar erscheinen läßt.

Was in der angedeuteten Frage zu Worte kam, das war recht eigentlich ein nie verstummendes Grundmotiv in allem Sinnen über die Tragik des Weltgeschehens. Was war denn eigentlich das quälend Rätselvolle an dem, was man erlebte? Grauensvolle Schrecknisse, dergleichen die Welt nie gesehen hatte, suchten die Länder der entwickelten Gesittung, der höchsten Kultur heim, Schrecknisse nicht durch blinde Naturgewalten, sondern durch Menschenwillen über Menschen verhängt; Massen wurden in den Strudel des Verderbens hineingerissen, wie sie noch nie die Geschichte gegeneinander bewaffnet hatte; Millionen sanken als Opfer dahin. Bot sich die leiseste Möglichkeit, dem Fürchterlichen ein Ziel zu setzen, wie war es denkbar, daß sie nicht mit Gier von allen Seiten ergriffen werden sollte! So hätte jede ruhige Erwägung gesprochen — aber was geschah statt dessen? Alle Möglichkeiten gütlicher Einigung blieben ungenützt, Jahr für Jahr schleppten sich endlos blutige Greuel dahin, und nicht eher erschöpften sie sich, als bis der Zusammenbruch der einen Partei, d.h. die Logik des Tatsächlichen den Abschluß herbeiführte. Mußte man sich da nicht fragen: wessen Wille war es denn, der Millionen und Abermillionen auf der Bahn des Entsetzens weiter und weiter trieb? War es der Wille der Völker selbst? Aber kein Einsichtiger konnte daran zweifeln, daß hüben wie drüben eine weit überwiegende Mehrheit ein Ende des Fürchterlichen mit allen Fibern der Seele herbeisehnte! War es der Wille einzelner oder kleiner Gruppen von Machtgierigen? Aber von einem durch einzelne auf die Gesamtheit ausgeübten Zwang konnte doch in all den Staaten nicht mit Fug die Rede sein, deren inneres Leben sich unbestreitbar in den durch das Gesetz festgelegten Formen bewegte, deren leitende Persönlichkeiten selbst sich keiner der Bindungen entziehen konnten, die die Verfassung und die organisierten Kräfte des Gesamtlebens ihnen auferlegten? Und wenn weder ein souverän schaltender Einzelwille noch auch ein einmütiger Gesamtwille in dem Geschehen waltete, gewann es dann nicht den Anschein, als ob eine elementar dämonische Urgewalt, eine grauensvolle Besessenheit, alles Einzelwollen erstickend, die Völker vor-

wärts peitschte? Wo entsprangen die Kräfte, denen dies rätselvoll unheimliche Weltgeschehen gehorchte?

Wenn somit das Problem: Einzelwille oder Gesamtwille? sich der denkenden Betrachtung der Ereignisse immer von neuem aufdrängte, so trug auf der anderen Seite das Erleben der Zeit die in jener Frage ausgedrückte Spannung und Zwiespältigkeit in das Innere jedes individuellen Ich hinein. In allen kriegführenden Staaten wurde während der ganzen Dauer des Kampfes jeder einzelne in einem Maße, das sonst im modernen Staatsleben nicht seinesgleichen fand, der freien Verfügung über sein Ich beraubt. In allem Tun und Lassen sah er sich ständig der Unendlichkeit äußerer Ordnungen und Regelungen unterworfen, die die ganze Stufenleiter von den Geboten und Verboten unzähliger Behörden bis hin zu dem eisernen Muß der militärischen Disziplin umfaßte. Daraus ergab sich ohne weiteres das Gefühl eines unaufhörlich von außen her auf das Individuum ausgeübten Druckes, einer fortgesetzten Einengung der persönlichen Freiheit, ja, einer völligen Ausschaltung des eigenen Willens. Es war, als ob alles Handeln nicht aus dem Innern des handelnden Subjekts, sondern von einer außerhalb seiner stehenden Instanz in Bewegung gesetzt würde. Und doch würde man dem Tatbestand nicht gerecht werden, wollte man die Reaktion, mit der das Individuum — sofern es überhaupt die geltende staatliche Ordnung als zu Recht bestehend anerkannte — auf diesen Dauerzustand antwortete, als Empfindung eines Zwangs, einer persönlichen Vergewaltigung bezeichnen. Mochte immerhin in die Handhabung der persönlichen Machtbefugnisse mancherlei subjektive Willkür hineinspielen, so erhielt sich doch bei aller Verdrossenheit und Ungeduld die instinktive Grundempfindung, daß man eben doch nicht der souveränen Willensmacht bestimmter Menschen oder Menschengruppen ausgeliefert war, sondern daß es eine Art von überpersonaler Notwendigkeit war, die Unterwerfung verlangte. Und weil und solange diese überpersonale Notwendigkeit anerkannt wurde, konnte auch nicht das Gefühl einer völligen Auslöschung des eigenen Willens, einer vollendeten Passivität des Ich sich der Seele bemächtigen; denn in der Anerkennung dieser Notwendigkeit lag doch nun wiederum das Bewußtsein einer fortdauernden Aktivität, einer persönlichen und verantwortlichen Stellungnahme zum Gesamthandeln eingeschlossen. So charakterisierte sich der seelische Zustand aller derer, die nicht völlig mit dem Staat gebrochen hatten, als eine seltsame Mischung, ein Ineinander von Gebundenheitsgefühl und Spontaneitätsbewußtsein; weder war es

möglich, die Quelle des Wollens und Tuns ganz in das eigene Ich noch auch ganz nach außen hin zu verlegen. Wenn also der Gang der Geschehnisse dem denkenden Betrachter das Verhältnis zwischen Einzelwillen und Gesamtheitswillen immer wieder zum Problem werden ließ, so projizierte sich das gleiche Problem als Erlebnis in das Innere aller der Individuen hinein, die als Träger jener Geschehnisse handelten und litten.

Damit ist von zwei Seiten her derselbe so schwer zu deutende Tatbestand sichtbar geworden. Wir sehen die einheitlichen Akte des staatlich geeinten Volks, die sich verwirklichen im gemeinsamen Handeln aller der Einzelnen, aus denen das Volk besteht. Fragen wir aber nach dem Ursprung der Kraft, die diese Handlung in Bewegung setzt, so vermögen wir sie weder recht zu finden in dem Machtwillen der wenigen Einzelnen, die die Aktion leiten, noch auch in dem Einheitswillen der vielen Einzelnen, die sie ausführen. Blicken wir also zurück auf die Frage, von der wir ausgingen: Einzelwille oder Gesamtwille?, so will es nun so scheinen, als ob weder die eine noch die andere der möglichen Antworten recht zu den Tatsachen stimmen wollte. Es würde dann die Erfolglosigkeit der Bemühungen, im Einzelfalle zu einer unangreifbaren Entscheidung zu gelangen, das stete Hin- und Herschwanken zwischen entgegengesetzten Lösungsversuchen im letzten Grunde seine Erklärung finden nicht sowohl in der Unhaltbarkeit oder Unbeweisbarkeit der gegebenen Antworten als vielmehr — in irgendeinem Gebrechen, einer inneren Unklarheit oder Schiefheit der Fragestellung selbst. Damit wäre das Problem eine Stufe zurückgeschoben.

Um aber die Tragweite der hier sich enthüllenden grundsätzlichen Schwierigkeit voll zu würdigen, müssen wir nun weiterhin fragen, ob sie an die besonderen Bedingungen und Zusammenhänge eines einmaligen historischen Faktums, des Weltkriegs, gebunden ist, mit ihm auftretend und mit ihm verschwindend, oder aber ob sie einen über diese zeitlich-sachliche Beschränkung hinausgreifenden Charakter, einen umfassenderen Geltungsbereich besitzt. Nun zeigt der Weltkrieg als Ganzes betrachtet zwar eine Riesenhaftigkeit der Dimensionen, eine umfassende Kraft und Tiefe der Auswirkung, eine tragische Größe des Erlebnisgehalts, daß ihm gegenüber alle Maßstäbe, die wir an geschichtliches Werden anzulegen pflegen, zu versagen scheinen; unheimlich, mit nichts vergleichbar, ragt er, ein düster rätselvolles Riesengebilde, aus der Welt der historischen Gestaltungen empor. Aber mag er noch so hoch sich über den Strom

des Geschehens erheben, er steht darum doch noch immer innerhalb, nicht außerhalb dieses Stroms, und jeder Versuch, ihn der Betrachtung wenigstens zum Teil zu erschließen, muß von der Voraussetzung ausgehen, daß das, was er im Guten wie im Bösen Wirklichkeit werden ließ, nun doch irgendwie in dem Vorausgegangenen als Möglichkeit, als gebundene Kraft angelegt war. Das gilt auch von den Elementen des Geschehens, denen unsere Betrachtung sich zuwandte. Wenn sich deren Inhalt für uns zusammendrängte in der Frage nach dem Verhältnis zwischen Einzelwille und Gesamtwille, so führt uns diese Frage in der Tat mitten hinein in die drängenden Nöte der dem Weltkrieg vorausgegangenen Epoche, und wir erkennen, daß in diesem wie in seinen anderen Zügen der Weltkrieg gleich einem gigantischen Hohlspiegel das Antlitz der gegenwärtigen Welt gesammelt und zurückgeworfen hat.

Mit Recht hat man die mit dem 19. Jahrhundert anhebende Epoche als das Zeitalter der Masse bezeichnet. Damit hat man vielfach lediglich das in allen Kulturländern eingetretene riesenhafte Anschwellen der Bevölkerungsziffern bezeichnen wollen. Aber einen tieferen Sinn erhält der Satz, wenn wir den Begriff der Masse genauer festlegen. Unter „Masse“ versteht man zunächst eine Menge von Individuen, die räumlich derart vereinigt sind, daß eine unmittelbare Einwirkung von Mensch zu Mensch durch Wort, Blick, Gebärde möglich wird und durch sie eine Einheit des Fühlens, Wollens und Handelns sich herstellt. In dem hier angedeuteten Sinn tritt die Masse als Faktor des Geschehens, als gemeinsam handelndes Subjekt in allen Epochen geschichtlicher Entwicklung hervor; Revolutionen und Bürgerkriege, politische, soziale, religiöse Bewegungen aller Art zeigen immer neue Massenbewegungen von diesem Typus. So aufgefaßt würde also die aktive Betätigung der Masse kein unterscheidendes Merkmal des 19. und 20. Jahrhunderts bilden können. Anders stellt sich die Sache dar, wenn wir dem Begriff Masse einen anderen, weiteren Inhalt geben. Als Masse kann auch jede Vielheit von Menschen bezeichnet werden, die, ohne gerade räumlich vereinigt zu sein, doch in irgendwelcher Form zwischen sich eine Verbindung herzustellen wissen, durch die ein gemeinsames Wollen und Handeln ermöglicht wird. Der Begriff der Masse, in diesem Sinne gefaßt, reicht schon deshalb so viel weiter als der zuerst bestimmte, weil die Masse im ersten Sinne, um überhaupt einer gemeinsamen Aktion fähig zu sein, eine gewissen Zahlengrenze nicht überschreiten darf. Hunderttausend Menschen können

nicht mehr eine in diesem Sinn einheitlich wirkende Masse bilden. Dagegen kennt eine Masse, deren Glieder sich über beliebige räumliche Schranken hinweg zu einer handelnden Einheit zusammentun können, überhaupt keine zahlenmäßige Begrenzung. Sind einmal Mittel der Verständigung, des organisatorischen Zusammenschlusses gefunden und in Wirkung, welche räumliche Abstände schnell genug überwinden, dann ist die Möglichkeit gegeben, auch solche Vielheiten, die Millionen und Abermillionen von Köpfen umfassen, zu großen Subjekten gemeinsamen Willens zusammenzuballen. Die Ausbildung und der organisatorische Ausbau der hier erforderlichen Mittel auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens ist nun in der Tat die besondere Leistung der jüngsten geschichtlichen Epoche. Erst in ihrem Zusammentreffen mit dieser Vervollkommenung der Kommunikations- und Organisationsmittel konnte die erwähnte Vermehrung der Menschenmassen eine so umwälzende Wirkung auf die gesamte Entwicklung des geschichtlichen Lebens ausüben. Ohne sie wäre es eben bei einer reinen Massenvermehrung, d.h. einem lediglich quantitativen Vorgang geblieben; durch sie verband sich mit der quantitativen Wandlung eine Neubildung von innerhalb der Masse sich vollziehenden Lebensfunktionen. Die Masse wird aus dem, was ihr Name eigentlich besagt, aus einem mechanischen Aggregat isolierbarer Einzelbestandteile zu einem in steter Wechselwirkung die Glieder verbindenden Organismus; sie erwacht zu einem wenn auch zunächst unklar, verworren und schwerfällig um sich tastenden Leben, sie gewinnt die Fähigkeit, sich zu regen und zu bewegen, sich gemeinsame Ziele zu setzen und zur Erreichung dieser Ziele zweckentsprechend zu handeln, sie wird, so dürfen wir sagen, zu einer kollektiven Wesenheit, in deren Verhalten eine gewisse innere Folgerichtigkeit immer deutlicher hervortreten beginnt.

In demselben Maße aber, wie diese Selbstbewegung der Kollektivgebilde sich zu entwickeln und zu vervollkommen beginnt, muß nun auch die Problematik jenes Grundverhältnisses, von dem wir ausgingen, sowohl dem Betrachter des Geschehens sichtbar wie dem erlebenden Subjekte unmittelbar fühlbar werden. Jene Masse, die sich zu eigengesetzlicher Lebendigkeit organisiert, hört darum doch nicht auf, aus unzähligen Individuen zu bestehen, von denen ein jedes von Anbeginn an seine eigene innere Lebendigkeit, sein eigenes Fühlen und Wollen, sein besonderes Lebensprinzip in sich trägt und auszuwirken trachtet. Eine reibungslose Auswirkung des Kollektivwesens wäre nur dann zu erwarten, wenn das Einzelwesen

gleichsam nur noch ein verkleinertes Abbild oder willenloses Teilstück des Gesamtwesens wäre, wenn sein individuelles Denken, Fühlen und Wollen zu dem Denken, Fühlen und Wollen des Kollektivwesens im Verhältnis der „abhängigen Variable“ stände. Daß dies nicht der Fall ist und bei dem individuellen Charakter alles persönlichen Lebens nicht der Fall sein kann, liegt auf der Hand. Und so muß mit der Verlebendigung der Kollektivgebilde auch das Verhältnis zwischen Einzelwille und Gesamtwille immer zwiespältiger und dunkler werden.

Die Erwägung dieser Tatsachen macht deutlich, daß in der Tat ein kontinuierlicher Zusammenhang die problematische Erscheinung des Weltkriegs, von der wir ausgingen, mit den Grundvorgängen der vorausfliegenden Epoche zu einer gewaltig anschwellenden historischen Gesamtbewegung zusammenschließt. Ja, wir können nunmehr die Linie, der wir nach rückwärts hin, in die Vergangenheit hinein nachgingen, nun auch zuversichtlich in die Zukunft hinein fortführen; wir dürfen, ohne uns in eine willkürliche Konstruktion zu verlieren, die jäh ansteigende Kurve, als die sich der Gang dieser Entwicklung bis zur Gegenwart darstellte, in gleicher Richtung weiter fortgeführt vorstellen. Die innerpolitische Umwälzung, die der Ausgang des Krieges in seinem Gefolge gehabt hat, mag in ihren Anfängen zunächst die „Masse“ in dem zuerst festgelegten Sinn als aktuell vereinigte Menge in folgenreichem Handeln gezeigt haben: ihr Fortgang hat dann dazu geführt und muß menschlichem Ermessen nach auch weiterhin dazu führen, daß die Masse im Sinn der „kollektiven Lebenseinheit“ noch weit mehr als je zuvor sich zum Subjekt des Handelns innerlich sammelt, organisatorisch zusammenschließt, aktiviert, und damit wird es zu einer kaum zu bestreitenden Gewißheit, daß das individuelle Erleben in Zukunft mehr denn je in dem von uns verfolgten Grundverhältnis ein in alles Leben tief eingreifendes Problem finden wird.

So erweitert sich eine Grundfrage des Weltkrieges zur Grundfrage der ganzen geschichtlichen Epoche, die in ihm gipfelt. Aber wir dürfen noch einen Schritt weiter tun zu der Erkenntnis, daß, in eine noch allgemeinere Form gebracht, jene Frage ihren Geltungsbereich über das Ganze des historischen Prozesses ausbreitet. Alles geschichtliche Leben schreitet ja fort in der steten Auseinandersetzung zwischen dem lebendigen Drang des Individuums, sich aus dem Kern des eingeborenen Wesens heraus zu gestalten und zu betätigen, und den Widerständen und Hemmungen, die die histo-

risch gewordene, zu festen Gebilden und Ordnungen erstarrte Umwelt diesem Drang entgegenstellt; alles geschichtliche Leben bewegt sich in dem stets versuchten, nie gelungenen Ausgleich zwischen Freiheit und Gebundenheit vorwärts. Aber wenn auch dieses Verhältnis sich im tiefsten Sinne als Kernfrage der ganzen Menschheitsgeschichte erweist, so darf uns diese Gemeinsamkeit der Problemlage nicht die tiefgreifenden Verschiedenheiten verschleiern, in denen dieses Grundverhältnis sich wieder und wieder ausprägt — und am wenigsten darf sie uns blind machen für die beispiellos verwickelten Bedingungen, unter denen es sich gerade in der Gegenwart verwirklicht. Vergangenen Epochen der Geschichte war es eigentümlich, daß die Elemente der Bindung sich darstellten einerseits in Gestalt der natürlich gewachsenen Überlieferung, der in der Übung von Generationen festgewordenen Grundrichtungen des Denkens, Fühlens, Wertens — andererseits aber einer in den Händen konkreter Einzelpersonlichkeiten oder privilegierter Gruppen konzentrierten unumschränkten Willensmacht, der sich die Vielen zu fügen hatten. In dieser zweiten Form gehören die Elemente der Bindung — soweit es sich um Kulturvölker handelt — der Vergangenheit an. An ihre Stelle ist diejenige Formung und Bindung des gemeinsamen Lebens getreten, die wir als Selbstgestaltung und Selbstbewegung der Kollektivgebilde kennen lernten. Damit ist aber nun in dem Verhältnis zwischen Freiheit und Unfreiheit, in der Verteilung der bestimmenden Willenskräfte eine äußerst bedeutsame Verschiebung eingetreten. Dereinst lagen die Dinge so, daß die Freiheit selbsttätigen Willens ganz und ungeteilt einer Minorität von Individuen zufiel, die Mehrheit aber ebenso vollständig von der freien Entscheidung ausgeschlossen blieb; dort wurde nur befohlen, hier nur gehorcht. Heute hingegen hat die Verlebendigung der Kollektivgebilde den Zustand dahin gewandelt, daß innerhalb dieser Gebilde kein einzelner nur gehorcht oder nur gebietet, sondern Freiheit und Unfreiheit des Willens und Handelns in mannigfachster Mischung auf alle die Glieder, aus denen sich das Kollektivwesen zusammensetzt, verteilt sind. Die Scheidelinie, die Freiheit und Gebundenheit trennt, läuft nicht mehr zwischen den Individuen, sondern gleichsam quer durch das Innere jedes einzelnen Individuums hindurch; mit der klaren und unzweideutigen Abgrenzung der Willenssphären ist es zu Ende.

Das wirkt aber nun höchst folgenreich auf die geistige Haltung ein, in der das Individuum dem lebendigen Ganzen gegenübersteht. In den Epochen, die Freiheit und Unfreiheit des Handelns in der

angedeuteten Weise auf zwei völlig getrennte Instanzen verteilen, war die gegebene Sachlage von allzu eindeutiger Klarheit, als daß Ursprung und Wirkungsweise der tatsächlich auftretenden Willensakte zum Gegenstand zweifelnder Erwägungen und verschiedenartiger Deutungen hätten werden können. Für den Gehorchenden erübrigten sich solche durch die einfache Tatsache, daß auf den Verlauf der Dinge, den zu bestimmen eben lediglich Sache des anderen Teils war, keinerlei derartige Erwägungen Einfluß zu gewinnen imstande waren. Ebensowenig konnte aber auch für den Gebietenden der Sachverhalt an Unklarheit leiden, da doch jeder Willensakt ausschließlich der Sphäre des eigenen Ich entstammte und aus dem lebendigen Inhalt dieses Ich genügend sich selbst erklärte. Mochte immerhin ein pflichtbewußter Monarch sich als „erster Diener des Staates“ fühlen, jedenfalls war der Diener derjenige, der, keinem rechenschaftspflichtig, darüber zu befinden hatte, was dem „Herrn“ frommte. Ganz anders hingegen in einer Epoche, in der das Wollen des Einzelnen und das tatsächliche Verhalten der Gesamtheit in einem so wenig durchsichtigen Verhältnis stehen, wie es sich unserer Betrachtung darstellte, — einer Epoche, in der weder der jeweils „Regierende“ im Vollbesitz unbeschränkter Willensmacht noch die Gesamtheit der „Regierten“ auf willenslose Ausführung des von jenem Angeordneten angewiesen ist. Hier muß notwendig die bereits behandelte Wirkung eintreten: daß nämlich der tatsächliche Ablauf der Geschehnisse, soweit diese aus menschlichem Wollen hervorgehen, sich für den Betrachtenden wie für den Erlebenden mit einer immer stärker fühlbaren, alles Selbstverständnis zunehmend erschwerenden Problematik erfüllt.

Nun könnte man angesichts dieser Lage sich mit der Erwägung beruhigen: Gut, mag immerhin das hier vorliegende Problem schwer oder gar überhaupt nicht lösbar sein — dann möge es ihm ergehen wie so mancher anderen Frage, die ebenso hartnäckig allen Erkenntnisbemühungen trotzt; sie mag dem Grübelsinn solcher Denker überlassen bleiben, die gerade das Unauflösbare lockt und festhält; dem Menschen hingegen, der in der Welt des Handelns steht, soll sie nicht weiter den Sinn beschweren! Aber diese Auskunft, mit der der tätige Mensch sich mancher dornigen Lebensfrage erfolgreich erwehrt, erweist sich hier bei näherem Zusehen als eine Scheinlösung, und zwar aus einem äußerst schwerwiegenden Grunde.

Wir alle stehen der Welt von Geschehnissen, in denen Taten und Schicksale jener überpersönlichen Wesenheiten sich abrollen, nicht als unbeteiligte Zuschauer gegenüber; es ist nicht ein bloß theoreti-

sches Interesse, das hier nach tieferem Einblick verlangt. Wir sind mit diesem Gesamtgeschehen irgendwie solidarisch; wir wissen unser Leben umfassen von gewissen unter jenen Kollektivmächten, sehen andere uns gegenüber, die sich mit den uns umfängenden in bald feindliche bald freundliche Beziehungen setzen; wir müssen, ob wir wollen oder nicht, fort und fort Urteile fällen, Entschlüsse fassen, Handlungen ausführen, die eine Entscheidung über Verantwortung, Recht, Schuld, Pflicht der eigenen und der fremden Partei wie auch einzelner Persönlichkeiten auf dieser wie auf jener Seite in sich schließen. Wie könnten wir bei alledem auf eine Einsicht in das Geflecht dieser Zusammenhänge Verzicht leisten! Wir können sie um so weniger missen, als jede hier verbleibende Unklarheit bedenklichsten Einflüssen Zugang gewährt. Die Schärfe der Gegensätze und die Leidenschaften des Kampfes bringen uns immer wieder in Versuchung, das Bild des Geschehens so zurechtzurücken, die Ansprüche so abzumessen, die Verantwortungen so zu verteilen, wie unser verschwiegene Begehren es uns einredet — und gerade die Dunkelheit der behandelten Zusammenhänge, die klare Zurechnung verhindert, bildet das Element, innerhalb dessen die Sophistik des Selbstbetrugs am ungestörtesten ihr Werk verrichten kann. Sahen wir oben die Ärmlichkeit der Anschauungsunterlagen im Einzelnen der subjektiven Willkür freie Bahn geben, so ist es hier der Mangel an Einsicht in die Struktur der großen Sozialkörper, der besonnene Kritik nicht aufkommenläßt. Und alle Irrungen und Unklarheiten, die hier nur aufkommen können, sind eben deshalb von so verhängnisvoller Bedeutung, weil sie sich in Motive des Handelns verwandeln. Alle die Vorstellungen von Wert und Wesen dieser Lebensmächte stehen mit der Welt des Tuns in unmittelbarstem Zusammenhang; in der Kette von Tatsachen, als welche die Lebensbewegung der kollektiven Ganzheiten vorwärtsschreitet, bilden diese Vorstellungen unentbehrliche Glieder. Es handelt sich also hier ganz und gar nicht um eine rein theoretische, gleichsam beiseite stehende Deutung eines Geschehens, das auch bei Wegfall dieser Deutung genau den gleichen Gang nähme, sondern um eine Stellungnahme des tätigen Geistes, die in dieses Geschehen selbst eingreift. Als wir an unser Problem herantraten, schieden wir zunächst die geistige Haltung des betrachtenden und des erlebenden Menschen voneinander. Jetzt erweist sich diese Scheidung als nur in Abstraktion völlig durchführbar. Wenn irgendwo, so greifen hier Theorie und Praxis notwendig ineinander. Theorie muß unausweichlich in der Praxis ihre Wirkung zeigen, wenn an-

ders sie wirkliche Erfassung von Sachverhalten ist; Praxis muß ebenso unausweichlich in der Theorie ihre Grundlage suchen, wenn sie zweckmäßig handeln will. Und je näher die Theorie dem tatsächlichen Zusammenhang der Dinge kommt, je getreuer sie ihn abbildet, um so sicherer wird sie die Praxis des Lebens fördern dem sie dienen soll; je schiefer das Bild ist, das die Theorie entwirft, desto weiter wird das, was geschieht, und das, was geschehen sollte, auseinanderklaffen.

*

Es ist also in der Tat ein Lebensproblem von tiefgehender Bedeutung, das die Krisis unserer Kulturwelt zwar nicht zum ersten Male hat fühlbar werden lassen, wohl aber in Erlebnissen von riesenhaften Ausmaßen und erschütternder Gewalt zur Darstellung gebracht hat. Und man erkennt: es ist ein Lebensproblem, das zwar in einer bunten Mannigfaltigkeit konkreter Einzelgeschehnisse sich zur Geltung bringt, das aber in seiner grundsätzlichen Bedeutung über alle Besonderheit des Einzelerlebens hinausreicht. Eben deshalb erhebt sich hier die oben angedeutete und für unser besonderes Anliegen entscheidende Frage: führt der Zugang zu diesem Problem notwendig durch das Gebiet der konkreten historischen Erfahrung hindurch? Ist eine angemessene Behandlung an Reichtum und Reife dieser Erfahrung gebunden?

Die Antwort lautet so radikal wie möglich: nicht nur ist der Weg über die historische Betrachtung des Konkreten nicht nötig, damit diesem Problem Genüge geschehe — es ist schlechterdings nicht möglich, sich ihm von dieser Seite her zu nähern, geschweige denn es in einer befriedigenden Form zu lösen. Das allgemeine Lebensproblem, das uns beschäftigt, gestattet nicht nur sondern verlangt eine entsprechend allgemeine, d. h. jede Besonderheit der historischen Lage unter sich lassende Weise der denkenden Bearbeitung.

Es ist nicht dieses Orts, darzulegen, inwiefern die Entwicklung, die die Wissenschaftstheorie in der jüngsten Zeit genommen hat sich mit dieser Forderung begegnet. Sie drängt immer deutlicher auf die methodische und sachliche Herausklärung einer Grunddisziplin, deren Gegenstand die „Struktur der geistigen Wirklichkeit“ ist.¹⁾ Diese Disziplin hat es zu tun mit den wesenhaften Zusammenhängen, die die Einzelmenschen, die Gemeinschaften, die Sinngehalte des kulturellen Schaffens zu einem großen Lebensgefüge sich durchwirken lassen. Sie gewinnt ihre Sätze nicht etwa

1) Das Nähere in den im Vorwort genannten Schriften.

in der Form, daß sie den konkreten Erlebnisinhalt dieser Wirklichkeit, wie ihn die Historie vor uns ausbreitet, durch induktive Generalisation zu allgemeinen Aussagen verarbeitet — sie spricht vielmehr solche Wahrheiten aus, die die logische Grundlage und Voraussetzung jeder erdenklichen historischen Einzelerfahrung bilden, weil eine jede solche nur dann „Erfahrung“, d. h. verstandene, begriffene Wirklichkeit ist, wenn sie das tragende Gerüst jener allgemeinen Einsichten in sich schließt. Wer also von den konkreten Einzelgehalten historischen Erkennens ausgehend jenes allgemeine Problem lösen will, dessen Lebensbedeutung uns offenbar geworden ist, der kehrt den logisch geforderten Gang der Erkenntnis um: er will aus einem besonderen Erfahrungsbestande dasjenige ableiten, was in Wahrheit jede Erfahrung solcher Art erst „möglich macht“. Es geht nicht an, von der Historie Antwort auf solche Fragen zu erwarten, deren Lösung sie nicht sowohl leistet als vielmehr über die ganze Breite ihrer Arbeit hin bereits voraussetzt.

Wenn die Ablösung und methodische Verselbständigung dieser die Geisteswissenschaften begründenden Disziplin zunächst einmal in einer Reihe von erkenntnistheoretischen und methodologischen Fragen Klarheit zu schaffen geeignet ist, so kommt sie nicht weniger der uns beschäftigenden pädagogischen Angelegenheit zustatten. Stände es nämlich so, daß nur von der konkreten Fülle der historischen Erfahrung her der Zugang zu dem Lebensproblem zu gewinnen wäre, das unserem Geschlecht so brennend geworden ist, so wäre es um die Lösung jener Frage übel, ja verzweifelt bestellt. Denn dann würde der Mangel an lebensvoller und differenzierter historischer Anschauung, an dem wir den heranwachsenden Menschen und nicht nur ihn leiden sahen, nicht etwa nur in der Dürftigkeit und Unbeweglichkeit der konkreten „Bilder“ zutage treten, in denen sich ihm das historische Leben der Gegenwart darstellt, sondern zugleich auch jenes allgemeine Lebensproblem in ihm nicht zur rechten Entfaltung, geschweige denn zur Lösung kommen lassen. Ist dagegen in voller Klarheit die Grenze gezogen, die die Einsichten der allgemeinen Strukturlehre von den Gehalten konkreter historischer Erfahrung scheidet, so ist nicht mehr Grund zu der Befürchtung, es müsse eine auf dieser Seite bestehende Unzulänglichkeit der Erkenntnis notwendig auch jenseits ihre Wirkungen zeigen — so besteht die Hoffnung, daß in diesem besonderen Bezirk pädagogische Möglichkeiten vorliegen, über die mit der resignierten Bescheidung auf der anderen Seite noch nichts ausgemacht ist.

Und diese Möglichkeiten sind in der Tat vorhanden. Sie sind begründet in der logischen Eigenart des denkenden Vorgehens, dem die Erkenntnisse jener Strukturlehre verdankt werden. Es bedarf, um den Aufbau der Welt des historischen Lebens zu ergründen, nicht der Überschau über eine Vielheit von Gestalten, in denen dies Leben zutage getreten ist — jede einzelne von ihnen trägt in ihrer Totalität Züge zur Schau, in denen die Prinzipien jenes Aufbaus sichtbar werden. Ja, es braucht nicht einmal eine irgendwie ausgezeichnete Erscheinung zu sein, an der diese strukturelle Analyse vorgenommen wird. Jeder Mensch, der überhaupt in das Lebensgefüge der Kultur eingespannt sein Dasein verbringt, findet im Umkreis seiner eigenen geistigen Existenz die Elemente beisammen, deren Ineinandergreifen die Welt der geistigen Wirklichkeit schafft und erhält. Das „Wesen“ dieser allumfassenden Zusammenhänge enthüllt sich schlechterdings jedem, der nur die Stellung, die er selbst mit seinem eigenen Lebenskreise im Kosmos der geschichtlichen Welt einnimmt, nach ihren allgemeinen Zügen aufzufassen versteht. In der Monade spiegelt sich das Gefüge des geistigen All, weil es sich in ihr von neuem erzeugt.

Extensive Fülle des Materials ist es also ganz und gar nicht, die in diesem Denkbereich nottut. Als Material genügen vollauf die Eindrücke desjenigen Lebens, in welches der Mensch, vom Naturwesen sich zu geistiger Existenz emporarbeitend, immer tiefer hineinwächst, wie es in ihn hineinwächst. Nicht oft ist die Unterweisung in der glücklichen Lage, so auf von außen herangeholtes Material verzichten zu können. Die Schwierigkeiten der Aufgabe liegen an anderer Stelle. Daß wir dasjenige geistig durchdringen und nach seinem Wesensgehalt erfassen, was uns das Nächste, Alltägliche und Vertraute ist, erfordert bisweilen nicht geringere Anspannung des Denkens als die Bewältigung des Fernen und Fremden. Gilt es doch gerade aus dem Besonderen, Einmaligen, Beschränkten das dem Moment und seiner Partikularität Überlegene herauszuschauen, das wir mit Platon die „Idee“ nennen können. Intensität der denkenden Bearbeitung, die das Erfahrungsmaterial gleichsam transparent werden läßt — sie ist es, die die „ideierende Abstraktion“ ganz zweifellos verlangt.

Gleichviel nun, welche Schwierigkeiten im Einzelnen die hier sichtbar gewordene Region von Erkenntnissen dem pädagogisch-didaktischen Bemühen entgegenstellen mag, sie dürfen uns nicht abschrecken, nachdem deutlich geworden ist, wie nicht etwa nur das Bedürfnis nach theoretischer Klarheit, sondern Lebensinteressen von

größtem Gewicht das pädagogische Streben nach eben der Stelle hindrängen, an der die Arbeit der reinen Theorie neue Klarheit und gegliederte Einsicht zu schaffen am Werke ist. Was von dieser Einsicht etwa in die Praxis der Erziehung und des Unterrichts hineinzuleiten wäre — je nach Alter und Begabung von Zögling und Klasse¹⁾ natürlich in abgestufter Abmessung — das soll in dem folgenden Abschnitt gezeigt werden. In ihm wird der Versuch gemacht, diejenigen Grundverhältnisse, die für den Aufbau der geschichtlichen Welt entscheidend sind, in allmählichem Emporsteigen von den kleinsten Kreisen persönlicher Erfahrung bis zu den umfassendsten Verbänden in einer Form darzulegen, in der sie in gemeinsamer Arbeit mit reiferen jungen Menschen entwickelt werden können. An jeden einzelnen Abschnitt schließen sich Bemerkungen an, die andeuten sollen, welche Erfahrungen den Anlaß gaben, gerade diesen Erkenntnissen besonderes Gewicht beizulegen, in welcher pädagogischen Form und aus welchem Besitz an eigener Lebensbeobachtung des Lernenden heraus sich diese Erkenntnisse entwickeln lassen und welche praktischen Ergebnisse der Verfasser sich von ihrer Aneignung glaubt versprechen zu können.

2. INDIVIDUUM UND GEMEINSCHAFT

Individuum und Gruppe. Mit dem ersten Erwachen bewußten Lebens findet der Mensch sich selbst nicht als einzigen seiner Art inmitten einer Welt von ihm ungleichartigen „Gegenständen“, sondern hineingestellt in einen Kreis von Wesen, von denen eine unmittelbare Gewißheit ihm sagt, daß sie nicht nur gleich ihm selbst Träger eines bewußten Lebens sind, sondern auch mit ihm selbst in einem unmittelbaren Lebenszusammenhang stehen, der wechselseitiges Verstehen und fortgesetzte Einwirkung herüber und hinüber in sich schließt. Wir nennen diesen Lebenszusammenhang einen gesellschaftlichen, das Lebensgebilde, das in ihm sich gestaltet, Gruppe oder Verband. Es sind mannigfaltige seelische Vorgänge, in denen der Zusammenhang eines solchen Kreises sich auslebt: Mitgefühl, Nachahmung, Unterordnung unter einen oder mehrere, denen „Autorität“ beigelegt wird, genossenschaftlicher Geist, der das eigene Interesse mit dem der Gruppe in eins setzt, aber auch Rivalität, Konkurrenz, Neid, Haß. Als Niederschlag und Inhalt ge-

1) Es gibt auch Volkshochschulgemeinschaften, denen dieser Problemkreis zugänglich ist. — Vgl. auch meinen Vortrag „Zur Gestaltung des Geschichtsunterrichts in der Schule“. Berlin 1918.

meinsamen Lebens entwickelt sich in der Gruppe eine gewisse Gemeinsamkeit des Denkens und Fühlens, die sich mit der Lebhaftigkeit und Dauer des Gruppendaseins ausbreitet und verfestigt. Auch die inneren Gegensätze, die sich im Schoße einer Gruppe entwickeln, bringen diese geistige Einheit nicht zum Verschwinden, sondern wirken sich innerhalb ihrer, mit ihren Mitteln und in den durch sie geschaffenen Formen aus.

Der letztere Umstand läßt sofort die eigentümliche Doppelseitigkeit des Lebens in der Gesellschaft hervortreten. Auf der einen Seite führt die Gesellschaft den Einzelnen in eine Welt geistiger Gemeinsamkeiten ein und arbeitet damit auf die Angleichung der in ihr zusammengeschlossenen Wesen hin. Wer in einen gesellschaftlichen Kreis eintritt, fühlt sich alsbald im Banne eines gewissen „Geistes“, der das Wesen dieses Kreises ausmacht. Auf der anderen Seite aber wird dem Einzelnen erst dadurch, daß er dies gemeinsame Geistesgut sich zu eigen macht, die Möglichkeit gegeben, seine Eigenart in geistiger Form, also im Sinne der Entwicklung zur Persönlichkeit, sich entfalten zu lassen; und gerade die Begegnung mit anderen, gleich ihm zu geistigem Dasein berufenen Wesen bringt ihm die entscheidende Eigenart seiner selbst zum Bewußtsein und läßt zur Pflege des Besonderen und Eigentümlichen ein. Mit der angleichenden Wirkung gesellschaftlichen Daseins geht also eine auf *Besonderung*, Individualisierung zielende Wirkensrichtung Hand in Hand. Von vornherein erscheint hier, wie auch weiterhin, der Inhalt des gesellschaftlichen Lebens unserer Betrachtung als das Ergebnis entgegengesetzter Tendenzen, die in diesem Inhalt zum Ausgleich gebracht sind; man redet deshalb bildlich von den dem Gemeinschaftsleben innewohnenden Spannungen, von der Polarität der in ihm waltenden Kräfte.

Um den eigentümlichen Lebenszusammenhang zu bezeichnen, der eine Vielheit von äußerlich geschiedenen Lebewesen so wesenhaft verbindet, hat man sich schon früh des Vergleichs mit dem Organismus bedient. Auch der Organismus besteht aus einer Vielheit von Elementen — möge man unter ihnen nun die Organe oder die Zellen verstehen — die nicht etwa äußerlich, mechanisch aneinandergefügt sind und aufeinander wirken, sondern in einer Lebenseinheit zusammengeschlossen sind, die jedes Glied mit der Bewegung des Ganzen innerlichst verknüpft. Man redet im Sinne dieses Vergleichs gern vom Leben einer gesellschaftlichen Gruppe. Nicht minder oft hat man die Einheit des gesellschaftlichen Verbandes mit der Einheit des seelischen Geschehens verglichen,

das dem Einzelwesen beschieden ist. Auch die Einzelseele vereinigt in sich eine Vielheit von Wesensrichtungen, Funktionen, Inhalten, die nicht in reinlicher Sonderung äußerlich nebeneinander liegen, sondern sich in der Lebenseinheit persönlichen Daseins durchdringen. Hier wie dort also eine lebendige Einheit in der Mannigfaltigkeit, die in dem Aufbau des gesellschaftlichen Ganzen getreulich wiederzukehren scheint.

Ja, die beiden Analogien erweisen sich noch über die genannten Sachverhalte hinaus als brauchbar. Auch wenn eine Gemeinschaft längere Zeit nur aus denselben Gliedern sich zusammensetzt, bleibt ihr innerer Zustand nicht fortgesetzt der gleiche. Weder das Individuum als solches noch die eine Vielzahl von Individuen in sich zusammenschließende Gruppe kennt ein unverändertes Beharren der geistigen Form. Das innere Leben läßt die Verfassung des Einzelnen wie die des Ganzen sich fortgesetzt, wenn auch bisweilen kaum merkbar, wandeln und verschieben. Andererseits kann dieser Wandel nicht so weit gehen, daß er den stetigen Zusammenhang des Werdens, der die aufeinanderfolgenden Phasen der geistigen Bewegung verknüpft, an irgendeiner Stelle abreißen ließe. Inmitten alles nur erdenklichen Wandels behauptet sich eine innere Einheit und Stetigkeit, die uns das Recht gibt, selbst bei den stärksten inneren Umbildungen noch „dasselbe“ Individuum, „dieselbe“ Gruppe als den Träger dieses Geschehens zu bezeichnen. Auch hier ist es naheliegend, das an und in der Gruppe sich abspielende Geschehen auf zwei gegensätzliche Richtungen des Wirkens zurückgeführt zu denken. Die gesellschaftliche Einheit zeigt in sich vereinigt eine Tendenz des Beharrems und eine solche der Wandlung. Man erkennt, wie dies Begriffspaar den oben behandelten Gegensatz zwischen Angleichung und Besonderung auf die zeitliche Abfolge des Gruppenlebens überträgt. Und nun ist es den oben herangezogenen Bildern eigentümlich, daß sie das gleiche Ineinander von Beharrung und Wandlung sichtbar werden lassen. Denn das, was wir „Entwicklung“ zu nennen gewohnt sind, besteht, ob wir es nun im biologischen Geschehen oder im seelischen Dasein betrachten, in einer Reihe von Vorgängen, die ein mit sich selbst identisches und insofern „beharrendes“ Wesen durch einen keinen Augenblick aussetzenden Wandel der Form hindurchführen. Daher man denn auch gerade den Werdeprozeß gesellschaftlicher Einheiten einen „organischen“ zu nennen liebt.

Wenn wir in stets und allgemein üblichen Wendungen von Leben, Geist, Entwicklung einer menschlichen Gemeinschaft reden, so liegt

dem stets mehr oder minder bewußt dieser Vergleich der Gruppe mit dem Organismus einerseits, der Einzelseele andererseits zugrunde. Diese bildlichen Verknüpfungen mögen so lange hingehen, wie man sich ihren Bildcharakter ausdrücklich gegenwärtig hält. Indessen hat das menschliche Denken immer wieder die Neigung gezeigt, das Bild an Stelle des Wesens der Sache zu setzen. Damit aber werden die Bilder zur Quelle der Verfälschung. Denn die Lebenseinheit des gesellschaftlichen Verbandes läßt, unbeschadet ihres inneren Zusammenhalts, den in ihr vereinten Einzelwesen ein Maß von Selbstheit, Selbstbestimmung, Freiheit der inneren Entwicklung, dergleichen weder der Organismus seinen Gliedern noch gar die Einzelseele ihren Teilrichtungen und Teilinhalten zu vergönnen vermag. Der Vergleich mit Organismus und Einzelseele gibt, ernstlich durchgeführt, dem „Geist“ der Gruppe derart das Übergewicht über die Einzelwesen, daß diese zu bloßen Empfängern und Nutznießern dessen werden, was die Gruppe ihnen spendet. Damit verschwinden aus dem Bilde der Gemeinschaft die inneren Spannungen zwischen der Entwicklung des Individuums und der Bewegung des Ganzen, die recht eigentlich das Wesen des Lebens im gesellschaftlichen Zusammenhang ausmachen.

Der gesamte Inhalt des ersten Abschnitts findet sich gesammelt in dem Umkreis des Gruppenerlebens, das — neben der Familie — das jugendliche Gemüt am frühesten und stärksten mit seinen Eindrücken erfüllt: dem Leben der Klasse mit seinem festen äußeren Rahmen, seiner gemeinsamen Arbeit, seinem gemeinsamen Erleben in Scherz und Ernst, Anziehung und Abstoßung, Führerschaft und Sichfügen. Es ist freilich nicht zu bestreiten, daß das Leben der Schule von den soziologischen Tatsachen, die ihr Rahmen in reichster Fülle in sich schließt, meist nur dann Notiz nimmt, wenn sie die Ursache unerwünschter oder zu bekämpfender Wirkungen sind. Wenn der Geist einer Klasse beschworen wird, so pflegt es selten um segensvoller Gaben willen zu geschehen; das solidarische Zusammenhalten einer Schülergruppe wird meistens dann am liebevollsten in seinem Werden und Wirken beobachtet, wenn es den Ordnungen der Schule bedrohlich ist; der Einfluß, den einzelne Schüler auf ihre Umgebung ausstrahlen, wird vorzugsweise im Zusammenhang mißbilligender Kritik konstatiert. Hier wird nun der Vorschlag und Versuch gemacht, diesen Tatsachen, die meist nur in den Akten der Schulkriminalistik ihren Platz haben, Einsichten zu entlocken und so Fluch in Segen zu wandeln, zudem aber auch denjenigen Zusammenhängen, deren Auftreten minder unwillkommen ist, ein höheres Maß von Aufmerksamkeit zuzuwenden. Eine Reihe von Grundformen tritt in dem Mikrokosmos der Klasse in charakteristischer Gestalt auf; es braucht nur die Aufmerksamkeit auf sie gelenkt und die Begriffe, die sie auffassen, entwickelt zu werden. Hier zeigt sich die Einzigartigkeit jeglichen Individuums, die Mannigfaltigkeit der wechselseitigen Verbindungen, die

vereinheitlichenden Wirkungen dieser Beziehungen, die Bildung des Gemeingeistes, die Identität der persönlichen Träger, verbunden mit einem teilweisen Wechsel des geistigen Gehalts, das erfolgreiche Widerstreben des Einzelnen gegen eine völlige Angleichung. Einzelfälle, die diese Zusammenhänge illustrieren, bietet das Leben selbst der kleinsten Klasse in Fülle. Gerade weil dieser Verband in seinem ganzen Umfange völlig von jedem Gliede überschaut wird, läßt er keinen Raum für jene mystische Substanz eines überpersönlichen Gesamtgeistes, der nur zu leicht in der Vorstellung des Betrachters zu einer selbständigen Wesenheit emporwächst, wo die Gesamtheit der durch die Gemeinschaft verbundenen Glieder nicht überblickt werden kann.

Ein zweiter Kreis lebendiger Anschauung, der hier heranzuziehen wäre, hat sich der Jugend aufgetan, seitdem sie ihr Eigenleben in besonderen Verbänden zusammenzufassen und bewußt zu pflegen begonnen hat. Diese lebendige Erfahrung hat sich mit einer für unser reflektierendes Geschlecht kennzeichnenden Schnelligkeit zur Selbstbesinnung, ja Selbstzergliederung fortentwickelt. Gerade die Idee der „Gemeinschaft“ ist das Sammelbecken geworden, in dem der drängende Überschwang vielfältigen jugendlichen Erlebens und jugendlicher Sehnsucht zusammenfloß. Die hier vorgelegten Betrachtungen sind deshalb auf der einen Seite in der glücklichen Lage, an bereits vorhandene Fragen und Bedürfnisse jugendlichen Lebens anknüpfen zu können; sie erfüllen andererseits die wichtige Funktion, eine Reihe von stark gefühlsbetonten, aber in sich wenig geklärten Begriffen zu der Bestimmtheit zu bringen, die ihnen nicht fehlen darf, damit sie zu Richtpunkten der Lebensorientierung werden können. Es gibt weitverbreitete Formen der Gemeinschaftsidee in jugendlichen Köpfen — und nicht nur in solchen —, die in ihrer mystischen Verflorenheit und illusionären Lebensferne den Willen und die Fähigkeit auslöschen, der realen Gemeinschaft in tätiger Hingabe sich einzugliedern.

Bei der Feststellung dessen, was als Tendenz des Gruppenlebens bezeichnet wurde, ist der Auffassung vorzubeugen, als ob damit reale selbständige Kräfte gefunden wären, deren Wirkung die Einzelercheinungen darstellten: es sind dies nichts anderes als Begriffe, in denen unsere Betrachtung das den Einzelercheinungen Gemeinsame zusammenschaut.

Die Abstimmung. Daß das Dasein der Gruppe nicht ein selbsttätig sich vollziehendes Ineinanderspielen von Einzelleben und Gesamtleben ist, sondern innere Gegensätzlichkeit zu seinem notwendigen Wesen hat, wird offenbar, sobald wir uns der Bildung eines Gruppenwillens zuwenden. Eine Gruppe kann, soweit das rein innerliche Denken und Fühlen der in ihr vereinigten Mitglieder in Frage kommt, eine große Mannigfaltigkeit persönlicher Schattierungen ertragen. Das ändert sich, sobald die Gruppe zu gemeinsamem Handeln übergeht: indem sie ein solches verlangt, stellt sie jeden Einzelnen vor die Wahl zwischen Teilnahme oder Ausschluß. Verwicklungen werden sich aus dieser Sachlage nur dann nicht ergeben, wenn die Willensrichtung innerhalb sämtlicher Individuen die

gleiche ist: dann ist dieser identische Wille eben der der Gruppe. Gerade dies wird aber bei der Ungleichheit der Glieder in Wesen und Lebenslage sehr oft nicht der Fall sein. So treten denn angesichts der Aufgabe, aus vielen Einzelwillen einen Gesamtwillen herzustellen, die beiden Seiten der menschlichen Einzelexistenz, die gesellschaftliche und die individuelle, in feindseliger Spannung auseinander. Setzt die zweite sich durch, so wird die Teilnahme an der Aktion der Gruppe und damit oft die Zugehörigkeit zu ihr preisgegeben. Siegt die erste, so wird der individuelle Teil der Persönlichkeit unterdrückt.

Diese Unterdrückung pflegt nicht selten und innerhalb bestimmter Verbände in der Form vor sich zu gehen, daß die widerstrebenden Mitglieder zur Teilnahme an der Aktion mit physischen oder moralischen Mitteln gezwungen werden. Es liegt auf der Hand, daß diese Weise, die Aktionseinheit der Gruppe herzustellen, aus äußeren wie aus inneren Gründen höchst unbefriedigend ist. Sie darf ja im Grunde nicht eine Willenseinheit heißen, da der Wille eines Teils der Glieder in ihr gerade vergewaltigt ist. Daher sucht das Leben der Gruppe nach Mitteln anderer, geistiger Art, die es möglich machen, auch bei Nichtübereinstimmung aller Einzelwillen einen einheitlichen Gesamtwillen hervorzubringen; sie sucht den Gesamtwillen aus vernünftiger Erwägung herzuleiten. Aber wo ist die Gesamtvernunft, die dem Gesamtwillen die Richtung gäbe? Vernunft lebt nur in den Individuen, aus denen sich die Gruppe zusammensetzt; in dieser ihrer vielfachen Gestalt aber geht sie nicht etwa allenthalben den gleichen Gang, vergleichbar einer Vielheit von Uhrwerken, die alle von der gleichen Stelle aus in Bewegung gesetzt würden, sondern, sie mag noch so streng die Gesetze logischen Denkens einhalten, so bleibt sie doch jedesmal abhängig von den Einseitigkeiten, Beschränkungen, Vorzügen und Schwächen, in deren einzigartiger Vereinigung eben die Individualität besteht. Der erste Versuch, dessenungeachtet aus einer Vielheit wollender Wesen mit den Mitteln der Vernunft ein wollendes Gesamtwesen zu machen, ist die Abstimmung. Die Abstimmung ist in all ihrer Einfachheit und Selbstverständlichkeit, in der sie uns geläufig geworden ist, das erste, unendlich folgenreiche Mittel der rationalen Erfassung des Gruppenwillens. Sie offenbart uns in anschaulichster Einfachheit den Grundcharakter jeder rationalen Regelung des gesellschaftlichen Lebens. Um nicht allen unberechenbaren Schwankungen der individuellen Stimmungen preisgegeben zu sein, bedarf die Gruppe einer über die subjektive Sphäre sich erhebenden

Instanz, die objektiven Charakter trägt. Objektiv nennen wir das, was eine ausnahmslos anerkannte, jeden subjektiven Eingriff ausschließende Gültigkeit besitzt. Das Verfahren der Zählung, das der Abstimmung zugrunde liegt, erfüllt diese Forderung in klarster Form. Das Zahlensystem stellt eine der fundamentalen Gesetzmäßigkeiten der Vernunft dar; die Zählung ist eine der Grundformen, mit denen diese das Vielerlei der gegenständlichen Welt bemeistert. Unübertrefflich ist deshalb die eindeutige Klarheit, mit der die Abstimmung eine bestimmte Meinung als Willensbekundung der „Mehrheit“ herausstellt: das rechnerische Verfahren, durch welches sie als Mehrheit festgestellt wird, ist so sonnenklar, so allgemeingültig, schließt so sehr jede subjektive Abwandlung und Trübung aus, daß das Individuum sich schon von der unverbrüchlichen Gesetzgebung der Vernunft ausschließen müßte, um gegen sein Ergebnis Einspruch erheben zu können. Wie oft gehen aus dem Schoße der Gemeinschaft derart gegensätzliche, unausgleichbare Meinungen und Vorschläge hervor, daß es ihr unvermeidliches Los zu sein scheint, entweder sich in endlosem Hader zu verzehren oder auseinanderzubrechen. Wenn ihr solches Los so oft erspart bleibt, so liegt dies in vielen Fällen einzig daran, daß sie in Gestalt der Abstimmung das Mittel besitzt, eine unter den aufgetauchten Strebungen auf einem objektiven, allseits anerkannten Wege unzweideutig vor den anderen auszuzeichnen und als für alle verbindlich zu legitimieren. Wie oft ist es für die Existenz eines Verbandes entscheidend, nicht daß eine bestimmte Willensentschließung, sondern daß überhaupt irgendeine Willensentschließung zustande kommt.

Aber mit diesen unersetzlichen Vorzügen des Verfahrens sind seine unaufhebbaren Mängel gegeben. Die Allgemeingültigkeit des Zählungsverfahrens fällt zusammen mit seiner Gleichgültigkeit: gleichgültig ist nämlich die Zahl gegen die Qualität und den Zusammenhang der zu zählenden Objekte. Sie liefert ein völlig befriedigendes Ergebnis nur da, wo sie auf eine Vielheit nebeneinanderstehender und völlig gleichartiger Gegenstände angewandt wird, bzw. sie kann nicht umhin, alle Objekte so zu behandeln, als ob sie nebengeordnet und gleichartig wären. Unter diesem Gesichtspunkte erscheinen Zahl und Gemeinschaft als äußerste Gegenpole: denn es gehört geradezu zum Wesen der Gemeinschaft, nicht Vielheit, sondern Einheit zu sein, nicht Gleichartiges nebeneinanderzustellen, sondern Mannigfaltiges ineinanderzuflechten. Die Anwendung der Zählung auf die Gemeinschaft hat zur Wirkung, daß, in entschiedenstem Widerspruch zur Wirklichkeit des Lebens, das

Ganze zerstückelt wird und die Teile einander gleichgesetzt werden. Damit wird von den beiden Tendenzen, die wir in der lebendigen Entwicklung der Gemeinschaft ineinanderwirken sahen, diejenige der Angleichung zum völligen Siege geführt, diejenige der Besonderung restlos ausgelöscht. Der Gedanke, daß die rationale Regelung noch etwas von dem Inhalt der Individuen ergreifen müsse, führt zu der Forderung, die Stimmen nicht zu zählen, sondern auch — nach der Einsicht, der selbstlosen Hingabe an den Gruppenzweck — zu messen, zu wägen. Aber Messung stellt nur Unterschiede der Quantität, nicht solche der Qualität fest, und auszuführen ist sie nur an Objekten, an die ein gemeinsamer Maßstab angelegt werden kann. Die Unterschiede der Individuen aber sind qualitativ, sie sind als Ganzes schlechthin unvergleichbar, einen Normalmaßstab der Individualität gibt es nicht. Die qualitativen Unterschiede können nur von einer erkennenden Subjektivität empfunden, nicht objektiv, rational, allgemeingültig errechnet werden.

Mit der Gleichgültigkeit gegen die Qualität der Individuen verbindet sich weiterhin die Gleichgültigkeit gegen den konkreten Inhalt der Willensbestimmungen, für welche die Individuen eintreten. Die Abstimmung ist ja ein rein formales Verfahren; ihr Prinzip verhält sich völlig neutral gegen den Gegenstand, dessen Behandlung durch sie entschieden werden soll. Welchen besonderen Inhalt auch immer die Entschliebung haben mag, für welche die Zahl entscheidet, die Abstimmung gibt ihr den Stempel unanfechtbarer, objektiver Gültigkeit, die ihr bei regelrechter Einhaltung des Verfahrens keine subjektive Willkür, sondern nur erneute Abstimmung zu entreißen vermag. Es überträgt sich also die besondere Würde, die dem Verfahren als solchem zukommt, auch auf das kraft dieses Verfahrens gewonnene Ergebnis: es erscheint genau so unangreifbar wie das Vernunftgesetz, auf Grund dessen es errechnet ist. So hebt die Abstimmung alle erdenklichen Meinungen, Wünsche, Absichten mit sich in die Sphäre objektiver Gültigkeit und verleiht ihnen damit eine neue, erhöhte Existenz; sie objektiviert wie allen Weitblick, Edelsinn, Opfermut so auch alle Torheit, Beschränktheit, Böswilligkeit derjenigen Individuen, die sie gerade als Mehrheit erweist. In ihrer völligen Indifferenz vermag sie ebensowohl das Wollen der Gesamtheit zu läutern, zu veredeln, hohen Zielen entgegenzuführen, wie auch in allen Tiefen der Gemeinheit und Niedertracht hinabzuziehen — je nachdem, welcher Art die Individuen sind, deren Willen sie zum unabänderlichen Gesetz für das Ganze erhebt.

Somit erweist sich die erste und einfachste Ordnung, der die Ver-

nunft das Leben der Gruppe unterwirft, sowohl im Hinblick auf die zu ordnenden Individuen als auch im Hinblick auf das zu gewinnende Ergebnis als Rationalisierung des Irrationalen und offenbart damit, daß Gegenstand und Technik der Regelung ihrem tiefsten Wesen nach inkommensurabel sind.

Im Inneren des Einzelnen wird dieses Grundverhältnis oder vielmehr mißverhältnis immer dann zum Erlebnis, wenn er bei einer Abstimmung der unterliegenden Minderheit angehört. Als Gruppenmitglied muß er die in regelrechtem Verfahren zustande gekommene Entscheidung als gültig anerkennen, die er als Individuum mißbilligt, sofern er nicht aus der Gruppe auszuschneiden und damit jene erste Stellung aufzugeben vorzieht. Er muß für seinen Teil an der beschlossenen Gesamthandlung genau so teilnehmen, muß den auf ihn fallenden Teil der Verantwortung für sie genau so tragen, als ob er sich jener aus freier Zustimmung heraus angeschlossen hätte. Offenbar wird hier wie im Falle der Vergewaltigung die persönliche Freiheit eingeschränkt, und doch ist diese Einschränkung hier ganz und gar anderer Natur. Obwohl der Betreffende sein Ich beeinträchtigt fühlt, würde er doch den Tatbestand verfälschen, wollte er sich als vergewaltigtes Opfer eines Zwangs bezeichnen. Das Abstimmungsergebnis, dem er sich fügt, ist ja doch kraft eines Verfahrens gewonnen, das er selbst in freiem Entschluß als rechtsgültig anerkannt hat, und dieses wiederum als solches anzuerkennen hat ihn die Einsicht vermocht, daß nur durch seine allseitige Anerkennung die Gemeinschaft vor Selbstauflösung bewahrt werden kann. Das tragende Fundament für das Ganze dieser Zweckerwägungen und damit für jene Bereitschaft, sich dem Abstimmungsergebnis zu fügen, ist also der freie Wille, daß die Gemeinschaft sein soll. Damit ist aber das Gebiet der rationalen Erwägung verlassen: hier befinden wir uns in den Tiefenlagen seelischen Lebens, wo die Gesamtpersönlichkeit denkend, fühlend und wollend, mit einem Worte: erlebend zu dem Ganzen des Daseins Stellung nimmt. Es ist letzten Grundes nichts anderes als die persönliche Ineinsetzung mit der Gemeinschaft, die die rationale Regelung des Gruppenlebens schafft, trägt und erträgt.

Mit der Behandlung der Abstimmung tritt die Erörterung in diejenige Gruppe gesellschaftlicher Erscheinungen ein, die der Name Organisation zusammenfaßt. Als solche Organisation tritt dem Schüler zunächst die Schule selbst entgegen, und zwar hier vornehmlich in der autoritären Form. Daneben hat aber auch der gerade für die Gegenwart so unendlich folgenreiche Gedanke der genossenschaftlichen Organisation in das Leben der Jugend seinen Einzug gehalten in Ge-

stalt der erwähnten Jugendverbände. Wer ihre Geschichte kennt, der weiß, daß sie nicht nur die Formen und Mittel, sondern vor allem auch die inneren Schwierigkeiten und Nöte aller Organisation den Beteiligten zur eindringlichen Erfahrung hat werden lassen. So findet eine Betrachtung, die die inneren und wesenhaften Gründe all solcher Unstimmigkeiten aufdeckt, den Boden schon bereitet.

In der Abstimmung hat die Betrachtung eine Grundeinrichtung vor sich, die vorwiegend dem Leben der genossenschaftlichen Form angehört. Die Abstimmung, als die einfachste Urform gemeinsamen zweckbestimmten Wollens, ist aus dem Grunde so überaus instruktiv, weil sie auf der einen Seite als das selbstverständlichste und unfraglichste Stück gesellschaftlicher Technik geläufig ist und doch bei aller Einfachheit in sich die Grundprobleme und Grundbegriffe rationaler Regelung trägt. Es gilt eben nur, für diese Probleme, die nicht so ohne weiteres an der Oberfläche liegen, den Blick zu schärfen. Dabei darf der abstrakte Charakter, den die Erörterung gerade hier annimmt, nicht zu der Meinung verleiten, sie sei einerseits zu schwer für den Lernenden, andererseits unfruchtbar. Zu schwer ist sie deshalb nicht, weil sie ausschließlich mit dem unmittelbar gegebenen Material der Erfahrung operiert. Daß aber die Begriffe, die hier abgeleitet werden, nicht tote Gedankengebilde sind, muß der Fortgang der Darlegung ersichtlich machen. In dem Begriff der Objektivität z.B., wie er hier entwickelt ist, wird eine Reihe von grundlegenden Erscheinungen des historisch-gesellschaftlichen Lebens zu einer überaus einleuchtenden Gesamtanschauung zusammengefaßt. Auch hier kommt fernerhin in Betracht, daß die Worte, die die fraglichen Begriffe bezeichnen, in aller Munde sind, nur daß eben ihr Inhalt oft nicht ausreichend geklärt ist. Durch Abstraktion sind zu gewinnen die Begriffe des Rationalen, des Irrationalen, der Objektivität und der Allgemeingültigkeit. Die Erörterung berührt folgende Hauptstationen. Welche Bedenken hat die vorher besprochene Form der Gesamtwillenbildung gegen sich? Welche vernunftgemäße Form bietet sich dar? Warum ist ihr Resultat so klar und unbestreitbar? Hier gilt es nun den Begriff der Objektivität zu erklären. Leicht ist das Objekt bestimmt als der außerhalb des handelnden Subjekts gelegene Gegenstand der Tätigkeit und Betrachtung; weiter führen geläufige Wendungen der Sprache wie „objektives Urteil“, „objektive Entscheidung“, „objektive Wahrheit“ — sowie im Gegensatz hierzu „subjektive Auffassung“, „subjektiver Irrtum“. Der Begriff des Irrationalen wird wirksam von der Mathematik her erleuchtet; es ist von vornherein hervorzuheben, daß dieser Begriff nicht eine Minderwertigkeit, sondern nur die Unvereinbarkeit mit den Maßstäben der Vernunft bezeichnet.

Der Schüler, der jemals dem Resultat einer Abstimmung als Überstimmter sich gefügt hat, hat damit die Urform dessen in sich erlebt, was die Ethik des Staatsgedankens „Gebundenheit in der Freiheit“ nennt. Auf den inneren Sinn dieses Erlebnisses führt ihn die Frage: Warum fügt sich das Glied eines Vereins willig dem Ergebnis einer Abstimmung, gegen welches es gestimmt hat?

Die Satzung. Es gibt Gruppen, welche sich entweder nur für eine einzige Entschließung zusammenfinden oder aber ihre gemeinsamen

Willensentscheidungen immer nur für den einzelnen Fall, die jeweils vorliegende Situation treffen — genau so wie auch der einzelne Mensch fortgesetzt sein Verhalten durch Willensakte regelt, die nur für die gerade gegebene Lage Geltung haben. Für solche Gruppen erschöpft sich der Apparat der rationalen Regelung in dem Verfahren der Abstimmung, das ihnen alles gibt, wessen sie bedürfen. Sobald aber Gruppen mehr sind als eine ganz vorübergehende Vereinigung von Menschen, sobald sie für einen längeren Zeitraum oder gar auf die Dauer zusammengeschlossen bleiben, stellt sich die Notwendigkeit ein, über dieses Mindestmaß von rationaler Ordnung hinwegzuschreiten. Mit der Dauer der Gruppe sind meist dauernde Zwecke gegeben — sei es auch nur der Zweck der Selbsterhaltung; in der Mehrzahl der Fälle werden sich mit diesem allgemeinen Zweck besondere, inhaltlich bestimmte verbinden, die durch die Lebenslage, den Zusammenhang der Gruppe gegeben sind. Ja, manche Gruppen sind überhaupt erst durch die Aufstellung eines gemeinsamen Zwecks zusammengeführt worden. Sobald aber nun diese Zwecke dauern, verlangen sie auch eine ihrem Inhalt entsprechende Dauerhaftigkeit des Verhaltens. Eine Gruppe, die ohne Rücksicht auf ihren dauernden Zweck fortgesetzt ihr Verhalten wechseln wollte, würde ihren eigenen Bestand und ihren Zweck in Frage stellen. Und die Gefahr, daß die natürliche Bewegung der Gruppe an solcher Ziellosigkeit leide, ist stets und überall nicht gering, weil ja die individuellen Meinungen, Wünsche, Strebungen selbst durch das stärkste Solidaritätsgefühl nicht notwendig vereinheitlicht werden, bei schwach entwickeltem Gemeinsinn aber zu völliger Zersplitterung führen können. Gegen die Schädigungen, mit denen diese subjektiven Elemente die objektiven Ziele der Gruppe bedrohen, bietet das rationale Mittel der Abstimmung keinen Schutz. Weil es sich kraft seines rein formalen Charakters jeder Wandlung in der Stimmung der Gruppe widerstandslos anschließt, bietet es nicht die geringste Gewähr für das, was der Bestand der Gruppe unabweisbar fordert: eine gewisse Stetigkeit des Gesamtverhaltens. Und so muß auch hier das Leben der Gruppe darnach trachten, sich das zu geben, was das Einzelindividuum — mag es auch von noch so launischer Unbeständigkeit sein — von selbst durch seine Lebensentwicklung zu gewinnen pflegt: gewisse gleichmäßig und dauernd wirksame Richtungen des Wollens und Handelns, die von dem Wechsel der besonderen Lebenslagen nicht berührt werden.

Stetigkeit des Gruppenlebens ist nur dann zu erzielen, wenn der

Inhalt dieses Lebens, soweit er zu dem Zweck oder den Zwecken der Gruppe in Beziehung steht, durch eine einheitliche Bestimmung des Verhaltens erfaßt wird. Diese einheitliche Bestimmung des Verhaltens liegt klar entwickelt vor in Gestalt der Satzungen oder Gesetze, die in dem Verbande Geltung haben.

Das Gesetz greift aus der Vielheit von Betätigungen, in denen das Leben der Gruppenglieder verläuft, diejenigen heraus, die in irgendeinem Zusammenhange mit dem Bestand und dem besonderen Zweck der Gruppe stehen, und stellt diesen eine allgemeine Norm gegenüber, nach denen das Verhalten sich in den betreffenden Fällen zu richten hat. In welcher allgemeinen Form die Leistungen und Aufgaben, Pflichten und Rechte innerhalb der Gruppe zu verteilen sind, welche allgemeinen Formen die wechselseitigen Beziehungen, Verpflichtungen, Verträge der Glieder haben müssen, damit die Gruppe über ihre Einhaltung wacht, welche allgemeine Kennzeichen gewisse Handlungen haben müssen, damit die Gruppe sie verfolgt und verhindert — alles das bildet den Inhalt des Gesetzes: es ist bestimmt, die unendliche Mannigfaltigkeit möglicher und denkbarer Verhaltensweisen auf durchgehende und einheitliche Formen zu bringen. Es verhält sich also zu dieser Mannigfaltigkeit wie das Allgemeine zum Besonderen. Damit wird die Natur des Verfahrens deutlich, durch welches Gesetze zustande kommen: es ist das logische Verfahren der Begriffsbildung. Wie mit der Abstimmung die Zahl, so tritt mit der Satzung der Begriff die Herrschaft im Leben der Gruppe an. Abstraktion aus der Vielheit des Wirklichen und Denkbaren unter dem Gesichtspunkt des Gruppenzwecks und Erhebung des abstraktiv Gewonnenen zur allgemeingültigen Norm, das ist die Aufgabe des Gesetzgebers; Subsumtion des Einzelfalls unter die begriffliche Norm ist die Aufgabe dessen, der das Gesetz anwendet. Kein Zufall, daß die Entwicklung der Satzung gebunden ist an die Entwicklung der Sprache und in gewissem Maße auch der Schrift. Denn die Sprache ist gleichzeitig wesentliches Organ des logischen Denkens und wesentliches Mittel, den Ergebnissen dieses Denkens Dauerform zu geben, eine Möglichkeit, die die Schrift zu einer schlechthin unbegrenzten macht. Gleich der Abstimmung dient also, wie man sieht, auch die Satzung der rationalen Vereinheitlichung des Gruppenlebens; sie geht aber über das, was jene leistet, dadurch beträchtlich hinaus, daß sie ihre vereinheitlichende Wirkung auf den konkreten Inhalt des Gruppenlebens erstreckt und mit zeitlicher Dauer ausstattet.

Aber dieses Mehr an Wirkung ist gebunden an ein Moment, das

die Satzung bedeutsam von der Abstimmung unterscheidet. Die Gesetzlichkeit der Zahl, die der Abstimmung zugrunde liegt, ist kraft ihres rein formalen Charakters stets und überall als die gleiche a priori gegeben. Das Gesetz aber, das die Inhaltlichkeit des Gruppenlebens regelt, ist nie und nirgends a priori gegeben, sondern muß geschaffen werden, geschaffen auf der Grundlage besonderer Verhältnisse und im Hinblick auf besondere Zwecke. Rational und allgemeingültig ist das logische Verfahren der Begriffsbildung, durch das es zustande kommt, aber der konkrete Inhalt entstammt der Erfahrung und den im Zusammenhang mit der Erfahrung erwachsenden Zwecksetzungen, oder genauer gesagt: den Köpfen ganz bestimmter Menschen, die jenes Verfahren auf ihre Erfahrung und ihre Zwecksetzungen anwenden. Erst wenn diese Arbeit abgeschlossen ist, erhebt sich die Satzung auch ihrem Inhalt nach, ihren subjektiven Ursprung gleichsam hinter sich lassend, in die Sphäre objektiver Allgemeingültigkeit und waltet nun, zum deutlichsten Zeichen dessen, auch über diejenigen, die sie selbst geschaffen haben. Während also die reine Zahl, das Prinzip der Abstimmung, dem eigentlichen Leben der Gruppe als ein fremdes, in sich ruhendes Element gegenübersteht, löst sich in dem Begriff, den die Satzung fixiert, ein Teil von dem konkreten Erlebnisinhalt der Gruppe aus dem Erlebniszusammenhang los, verfestigt sich zu einem eigenen Gebilde und tritt als solches selbständig und herrschend dem Leben gegenüber, dem er entspringt.

Was die Satzung für den Bestand jeglichen Verbandes bedeutet, das führt uns das Leben in tausend Beispielen vor Augen. Sie bildet im Gewoge der Meinungen und Parteiungen den ruhenden Fels; sie gibt dem Lebensgang des Verbandes dasjenige Maß von Stetigkeit, ohne das er von inneren Erschütterungen, ja von der Gefahr der Auflösung unausgesetzt bedroht wäre; sie umgrenzt und gewährleistet dem Individuum die Sphäre persönlicher Freiheit, die mit dem Interesse des Ganzen bestehen kann — alles dies nur deshalb, weil sie in jener nicht zu mißdeutenden Klarheit der Formulierung, jener objektiven Festigkeit über den Fluten des Lebens thront.

Eben diese vollkommene gedankliche Verselbständigung, in der aller Segen der Satzung ruht, ist nun aber auf der anderen Seite die Quelle grundsätzlicher Schwierigkeiten. Es wiederholt sich hier das Verhältnis, das uns schon die Abstimmung vor Augen führte: eben das, was das Rationale geeignet macht, das individuelle Leben zu regeln und zu lenken, begründet auch seinen Zwiespalt mit diesem Leben. Ja, dieser Zwiespalt muß hier noch mehr in die Tiefe

gehen als dort, weil in der Satzung die rationale Vereinheitlichung auch den konkreten Inhalt des Gruppenlebens ergreift und sich über eine gewisse Dauer erstreckt. So erweitert sich der Bereich des persönlichen Lebens, den die Rationalisierungstendenz erfaßt, damit aber auch die Fläche, in der individuelle Sonderart und kollektive Ordnung sich reiben. Wie im Nebeneinander die Mannigfaltigkeit der Individuen, so bringt im Nacheinander die fortgesetzte, völlig unberechenbare Wandlung des Gruppenlebens eine unbegrenzte Fülle von Lagen, denen die Satzung, auch wenn sie der im Augenblick ihrer Entstehung vorliegenden Situation durchaus angemessen war, nicht gerecht werden kann. Nicht genug also, daß sie, der Abstimmung gleich, die Tendenz der Angleichung über die der Besonderung triumphieren läßt, unterdrückt sie auch in der Folge der Zeit die Tendenz der Wandlung zugunsten derjenigen der Beharrung. Ist der Begriff einmal logisch fixiert, so kennt er eben keine Wandlung und Anpassung mehr. Eine solche ist nur in der Form möglich, daß der fragliche Begriff durch einen neuen ersetzt, d.h. daß die Satzung „reformiert“ wird. Durch Reformen sucht die Satzung immer von neuem die Fühlung mit dem Leben, das über die von ihr gesetzten Schranken hinausdrängt. Dadurch setzt sie sich dann aber wiederum der Gefahr aus, durch allzu willige Fügsamkeit gegen die lebendige Bewegung den ihr eigentümlichen Vorzug der Stetigkeit einzubüßen. Überschaute man die Folge von Reformen, in denen jede Satzung bei längerer Dauer sich dem Leben der Gruppe anzupassen sucht, dann möchte man dieses Leben einem ganz und gar unregelmäßigen räumlichen Gebilde vergleichen, das in unaufhörlichen Übergängen seine Gestalt wandelt, die Satzung aber einem von geraden Linien und Flächen begrenzten Körper, der sich diesem möglichst eng anzuschließen sucht und dies nur durch Gestaltveränderungen, die von Zeit zu Zeit wie mit einem Ruck erfolgen, unvollkommen zu erreichen vermag.

Zu diesem Zwiespalt, der mit der wesenhaften Struktur der Satzung notwendig gegeben ist, gesellt sich ein zweiter, der sich je nach den konkreten Umständen ihrer Entstehung nur allzuoft und allzu leicht einzustellen pflegt. Als konkrete Selbstregelung der Gemeinschaft gewinnt die Satzung ihren Inhalt durch die subjektive Entscheidung der Menschen, die sie festlegten. Was sie von dieser Subjektivität sich einverleiht, das hebt sie mit sich in die Sphäre objektiver Gültigkeit empor, sie verleiht ihm also eine im Nebeneinander und Nacheinander über das Ganze der Gruppe sich erstreckende Macht. Dabei ist sie nun aber, als bloße Form betrachtet, genau so

gleichgültig gegen den konkreten Inhalt des durch sie also Erhöhten und Beglaubigten wie auch die Abstimmung. Dauergeltung verleiht sie ebensowohl den Abirrungen der Torheit und den Eingebungen des Eigennutzes, die bei ihrer Festlegung das Wort hatten, wie der fürsorgenden Weisheit, die ihre Schöpfer beriet und lenkte. Sie verleiht einem Teil der Kräfte, die das Leben der Gruppe in sich schließt, ein ungeheures Übergewicht, ohne von sich aus danach zu fragen, ob diese Kräfte ihrer konkreten Beschaffenheit nach solcher Bevorzugung würdig sind. Die Umformung also, die die Satzung mit dem Lebensgebilde der Gruppe vornimmt, bringt dieser zwar einen Zuwachs an innerer Festigkeit und Stetigkeit, trägt aber dafür unter Umständen gerade diejenigen Elemente hoch, die im Interesse des Ganzen besser niedergehalten würden. In allen ihren Wirkungen verleugnet sie nicht den durchaus abstrakten, unpersönlichen Charakter, der dem in ihr sich verwirklichenden logischen Prinzip eignet.

So sieht also die Vernunft, indem sie, über die Abstimmung hinausgehend, ihrer Ordnung ein weiteres Stück Leben unterwirft, sich auch in neue Verwicklungen hineingeführt. Was sie an sachlichem Inhalt gewinnt, geht ihr an grundsätzlicher Objektivität verloren; was ihr an Stetigkeit zuwächst, büßt sie an Anpassungsfähigkeit ein. Ein Mechanismus des zweckhaften Geistes bemächtigt sich der Herrschaft über die Beweglichkeit des Lebens.

Das spiegelt sich denn auch in der Seele des Individuums. Derselbe Zusammenhang von Erwägungen und Willensbestimmtheiten, der das Individuum vermochte, sich der Abstimmung auch als Unterliegender zu fügen, läßt es auch den Druck ertragen, den die Satzung auf seine persönliche Existenz ausübt. Und doch ist dieser Druck um so empfindlicher, je größer das Teilgebiet seiner Innerlichkeit ist, das die rationale Ordnung der Gesellschaft zu beherrschen beansprucht; doppelt empfindlich wird er dann, wenn nicht nur die Mechanismen der rationalen Ordnung an sich, sondern die in diesen Ordnungen verewigten menschlichen Unzulänglichkeiten sich beengend und lähmend auf das Leben legen. Mehr noch als die Abstimmung verlangt also die Satzung, um willig ertragen zu werden, nach einem entwickelten Solidaritätsgefühl, das ihr die Wage zu halten vermag.

Die hier geschilderte Entwicklung ist die Leidensgeschichte aller Versuche, das Leben der Gesellschaft von den größten Gebilden wie Staat und Kirche bis hinab zu Korporationen und Vereinigungen der vergänglichsten Art durch Dauerformeln festzulegen und zu

einer größeren Gleichmäßigkeit der inneren Fortbewegung zu nötigen. Verfassungen, Gesetzbücher, Verwaltungssysteme, Organisationspläne, Vereinsstatuten, Arbeitsordnungen — alles Derartige tritt zunächst auf wie für Ewigkeit gegründet und muß doch schließlich an dem Widerspruch des Lebens, das nichts Bleibendes duldet, zerbrechen. Ein wie es scheint unausrottbarer und vielleicht für das Leben auch unentbehrlicher Optimismus gibt denen, die sich berufen fühlen, einer neuen Ordnung von Staat und Gesellschaft den Weg zu bereiten, den felsenfesten Glauben ein, daß ihre Entwürfe der bedrängten Menschheit das Heil bringen würden und bringen müßten. Als ob das, was selbst aus dem Leben erwachsen ist, dies Leben in die von ihm gewiesenen Bahnen zwingen könnte! Wieviel heilsamer wäre es, das allgemeine Bewußtsein machte sich die Einsicht zu eigen, daß die Unausgeglichenheit zwischen Leben und rationaler Lebensregelung unaufhebbare Notwendigkeit ist, daß keine Ordnung gemeinsamen Lebens mehr sein kann als ein Provisorium, bestimmt, das stets bedrohte Gleichgewicht wenigstens auf eine gewisse Frist aufrechtzuerhalten.

Daß Zwecke zur Gruppenbildung führen, wie verschiedenartig inhaltlich diese Zwecke sind und wie die Art des Zweckes auch über die Art der Organisation entscheidet, das lehrt den Schüler schon ein Blick auf die zahlreichen Vereine, Gruppen, Verbände, die in seinen Gesichtskreis getreten sind; hier liegt unbegrenztes Anschauungsmaterial ohne weiteres zur Hand. Ist der Schüler Mitglied eines Bundes, so kennt er auch die auflösenden Einflüsse, mit denen Einzelne den Bestand des Ganzen bedrohen, und die Notwendigkeit, durch feste Ordnungen das Ganze zu sichern. Hat er ferner je bei der Festlegung oder Änderung von Statuten mitgewirkt, so sind ihm auch die Menschlichkeiten nicht fremd, denen bei solchem Geschäft ihr Zoll entrichtet wird.

Besonderes Gewicht ist dem Begriff der Abstraktion beizulegen. Ein Exkurs in das Gebiet der Logik wird die Beziehungen des Abstrakten und des Konkreten, des Allgemeinen und des Besonderen sowie das Verfahren der Abstraktion, die gegenseitige Beziehung von Umfang und Inhalt der Begriffe klarmachen und damit zeigen, daß der Begriff, je allgemeiner seiner Geltung ist, um so weniger vom Konkreten erfassen kann. Dann ist zu zeigen, daß alle Gesetze nichts anderes sind als begriffliche Festlegungen, die Arbeit des Gesetzgebers Abstraktion aus der Fülle des gegebenen oder denkbaren Konkreten. Recht- und Rechtsprechung geben hier eindrucksvolle Einzelfälle, deren praktische Bedeutung dem Lernenden nicht fremd ist. Von zivilrechtlichen Begriffen, wie Besitz und Eigentum, strafrechtlichen, wie Mord und Totschlag usw. hat er oft reden hören; nicht minder ist ihm bekannt, wie schwierig oft die Frage zu lösen ist, „unter welchen Paragraphen“, d. h. unter welchen Begriff der Einzelfall gehört. So wird ihm klar, daß die Aufgabe des Richters vor allem darin besteht, den Einzelfall dem Begriff einzuordnen.

Indem der Fortgang der Betrachtung immer tiefer in Wesen und Mittel der rationalen Ordnung des gesellschaftlichen Lebens hineinführt, taucht ein Bedenken besonderer Art auf. Immer wieder bietet sich die Schule als nächstliegendes Beispiel einer planvoll im Dienst eines Zwecks geregelten Organisation dar. Nun ist es der Endsinn der Untersuchung, immer mehr deutlich zu machen, wie die rationale Ordnung der Gesellschaft auf der einen Seite die unentbehrliche Voraussetzung und Grundlage für eine gedeihliche Entwicklung menschlichen Zusammenlebens ist, auf der anderen Seite aber auch jeden Fortschritt nach dieser Richtung hin mit neuen Schwierigkeiten und unvermeidlichen Unstimmigkeiten bezahlen muß. Wird man nun bereitwilligst in der Schulorganisation das unübertreffliche Demonstrationsobjekt für den ersten Teil dieses Sachverhalts anerkennen, so werden sich pädagogische Bedenken gegenüber dem Vorschlag regen, an ihr nicht minder den zweiten darzutun. Doch scheinen diese Bedenken unbegründet. Auch in dem Staat, der als Organisation doch noch ein ganz anderes Maß von Ehrfurcht beanspruchen darf, als die Schule, wollen wir nicht mehr gleich Hegel den „wandelnden Gott auf Erden“ verehren, sondern den mit den unaufheb- baren Mängeln aller Endlichkeit behafteten Notbau schwankender und irrender Menschen erkennen und lieben, bereit, an ihm zu bessern, was unsere Kraft vermag, aber gleichzeitig überzeugt, daß jede Verbesserung den Boden für neue Verwicklungen bildet. Gerade weil man so oft an die öffentlichen Organisationen mit einer idealen Forderung herantritt, die diese ihrem innersten Wesen nach nie vollkommen einlösen können, wird so manches Ungenügen, das in der Übergewalt der gesellschaftlichen Zusammenhänge begründet ist, den einzelnen Menschen zur Last gelegt. Gegenüber solchem vorschnellen und ungerechten Urteil ist es ein vortreffliches Vorbeugungsmittel, wenn der junge Mensch an der öffentlichen Organisation, die ihn als erste in ihren Bann zieht, wie den unersetzlichen Segen so auch das nie ganz zu beseitigende Ungenügen organisierter menschlicher Gemeinschaftsarbeit kennen lernt, auf daß er dann später den noch umfassenderen öffentlichen Verbänden mit dem Willen zu sachlicher Beurteilung auch ihrer Mängel gegenüberetrete. So wird man denn auf der einen Seite deutlich machen, wie die gemeinsame Arbeit der Schule in den Regeln und Ordnungen der Schulzucht, des Lehrplans, überhaupt der Bestimmungen, unter deren Herrschaft sie lebt, die Gewähr der Stetigkeit und des zweckmäßigen Zusammenwirkens besitzt, wie aber auf der anderen Seite diese Bestimmungen ihres abstrakten Schematismus wegen nie und nimmer allen Sonderlagen der sich wandelnden Zeitbedürfnisse, allen Besonderheiten der Lehrenden und Lernenden, die sich diesen Ordnungen beugen, gerecht werden können, wie also auch die Satzung der Schule in immer neuen Reformen den Zusammenhang mit dem Leben suchen muß. Auch diese Einsicht wird ein Blick auf das Gebiet des Rechts und der Rechtsprechung vertiefen. Aus der allgemeinen Diskussion sind dem Schüler mancherlei Fälle bekannt, in denen die regelrechte Anwendung des geltenden Rechts im Einzelfalle handgreifliche Ungerechtigkeiten zur Folge hat oder gar Einzelfälle, etwa bestimmte Vergehen, von den geltenden rechtlichen Bestimmungen überhaupt nicht erfaßt werden. Das populäre Urteil ist schnell bereit, dieses Versagen mit dem Vorwurf der Weltfremdheit der

Richter abzutun, ohne sich klar zu sein, daß die Aufgabe des Richters vor allen Dingen darin besteht, den Einzelfall dem Rechtsbegriff einzuordnen. Das Recht muß eben schematisieren, sein Schematismus muß uneingeschränkte Gültigkeit behalten, wenn nicht alle Segnungen einer überpersönlichen, objektiven Ordnung preisgegeben werden sollen. Von solcher Betrachtung aus wird dem Lernenden der Sinn von Sätzen wie „*summum ius, summa iniuria*“; „*fiat iustitia, pereat mundus*“ klar gemacht werden können, und er wird künftighin minder geneigt sein, überall da persönliches Unvermögen oder Übelwollen anzunehmen, wo in der Tat die Starrheit allgemeiner Bestimmungen das Leben in seiner Einzelerscheinung vergewaltigt.

Die Organbildung. Wird die Gruppe ganz ihrer eigenen Lebensbewegung überlassen, so ist sie von regellosen, zweckwidrigen Schwankungen bedroht; die Ordnung durch Satzungen trägt die Gefahren starrer Unbeweglichkeit in sich. Zwischen beiden Ausartungen sucht die Mitte zu finden eine Einrichtung des Gruppenlebens, wie sie in kleinem Maßstabe etwa der Vorstand eines Vereins verkörpert. Die Gruppe betraut einzelne Individuen, die durch Wahl bestimmt werden, mit der Aufgabe, auf eine befristete Zeit hin ihre Willensentscheidungen auszuführen oder sogar in bestimmten Fällen in Vertretung der Gesamtgruppe selbständig zu handeln.

Wir nennen diese Beauftragten der Gruppe ihre „Organe“ und greifen damit auf den oben besprochenen Vergleich des Gruppenlebens mit dem biologischen Prozeß zurück. In der Tat wird durch diesen Vergleich ohne weiteres deutlich, was die Gruppe dadurch gewinnt, daß sie bestimmte Glieder als „Leiter“, „Vertreter“, „Beamte“ u. dgl. oder mehrere Glieder als „Ausschuß“, „Kommission“ u. ä. mit bestimmten Sonderfunktionen betraut. Indem der Organismus diejenigen Funktionen, die er ursprünglich als Ganzes ausüben mußte, auf seine verschiedenen Organe verteilt, kommt es dahin, daß diese Teile sich gegenseitig entlasten und in der Ausübung der ihnen zufallenden Funktionen immer mehr vervollkommen. Entsprechend nimmt das Organ der Gruppe gewisse um ihres Bestandes willen notwendige Leistungen ab und übt sie auf die Dauer zweckmäßiger und schneller aus, als sie es als Ganzes vermöchte. Wie sehr durch diese „Organisierung“ der verwaltenden Tätigkeit die Aktionsfähigkeit und Beweglichkeit der Gruppe sich steigert, liegt auf der Hand. Sie gewinnt an Einheitlichkeit und Stetigkeit des Handelns, ohne diese Vorzüge mit der Starrheit und Unbeweglichkeit bezahlen zu müssen, die sich als mit der Satzung notwendig verbunden erwiesen. Denn das Organ, das für die Gruppe handelt, ist ja selbst als lebendiger Mensch eine

Einheit, die Vielseitigkeit der Betätigung und Fähigkeit zu Wandlung und Anpassung nicht nur nicht ausschließt, sondern geradezu zu ihren Wesensbestimmungen zählt. Die individuelle Lebenseinheit, der Mikrokosmos der Einzelpersönlichkeit, scheint ja wie geschaffen, den Makrokosmos der kollektiven Lebenseinheit zu vertreten.

Zudem liegt auch noch die weitere Möglichkeit vor, die Vorzüge, die die Wirkungsweise des Organs bringt, mit den durch die Satzung gewährleisteten Sicherungen zu vereinigen: sobald die Satzung die Berufung, Zuständigkeit, die Befugnisse und Pflichten des Organs ihrerseits bestimmt hat, ist ein fester Rahmen geschaffen, den das Handeln der Gruppenvertreter bzw. Gruppenleiter nicht überschreiten darf, innerhalb dessen aber doch alle Vorzüge persönlicher Initiative und Beweglichkeit sich zur Geltung bringen können. Ein ungewöhnlich glücklicher Ausgleich lebendiger Kraft und rationaler Ordnung scheint damit erreicht. Und in der Tat bedarf es ja keiner Belege dafür, was die Leitung, Vertretung, Beratung durch die lebendige Kraft der Einzelpersönlichkeit, was überhaupt das Grundverhältnis von Führung und Nachfolge für jede Art menschlicher Verbände und Vereinigungen bedeutet.

Indessen würden wir nur eine Seite der Sache erwägen, wollten wir vergessen, an welcher Stelle der Vergleich des Gruppenorgans mit dem biologischen Organ sein Recht verliert. Wir sahen ja, daß die funktionelle Verbundenheit der „Glieder“ im biologischen Organismus viel enger und eindeutiger ist, daß hier das Ganze viel mehr die Bewegung der Teile regelt, als dies in der gesellschaftlichen Lebenseinheit je möglich ist. In dieser sind und bleiben die Glieder ungeachtet ihrer Einbeziehung in das Ganze doch immer selbständige Wesenheiten, die mit selbst eigenem Fühlen, Wollen und Handeln auf den Zusammenhang des Ganzen bestimmend einwirken. Der Faktor, der sich dergestalt in den lebendigen Zusammenhang des Ganzen einschaltet, macht das Verhältnis wie jedes Individuums so auch des Organs zu diesem Ganzen in einem Maße variabel und unberechenbar, von dem die Struktur des biologischen Organismus nichts weiß. Eine Fülle von Möglichkeiten tut sich hier in jedem Falle auf, und zwar sowohl in einem objektiven wie in einem subjektiven Sinne. Auf der einen Seite ist jedes Verhältnis zwischen der Beschaffenheit des Organs und den Ansprüchen des Ganzen möglich — von vollendeter Einstimmigkeit bis zu äußerster Disharmonie; auf der anderen Seite sieht das Organ selbst sich in seinem Handeln ständig einer Viel-

zahl von Möglichkeiten des Handelns gegenüber, zwischen denen es die Wahl zu treffen hat.

Was bedeutet diese Vielzahl von Möglichkeiten für den Zusammenhang zwischen Organ und Gesamtgebilde? Der Einklang zwischen den Leistungen des Organs und den Bedürfnissen des Ganzen, der sich im biologischen Organismus durch die Geschlossenheit seines inneren Zusammenhangs automatisch herstellt, muß in der Gemeinschaft vor allem durch die spontane Selbstbetätigung des Individuums herbeigeführt werden. Ob er in der Tat zustande kommt, das hängt deshalb zunächst, objektiv genommen, davon ab, ob das in Organstellung befindliche Individuum im Besitze der Fähigkeiten ist, die das von ihm bekleidete Amt erfordert. Denn dieses Amt ist ja eben ein Rahmen, der von ihm ausgefüllt werden muß; die Sache verlangt von ihm bestimmte Eigenschaften, von denen wenigstens ein Minimum vorhanden sein muß, damit die fragliche Funktion sich regelrecht vollziehen könne. Damit erhebt sich für die Gemeinschaft sofort die schicksalsvolle erste Frage: findet sich in ihrem Schoß überhaupt ein Individuum, welches wenigstens jenes Mindestmaß von Fähigkeiten besitzt? Ist diese Frage zu verneinen, dann ist die Lage der Gruppe deshalb verhängnisvoll, weil das Amt, einmal geschaffen, nicht mehr ruhen kann, also die Vollmacht des Amtes unausweichlich einem Unzulänglichen übertragen werden muß. Damit verkehrt sich aber das, was den Zwecken der Gruppe zu dienen bestimmt war, geradezu in das Gegenteil: das Organ wird Träger eines schlechthin zweckwidrigen Handelns.

Ist aber in der Tat ein Individuum der verlangten Art innerhalb der Gruppe tatsächlich vorhanden, so fragt es sich weiterhin: gelangt es nun auch wirklich auf den Posten, auf den seine Fähigkeiten es berufen? Das hängt nun wiederum davon ab, wie über die Besetzung des fraglichen Amtes entschieden wird. Erfolgt die Entscheidung, wie es in den bedeutsamsten Fällen zu geschehen pflegt, auf dem Wege der Wahl, so wird die Besetzung des Amtes von der Abstimmung abhängig, mit der, wie wir wissen, alle unbegrenzten Möglichkeiten der Subjektivität auf das Endergebnis Einfluß gewinnen. Das in ihr beschlossene Moment persönlicher Willensentscheidung kann dazu führen, daß ein „Teil“, der ideell zum Organ berufen wäre, gar nicht in die ihm gebührende Organstellung kommt, ein anderer, dem eine dienende Stellung zukäme, zum Führeramte aufrückt. Hier zeigt sich die bedeutsame Wirkung der Tatsache, daß die Glieder der Gesellschaft lauter selbständige Wesenheiten, nicht bloße „Teile“ sind und also in ihrer Ganzheit

in jeder Stellung innerhalb des Ganzen schlecht oder recht wirken können, während im Organismus jedes Glied eine Sonderbeschaffenheit für sich hat, die es nur zu einer bestimmten Funktion befähigt. Durch diesen Umstand wird dem menschlichen Willen ein weitgehender Einfluß auf die Struktur des Ganzen eröffnet. Unter den Akten, in denen die Gemeinschaft „sich selbst setzt“, nehmen diejenigen, in denen sie ihre Organe bestellt, eine besonders wichtige Stellung ein. Denn in ihnen entscheidet sie darüber, welche unter den in ihrem Schoß vereinigten Kräfte die Bewegung des Ganzen lenken sollen.

Aber wenn nun wirklich der Mann mit den erforderlichen Fähigkeiten an die ihm zukommende Stellung gelangt ist, wenn also die Gesamtheit unter den ihr vorliegenden Möglichkeiten eine glückliche Wahl getroffen hat, dann erhebt sich erst die dritte Frage, die nun in die tiefsten und innerlichsten Entwicklungen hineinführt, ja in gewissem Sinne das Problem „Individuum und Gemeinschaft“ in der eindrucksvollsten Form hervortreten läßt. Es fragt sich, ob jener, der der Gemeinschaft dienen kann, ihr nun auch wirklich dienen will. Denn auch er sieht, indem er als Träger des Amtes wirkt, eine Vielheit von Möglichkeiten des Handelns vor sich. Indem er in die Stellung des Organs eintritt, wird er ja doch nicht mit einem Schlage zum bloßen Instrument des Gesamtlebens, welches einfach das ausführt, was dieses ihm eingibt und auferlegt — er bleibt immer noch ein ganzer Mensch mit der Fähigkeit zu unterscheiden, zu prüfen, zu wählen, ja gerade diese Fähigkeit macht ihn geeignet, dem Gruppenleben als Organ zu dienen. In ihr ist es nun aber auch weiterhin begründet, daß ihm sein Verhalten nicht entfernt mit der Eindeutigkeit vorgezeichnet ist, mit der das biologische Organ sich durch das Ganze bestimmt sieht. Eigene Einsicht und eigener Wille müssen ihm den Weg weisen. Nichts anderes als ein Solidaritätsbewußtsein von höchster Kraft und Innigkeit, ein vorbehaltloses Einsetzen der eigenen Kraft in den Dienst des Ganzen gibt die Bürgschaft dafür, daß das vorhandene Können auch in der Richtung sich betätigt, die der Fortbewegung des Gemeinschaftslebens dienlich ist. Es ist dies die „Hingebung“ an das Ganze, die die Gemeinschaft ihrem Organ mehr denn irgendeinem anderen Gliede abverlangt.

Hüten wir uns indessen, diese sprachliche Wendung so mißzuverstehen, wie es eine weitverbreitete Denkweise tut. Sie sieht die Persönlichkeit und die Gemeinschaft, der sie dienen soll, gleich zwei Parteien einander gegenüberstehen, die so äußerlich vonein-

ander geschieden sind, daß jene nur die Wahl hätte, entweder sich selbst in völligem Selbstverzicht den Interessen dieser zu „opfern“ oder umgekehrt diese als bloßes Mittel ihrer Selbstsucht zu verbrauchen. Nun fehlt es in der Tat nicht an Gestalten, die in dieser Zweiteilung Unterkunft finden: zu allen Zeiten hat es, in großen wie in kleinen Lebenskreisen, Alcibiadesnaturen gegeben, denen das Ganze und sein Schicksal nur ein Posten in der Rechnung skrupelloser Selbstsucht ist — hat es auch umgekehrt nicht an jenem selteneren Charakteren nach Art etwa Marc Aurels gefehlt, deren Leben aufging in einem unfreudig geleisteten, in stetem Kampf dem Ich abgerungenen Dienst am Ganzen. Aber die weitaus überwiegende Mehrzahl jener Gewaltigen, die das Antlitz der historischen Welt gewandelt haben, fügt sich weder dem einen noch dem anderen Schema. Wer sein Streben einer Gemeinschaft weihet, lebt der in dem Gefühl, sein eigenes Lebensrecht dahinzugeben, sich einer gegenüberstehenden Gewalt als Opfer auszuliefern? Oder erfährt er nicht in solchem Tun gerade erst recht eine Erfüllung und Erhöhung seines Selbst, in der jene äußerliche Scheidung ihr Recht verliert? Wie könnte es anders sein, wenn ein Mensch ein ganzes Leben, die volle Kraft seiner Persönlichkeit hineingelegt in die Lebensbewegung der Gemeinschaft, der er angehört, wenn alles das, was an Entwürfen, Sorgen und Hoffnungen, an grübelndem Sinnen und tatbereitem Entschluß seine Seele erfüllt, wenn alle Seligkeit und alle Verzweiflung nur um dies eine kreist, nur diesem einen entströmt. Wie hätte da die Scheidung des „Gebenden“ und des „Nehmenden“ noch einen Sinn! Weil für die Heroen der Geschichte das Ganze der Stoff ist, dem ihr schaffender Wille die Form aufzwingt, in dessen Gestaltung ihre überschäumende Kraft erst ihr Genügen findet — darum ist dieses Ganze ihnen nicht nur ein Gegenüberstehendes, das Dienste verlangt, nein, es wird selbst ein Stück ihres Ich, von ihrem Herzblut durchströmt. Keine wahrhaft große historische Tat ohne diese Leidenschaft, in deren Glut Person und Sache zu einem verschmilzt, deren Werk unsere Sprache so glücklich kennzeichnet, wenn sie von einem „Aufgehen“ in einer Aufgabe, einer Arbeit spricht. Dieses Aufgehen ist nicht etwa eine Entpersönlichung des Willens, die an die Stelle der individuellen Antriebe die kollektiven setzte, sondern höchste innere Aktivität, die sachliche Notwendigkeiten zur persönlichsten Angelegenheit werden läßt.

Aber freilich: die Leidenschaft, die in der Erhöhung des Ganzen sich selbst befriedigt, ist nicht die einzige, der das Leben der Gruppe

Nahrung gibt. Weil der zum Führeramt Bestellte sich nie zum willenlosen Vollstrecker des Gesamtinteresses entselbstet, sondern zwischen einer Vielheit möglicher Handlungsweisen frei zu wählen hat, so gewinnen leicht auch Beweggründe anderer Art und Herkunft Einfluß auf seine Entschließungen. Zumal wenn der Verband die Verfügung über bedeutende materielle Güter oder ein erhebliches Machtquantum in die Hand seines Führers legt, wächst die Versuchung riesengroß empor, diese in den Dienst von solchen Wünschen und Plänen zu stellen, die nicht mit den Interessen des Ganzen zusammenfallen, womöglich gar ihnen zuwiderlaufen. Leicht ist die Grenze überschritten, jenseits deren die Eigensucht das Steuer in die Hand nimmt. Sie ist es um so leichter, als es keine klare Scheidelinie gibt, die „selbstsüchtige“ und „selbstlose“ Motivgruppen völlig zweifelfrei auseinanderzuhalten gestattete. Fließende Übergänge führen hinüber von dem Extrem eines völligen Aufgehens im Lebenstrieb des Ganzen bis zu dem seiner selbstsüchtigen Ausbeutung.

Insbesondere von einer Seite her sieht das „Organ“ ganz besonders leicht sich Anfechtungen ausgesetzt. Wer eine Menschengruppe „führt“, ist nicht nur ihr „Führer“. Es ist eine alte Beobachtung, daß immer der Führer gleichzeitig auch der Geführte ist, insofern von der Gesamtheit der von ihm Geführten wirksame Einflüsse auch auf ihn ausstrahlen. Trifft dies eigentümliche Wechselverhältnis für jeden Fall von Führung und Nachfolge zu, so muß es sich mit besonderem Nachdruck überall da wirksam erweisen, wo der Führer nur durch die Wahl der Gesamtheit in seine Führerstellung gelangt und nur durch Wiederwahl sich in dieser Stellung behaupten kann. Denn alsdann ist er Führer nur durch den Willen und mit der Zustimmung derer, die er führen soll, er weiß sich abhängig von denen, die von ihm abhängig sind. Diese Wechselabhängigkeit macht es unvermeidlich, daß unter den Faktoren, die sich bei den Erwägungen des Gruppenleiters Beachtung erzwingen, auch die Wünsche, Stimmungen, Tendenzen, mit denen die jeweilige Gesamtheit der Gruppenmitglieder einer gegebenen Situation gegenübersteht, nicht fehlen. Deckt sich das Ziel dieser kollektiven Stimmung mit dem, was das in völliger Objektivität erwogene Gesamtinteresse der Gruppe gebietet, dann ist die Lage für den Leiter von der wünschenswerten Klarheit. Wie aber, wenn, wie solches nur allzuoft geschieht, die gegenwärtige Gesamtheit aus Kurzsichtigkeit, Trägheit oder Leidenschaft sich geneigt zeigt, diesem objektiven Gesamtinteresse entgegenzuhandeln? Dann kann der Fall eintreten, daß der Leiter, sofern er

in bezug auf dieses letztere klarer sieht, als bestellter Diener des Gruppenzwecks sich nach der einen, als Diener der augenblicklichen Gruppenmehrheit sich nach der anderen Seite hin gebunden fühlt. Ein echtes Pflichtbewußtsein wird ihn nicht daran zweifeln lassen, daß sein Tun dem objektiven Zweck des Ganzen, nicht der flüchtigen Stimmung der gegenwärtigen Mehrheit zu dienen hat. Es ist dann gleichsam, als ob in seinem Inneren das über den momentanen Personalbestand erhabene Gemeinschaftswesen gegen den Willen der augenblicklichen Träger sich erhöhe. Aber eine starke Gegeninstanz wird in der Überlegung gegeben sein, daß die gegenwärtige Mehrheit doch schließlich die Macht in den Händen habe, ihn zu halten oder zu stürzen, wie es ihr gefällt. Wie leicht wird da jene Sophistik der Selbstbeschwichtigung Erfolg haben, wenn sie ihm einredet, daß das, was die Gesamtheit verlangt, doch eigentlich dem Heile des Ganzen diene.

Ermittelt man die ganze, schlechthin unabsehbare Fülle innerer Erlebnisse, die das Ineinanderwirken der besprochenen Motivzusammenhänge möglich macht, dann wird eins deutlich: selbst wenn die vorausliegenden Schwierigkeiten so weit überwunden sind, daß in der Tat ein Mensch mit den durch die Sache erforderten Fähigkeiten in die Organstellung gelangt ist, selbst dann ist noch immer die Frage offen, ob er nun auch wirklich von den ihm gegebenen Fähigkeiten denjenigen Gebrauch macht, der der Erhöhung und Bereicherung des Ganzen dient. Auf jeder Stufe bleibt es eben Sache einer im voraus nicht zu berechnenden, durchaus persönlichen Entscheidung, wie das Glied sich dem Ganzen einordnet. Der Spielraum freier Selbstentfaltung, der ihm als einer selbständigen Wesenheit gegeben ist, kann ebensowohl den dem Ganzen abträglichen wie den dem Ganzen förderlichen Strebungen zustatten kommen. Nichts bürgt prinzipiell dafür, daß unter den vorhandenen Möglichkeiten diejenigen Wirklichkeit werden, nach denen der Zweckzusammenhang des Ganzen von sich aus verlangt. In diesem Sinne fehlt es der gesellschaftlichen Organbildung durchaus an der Selbstregulierung, die dem biologischen Organismus zu eigen ist. Wie selbstverständlich und zielsicher schafft dieser kraft seines naturgegebenen Strukturzusammenhangs in jedem Stadium seines Werdens den Ausgleich zwischen Teil und Ganzem, den die jeweilige Verteilung der Kräfte erfordert. Er führt von den in ihm angelegten Möglichkeiten immer so viel in die Wirklichkeit über, wie seine äußeren Lebensbedingungen nur immer gestatten, erreicht also unfehlbar das Maximum der ihm vergönnten Lebens-

leistungen. Die teleologische Struktur der gesellschaftlichen Lebens-
einheit enthält in Gestalt der wählenden Willensentscheidung ihrer
Glieder ein Element, das zwar auf der einen Seite die Ursache ge-
waltigster Kraftsteigerungen zu werden vermag, auf der anderen
Seite aber nicht nur wertvollste Lebensmöglichkeiten ungenutzt
lassen, sondern auch zweckwidrige Umlagerungen der Teile und
lebenzerstörende Verbildungen des Ganzen herbeiführen kann.

Wenn sich also die Organbildung von den rationalen Prinzipien
der Abstimmung und Satzung insofern unterscheidet, als sie ge-
rade das Leben, nicht ein gedankliches Gebilde zur Ord-
nung und Vereinheitlichung des Ganzen heranzieht, so ist sie ihnen
doch insofern gleich, als sie einem Teil der im Innern der Gemein-
schaft vorhandenen Kräfte dadurch zu einer gesteigerten, das Ganze
umfassenden Wirkung verhilft, daß sie die innere Struktur des Gan-
zen zu seinen Gunsten verschiebt. Nicht minder teilt sie aber mit
jenen die Indifferenz gegen die konkrete Erfüllung, die die Wirk-
lichkeit ihrem formalen Prinzip gibt: das gesellschaftliche Organ
eignet sich zum Werkzeug nicht weniger einer negativen als einer
positiven Teleologie. Wie immer der Geist das Leben der Gemein-
schaft sich zu unterwerfen, mit Sinn zu erfüllen bemüht ist, immer
wieder entgleitet es ihm hier oder dort und erweist sich damit als
stärker denn er, der aus dem Schoß dieses Lebens erst erwachsene.

Für diejenigen Individuen, denen die Ordnung des Gruppenlebens
Fügsamkeit gegenüber ihren bestellten Organen befiehlt, ergibt sich
aus diesem Zusammenhang die Notwendigkeit, auch solchen Per-
sönlichkeiten Führerrechte zuzuerkennen, die selbst der Führung
bedürften, auch solchen Weisungen Folge zu geben, gegen die der
gesunde Sinn sich auflehnt. Trägt sich die Unvernunft formaler
Beschlüsse und Gesetzesbestimmungen schon schwer genug, so wir-
ken noch unleidlicher Torheit und Böswilligkeit in menschlicher Ge-
stalt, die zu gebieten befugt sind. Was den Menschen selbst ihren
Druck ertragen heißt, das ist — soweit nicht bloßer Zwang ihn
niederbeugt — letztlich nur die Einsicht, daß Ordnung und einheit-
liche Bewegung des Ganzen selbst dann noch ein wertvolles Gut
darstellen können, wenn Unwürdige oder Unfähige ihnen zu Hütern
bestellt sind. So sehen wir auch hier das menschliche Wollen und
Tun auf diejenigen Wertsetzungen zurückgeführt, in denen das Be-
wußtsein solidarischer Zusammengehörigkeit seinen Kern hat.

Unter den mancherlei Problemen, die das eigene Gemeinschaftsleben
der Jugend ins Bewußtsein emporgehoben hat, ist dasjenige der Führer-
schaft das am stärksten empfundene und das am lebhaftesten erörterte.

Die Anfechtungen, mit denen das Führeramt seinen Träger heimsucht, sind in mancherlei Zersplitterungsvorgängen innerhalb der Jugendbewegung, die keineswegs primär durch Abweichung in den leitenden Ideen hervorgerufen waren, augenfällig hervorgetreten. Nicht wenige der „Tagungen“ der Jugend liefern überzeugendes Material zur Veranschaulichung der hier in ihrer inneren Struktur entwickelten Zusammenhänge. Von hier aus ist dann mit dem Übergang zu den großen öffentlichen Verbänden die aufwühlende Gewalt solcher persönlicher Entscheidungen leicht deutlich zu machen.

Der Zweckverband. Die Formen, in denen die Gemeinschaft sich rationalisiert, sind aus den Nöten und Bedürfnissen des Lebens hervorgegangen. Sie konnten sich also ursprünglich nur da entwickeln, wo irgendwelche naturwüchsige Verknüpfungen bereits eine Vielheit von Menschen zusammengeführt und auf gemeinsames Vorgehen angewiesen hatten. Nachdem aber diese künstlichen Formen der Vergesellschaftung sich aus dem Leben herausgelöst und zu einer gewissen Vollkommenheit ausgebildet haben, kann auch der umgekehrte Fall eintreten: daß eine Vielheit von Menschen sich zunächst unter einem reinen Zweckgesichtspunkt zusammentut und sich eine rationale Ordnung gibt, und daß dann erst, innerhalb des so geschaffenen Rahmens, die lebendigen Verknüpfungen von Mensch zu Mensch eine Personengemeinschaft entstehen lassen. In diesem wie in jenem Falle hat die rationale Ordnung ihren Bestand nur kraft jener Verknüpfungen mit dem inneren Leben der Gruppe, die uns beschäftigten. Nun ist aber neben diesem ein drittes möglich: daß nämlich ein Verband sich nicht nur unter dem reinen Zweckgesichtspunkt in rationaler Ordnung zusammenfügt, sondern sich auch auf die Dauer ausschließlich durch diese und ohne jede Beihilfe lebendiger Bindungselemente in seinem Bestande erhält.

Es gibt in der Tat Verbände, deren Einheit auf nichts anderem beruht als auf den abstrakten Ordnungen, der „Organisation“, die jeder der ihnen angehörenden Menschen als für sich verbindlich anerkennt, ohne daß irgendwelche persönliche Beziehungen diese Menschen verknüpften. Gerade das moderne Leben läßt Vereinigungen solcher Art in Unzahl entstehen. Aus den verschiedensten Gründen schließen sich Menschen, die sich weder je von Angesicht zu Angesicht gesehen haben, noch zu sehen Wunsch, Absicht oder Möglichkeit haben, auf Grund von Aufrufen, Vereinbarungen u. dgl. zu irgendwelchen gemeinsamen Aktionen, Ausführung gemeinsamer Pläne, Pflege gemeinsamer Interessen usf. zusammen. Was sie verbindet, das ist zunächst nur die Verfolgung irgendeines

konkreten, genau umschriebenen Zwecks, der sich durch einen ausgesprochenen Sachcharakter zu einer abstrakten Formulierung eignet und dessen Verwirklichung keine seelische Gemeinschaft der an ihm Interessierten verlangt. Es ist kein Zufall, daß gerade Ziele wirtschaftlicher Art besonders oft das Einigungsmoment für Verbände von solcher Struktur bilden. Dieses sachliche Interesse ist der einzige Punkt, in dem der fragliche Verband sich mit der Lebenswirklichkeit und ihren Bedürfnissen berührt und in dem sich die Mitglieder finden. Freilich ist es ein „Sichfinden“ ganz besonderer Art: nicht ein Zusammenstreben zum Austausch seelischer Wirkungen, sondern ein durchaus isoliertes Hinstreben zu einem Ziele, das jeder nur für sich zu erreichen wünscht und das im Verein mit anderen zu erstreben ihn nur Zweckmäßigkeitserwägungen veranlassen. Die Gemeinsamkeit ist also nicht für den Inhalt der Leistung bestimmend, sondern nur Mittel zum Zweck. Deshalb umfassen auch alle weitergehenden Bindungen nur dasjenige, was in rationaler Erwägung sich als unerläßliches Mittel für den zu erreichenden Zweck erweist. Die Summe der auf diese Weise entstehenden Festsetzungen ist nicht ein aus dem Leben erwachsenes Gesetz, sondern ein nur durch die Individuen um ihrer selbstischen Zwecke willen geschlossener und aufrechterhaltener Vertrag. Auch hier ist es äußerst bezeichnend, daß ganz besonders oft Bestimmungen über materielle Leistungen und Ansprüche den Kern solcher Verträge bilden; denn gerade Bestimmungen solchen Inhalts lassen die klarste zahlenmäßige, also völlig unpersönliche und rationelle Formulierung zu. Als Vertragschließende fungieren hier die Menschen nicht als konkrete Individuen, sondern nur als abstrakte Träger genau umschriebener Rechte und Pflichten. In reinster Form verkörpert die Aktiengesellschaft diesen Typus. Gemeinsam ist den Mitgliedern nichts anderes als der für jeden einzelnen völlig identische Zweck: das Teilhaben an dem Ertrage des Unternehmens, und die in ihm begründete Einhaltung der Formen, durch die man den Anspruch auf dieses Teilhaben erwirbt. Jede Beziehung persönlicher Art von Mensch zu Mensch fehlt; ja die Gleichgültigkeit gegen die Person geht so weit, daß nicht einmal die Namen der Mitglieder durchweg feststellbar sind. Im Geben und Nehmen ist das Verhältnis jedes persönlichen Inhalts bar: der Einzelne ist für das Ganze nichts als die Nummer, auf die der ihr zukommende Gewinnanteil entfällt, das Ganze ist für den Einzelnen nichts als der an sich gleichgültige Produzent dieses bestimmten Ertrages. Ob an Stelle dieser Person eine andere den Gewinnanteil

entgegennimmt, ob an Stelle dieser Gesellschaft eine andere ihr den gleichen Ertrag einbringt, ist für beide Teile völlig gleichgültig.

In einer Zweckvereinigung solcher Art tritt das, was wir als das „Objektive“ im Leben der Gruppe bezeichneten, in vollendeter Klarheit heraus. Es hat sich als ein Gefüge abstrakter Begriffe und Bestimmungen so von dem Leben der Personen abgelöst, daß es ihnen wie ein „Apparat“, ein „Mechanismus“ gegenübersteht, ein „Gemächte“ der zwecksetzenden Vernunft, die ihn hervorgerufen hat, ihn erhält, solange er den ihm gesetzten Zweck erfüllt, und ihn fallen läßt, sobald er nicht mehr seine Dienste tut.

Weil ein Verband solcher Art von der lebendigen Verbundenheit seiner Glieder völlig unabhängig ist, kann er die Zahl der Mitglieder, die er einschließt, den Raum, auf den diese sich verteilen, beliebig ausdehnen, ohne daß die numerische Änderung seinen Zusammenhang irgendwie zu lockern brauchte; ebenso kann er zeitlich so lange bestehen, daß der gesamte Mitgliederbestand gewechselt hat, ohne daß jener rein sachliche Zusammenhang davon irgendwie berührt zu werden brauchte.

Naheliegendstes Beispiel einer unter Zweckgesichtspunkten geschaffenen Organisation, die in ihrem Rahmen höchst folgenreiche, durch den Zweck als solchen keineswegs bestimmte Lebensbeziehungen entstehen läßt, ist die Schule. Im übrigen lenkt der Unterricht, über den Kreis der Schule, aber keineswegs über den Gesichtskreis des Schülers hinausgreifend, den Blick auf die Fülle von zweckbestimmten Organisationen aller denkbaren Berufe und Interessen. Es ist sehr lehrreich, sie zu besprechen und zu klassifizieren nach dem Inhalt des Zwecks, dem sie dienen, nach der Zahl ihrer Mitglieder, nach der zeitlichen Dauer, nach dem Grad der Enge des Zusammenschlusses, nach dem Maß der Anforderungen, die sie an ihre Mitglieder stellen, nach der Art, wie sie sich gegenseitig ausschließen oder in demselben Individuum wie durch Personalunion vereinigt sein können. —

Unsere Erörterung ist absichtlich so angelegt, daß sie zunächst einmal die rationalen Formen des gesellschaftlichen Zusammenschlusses bis zu ihrer abstraktesten Zuspitzung und Verselbständigung verfolgt, obwohl, genetisch betrachtet, diese Formen nur auf der Grundlage solcher Verbundenheiten entstehen und bestehen konnten, die, im Anfange nur vorläufig und summarisch dargestellt, erst im folgenden eingehend behandelt werden. Dieser Gang empfiehlt sich aus didaktischen Gründen: die rationalisierten Verbände lassen die entscheidenden Grundverhältnisse des gesellschaftlichen Lebens in klareren Umrissen, schärferen Entgegensetzungen hervortreten, als es die spontan entstandenen Gebilde mit ihrem Ineinanderweben der Kräfte und mit dem stetigen Fluß ihrer Linien vermögen. An dieser Stelle nun, nachdem die grundlegenden Begriffe gewonnen sind, lenkt die Darstellung zurück auf die am Beginn ins Auge gefaßten Strukturverhältnisse.

Die zeitliche Ausdehnung der Gemeinschaft. Für das Leben sind viel bedeutungsvoller als die abstrakten Zweckverbände diejenigen Kreise, die innerhalb der rationalen Ordnungen die persönlichen Beziehungen unvermindert fort dauern lassen — wie es in der bisherigen Erörterung vorausgesetzt wurde. Für sie sind diese Ordnungen nicht der gesamte Inhalt ihres Daseins, sondern nur die festigenden, zusammenhaltenden Formen, durch welche ein stets sich wandelndes gemeinsames Leben hindurchströmt. Bleibt dieses Leben in seinem Zusammenhang und seiner gleichmäßigen Färbung ebenfalls unberührt von einer Ausdehnung der Gruppe in Raum und Zeit? Das letztere setzt der Sprachgebrauch unbefangen als möglich und selbstverständlich voraus: wir reden von einer Schule, einer Klasse, einem Verein auch dann, wenn ein großer Teil, ja wenn die Gesamtheit der Personen gewechselt hat. Nehmen wir etwa als Beispiel eine Körperschaft, deren Gründer im Laufe der Zeit entweder austreten oder durch den Tod auscheiden, dann wird schließlich ein Zeitpunkt erreicht sein, in dem die Körperschaft ausschließlich aus solchen Mitgliedern besteht, die erst nachträglich in den bereits gebildeten Verband eingetreten sind: damit wäre dann ein vollständiger Wechsel des Personalbestandes eingetreten, der sich nach der Dauer des Verbandes abermals und abermals wiederholen kann. Massenhafte Erfahrungen zeigen, daß auch bei einem solchen mehrfach sich wiederholenden Austausch der Menschen der geistige Gehalt der Gemeinschaft sich in einer inneren Kontinuität, ohne Sprung und Bruch, fortentwickelt, einer Kontinuität, die durchaus den Eindruck eines selbständigen, über die individuelle Besonderheit hinweggreifenden Lebensprozesses erwecken muß. In einem Regiment, einer Schule, einer Gemeinde, einem Verein lebt ein bestimmter, charakteristischer Geist auch dann noch fort, wenn alle die vom Schauplatz abgetreten sind, die vor einer gewissen Zeitspanne seine Träger waren.

Hier haben wir denn eine der Erscheinungen vor uns, in denen die Vorstellung eines nach eigener Gesetzlichkeit sich entwickelnden, das individuelle Leben sich unterordnenden Gruppengeistes, jene Vorstellung, die sich im Bilde des „Organismus“ am sinnfälligsten ausdrückt, immer wieder ihre Stütze findet. Daß innerhalb einer Vielheit von Menschen, die ihren Bestand nicht verändert, eine Gemeinsamkeit des Fühlens und Denkens sich entwickelt, fort dauert, verstärkt, das ist aus den sie fortgesetzt verbindenden Beziehungen heraus ohne weiteres verständlich. Daß diese aber einen vollständigen, unter Umständen mehrfach sich wiederholenden Wechsel des

Personalbestandes übersteht, das scheint doch der Auffassung recht zu geben, daß dort ein Gruppengeist in substantieller Selbständigkeit das individuelle Leben seiner eigenen Entwicklungstendenz dienstbar mache. Wie behauptet sich auch angesichts der hier vorliegenden unbestreitbaren Tatsachen die Annahme, daß jene Kontinuität der Gesamtentwicklung nicht über die Individuen hinweg, sondern recht eigentlich durch ihre spontane Selbstbetätigung Wirklichkeit werde?

Augenscheinlich würde dieses folgerichtige Fortschreiten im Werdegang des objektiven Geistes ein reines Wunder darstellen, wenn der Wechsel des gesamten Personalbestandes mit einem Schlage einträte. Weil nämlich in einem solchen Falle alle Beziehungen zwischen den vor und nach dem Austausch die Gruppe bildenden Individuen ausgeschlossen wären, müßte man an das Überströmen irgendeiner überpersönlichen, im Grunde völlig mystischen Substanz glauben, die an den Individuen nicht mehr als Durchgangsformen, gleichgültige Gefäße hätte. Aber eben ein solcher mit einem Male erfolgender Wechsel der Personen kommt im Leben der Gruppen, die uns hier beschäftigen, nicht vor. Ausscheiden alter und Eintritt neuer Glieder gehen allmählich vor sich, fast stets in der Weise, daß die jeweils Hinzutretenden gegenüber denjenigen, die sie bereits in der Gruppe vorfinden, eine ganz verschwindende Minorität bilden. Die ihnen gegenüberstehende Majorität ist es dann, die in sich den Geist des Verbandes aus dem vorausgegangenen Zeitabschnitt in den nächstfolgenden hinüberträgt und den Neueintretenden so in seinen Bann zieht, daß er nun wiederum den in einem späteren Zeitpunkt Eintretenden gegenüber die Tradition zu wahren imstande ist. Hat diese stückweise Erneuerung untergleichzeitigem Ausscheiden alter Mitglieder eine Zeitlang fortgedauert, so kann schließlich der ganze Bestand an Individuen ausgetauscht sein, ohne daß auch nur ein einziges Mal der Zusammenhang der Überlieferung abgerissen worden wäre. Folgendes sehr vereinfachende Schema macht dies anschaulich:

I <i>abcde</i>	III <i>vwcd e</i>	V <i>vwxye</i>
II <i>vbcd e</i>	IV <i>vwxd e</i>	VI <i>vwxyz</i>

Haben im Zeitraum I die Glieder *abcde* einen Gemeingeist entstehen lassen, so liegt dieser bereits im Zeitraum II, von den verbleibenden Gliedern *bcd e* weitergetragen, dem neuen Glied *v* als eine gegebene Größe von einer gewissen inneren Festigkeit vor. Die innere Verfassung des Kreises ist eine andere, als sie sein würde,

wenn er sich erst durch den Zusammenschluß von *abcde* gebildet hätte. Denn der Beitrag, mit dem *a* zur Bildung des Gemeingeistes beigesteuert hat, ist mit seinem Ausscheiden nicht verschwunden, sondern wirkt als Bestandteil der sich bildenden Tradition fort. Gleiches gilt von nun an von jedem, der aus der Gruppe ausscheidet. Immer umfangreicher wird somit von Stufe zu Stufe der Bestand an formulierten und objektivierten Elementen, die der Gesamtgeist sich einverleibt und den neu Eintretenden gegenüberstellt. Immer weniger wird der Geist des Kreises erklärt durch die Summe der ihn jeweils bildenden Individuen, bis dann endlich im Zeitraum VI dieser Geist von Individuen getragen wird, die, hätten sie zusammen mit der Gruppenbildung den Anfang gemacht, statt nacheinander in die bereits gebildete einzutreten, vielleicht eine ganz andere Gemeinschaftsgesinnung in ihren persönlichen Wechselbeziehungen verwirklicht hätten, als die, welche jetzt in ihnen und durch sie lebt. Dieses Ineinandergreifen immer erneuter Verschränkungen macht es verständlich, wie durch alle Stufen hindurch die innere Gesamtentwicklung sich wie aus einem einzigen Impuls heraus, in einem durchgreifenden Schwung vollziehen kann, wie in dieser Entwicklung ein einheitlich-lebendiges geistiges Etwas sich bilden, mehren und vollenden kann — und wie doch trotzdem dies alles nur durch die Betätigung der sich ablösenden Individuen Wirklichkeit wird.

Damit ist nun freilich das in Frage stehende Gesamtgeschehen nur von einer Seite her erklärt; es ist deutlich, weshalb durch allen Wechsel der Personen hindurch ein geistiger Gehalt beharren kann, ohne daß wir deshalb ein überpersonales Prinzip dem Leben der Gruppe unterzulegen genötigt wären. Allein auf der anderen Seite gilt es auch hier nicht zu vergessen, daß dies Etwas, welches beharrt, niemals ein wandellos sich Behauptendes ist. Oben zeigte sich, daß selbst dann, wenn die Gruppe ihren Mitgliederbestand beibehält, ihr geistiger Gehalt in unaufhörlicher Bewegung begriffen ist. Wieviel mehr muß das der Fall sein, wenn die Personen ausgewechselt werden. Das Persönliche, das ein neueintretendes Glied in das Leben der Gruppe hineingibt, wird nicht zu dem Vorgefundenen so äußerlich hinzugelegt, daß es dieses unberührt ließe; das Objektive, als welches der Geist der Gruppe ihm entgegentritt, wird nicht als fester und geschlossener Bestand von ihm einfach hingenommen. Nimmt der Gruppengeist das Individuum in den Zug seiner Lebensbewegung auf, so nicht minder das Individuum den Gruppengeist. Die Innigkeit, mit der hier Gesamtprozeß und persönliches Dasein ineinandergeschlungen sind, zeich-

net sich aufs deutlichste an dem Gegenbilde ab, das alle satzungsartigen Festlegungen des Gemeinschaftslebens uns vor Augen stellen. In ihnen hat sich das Objektive und Allgemeine zu einem Eigenbestande abgelöst und fixiert, der es nicht nur nicht zu einer solchen Verschmelzung mit dem Persönlichen kommen läßt, sondern sogar die oben behandelte Entzweiung hervorruft. Vollends ist jede Möglichkeit eines Einswerdens dann ausgeschlossen, wenn die Verbindung, weil in reinen Zweckerwägungen gegründet, jeder Beziehung zum persönlichen Leben entbehrt. Hier sehen wir das reine Widerspiel des Lebensverhältnisses, das sich dann verwirklicht, wenn das Individuum, indem es die formenden Einflüsse des Gruppengeistes erfährt, zugleich an ihm seine eigenen Formkräfte erprobt.

Ist damit der Individualität gegenüber dem Geist des Ganzen grundsätzlich ihr Recht gewahrt, so darf auf der anderen Seite wiederum nicht übersehen werden, daß die sich durchwirkenden Mächte zumeist nicht das gleiche Kräftemaß in das Spiel einzusetzen haben. In dem oben betrachteten Schema verschiebt sich das Verhältnis von Stufe zu Stufe zuungunsten des Neueintretenden. Man wird, mit unvermeidlicher Vergrößerung des Sachverhalts, etwa folgende Proportion aufstellen dürfen: der Kollektivgeist behauptet sich um so beharrlicher gegenüber den Einflüssen neuer Gruppenglieder, je länger die Gruppe im Nacheinander bestanden hat und je größer im Nebeneinander die Zahl der bereits vorhandenen Gruppenglieder im Verhältnis zur Zahl der Neueintretenden ist. Was bedeutet es allein, wenn von den Individuen, die in ihrem Zusammenwirken dem Gruppengeist die erste Gestalt gaben, nicht ein einziges mehr in seiner konkreten Menschlichkeit innerhalb der Gruppe gegenwärtig ist! Erst dann ist ja die Loslösung des Gruppengeistes von seinem subjektiven Wurzelboden eine vollständige geworden, erst dann erscheint er wie geläutert von allen Beimischungen individueller Endlichkeit, als ein wirklich unpersönliches, der Subjektivität entrücktes Prinzip. Gegen eine Denkweise, der „man“ von jeher anhängt, ein Gefühl, das „man“ von jeher pflegt, eine Sitte, die „man“ von jeher befolgt hat, ist weit schwerer aufzukommen, als gegen lebendige Menschen, in denen die Schöpfer und Verbreiter solcher Gepflogenheiten noch leibhaftig gegenwärtig sind; man kämpft nicht gegen Fleisch und Bein, sondern gegen unfassbare geistige Gewalten. Wieviel Widersinn wird unsterblich, wenn er erst einmal eine Generation überdauert hat!

Die Selbständigkeit, mit der der Gehalt gemeinsamen Lebens dem

Ich gegenübertritt, zu bezeichnen ist der Begriff des „objektiven Geistes“ geprägt worden. Er bringt zum Ausdruck, daß das Subjekt, indem es in das Dasein hineinwächst, nicht etwa nur eine raumerfüllende Welt körperlicher Gebilde, sondern auch einen Inbegriff sinnhafter Gegenständlichkeiten sich gegenüber findet, deren Gestalt und Ordnung für sein Schicksal bestimmend ist.

Die Betrachtung, die ausgegangen ist von der Struktur solcher Kreise, die ihrem gesamten Umfange nach von jedem ihrer Glieder überschaut werden können, geht nunmehr Schritt für Schritt, im Nacheinander der Gruppenentwicklung wie im Nebeneinander ihres gleichzeitig sich entfaltenden Lebens, über die Grenzen dieses Blickfeldes hinaus. Weil mit der Ausdehnung der Gesellschaft in ihren zeitlichen und räumlichen Dimensionen die Versuchung immer mehr anwächst, die innere Kontinuität ihres Gesamtlebens aus dem Walten einer überpersönlichen, im letzten Grunde mystischen Macht herzuleiten, muß es das vorzügliche Bestreben der Besprechung sein, mit jedem neuen Schritt immer wieder diese Kontinuität in dem unmittelbaren Lebenszusammenhang der Individuen und nur in ihm begründet zu zeigen. Anschauungsmaterial bietet auch hier wieder die Klasse, die Schule, der Verein — Gruppen, die ja auch ihren Personalbestand teilweise oder auch völlig wechseln. Auszugehen ist zweckmäßig vom Sprachgebrauch, der in seinen Bezeichnungen über den Wechsel der Personen einfach hinweggeht. Auch hier wirkt der Hinweis auf konkrete Einzelfälle am eindringlichsten. Treten neue Schüler in die Klasse ein, so kommt beides vor: sowohl, daß das neue Element den Geist der Klasse stark beeinflußt, als auch, daß es mitgebrachte Eigentümlichkeiten sehr bald der vorgefundenen Tradition opfert — die beiden extremen Formen, in denen sich subjektiver und objektiver Geist ins Gleichgewicht setzen. Auch die Auseinandersetzung zwischen der Persönlichkeit des Lehrers und dem Klassengeist zeigt dasselbe Verhältnis. Naturgemäß ist der Geist einer so kleinen und relativ kurzlebigen Gruppe eine ziemlich schwankende Größe. Eben darum müssen schon hier die numerischen und zeitlichen Bedingungen entwickelt werden, von denen die Festigkeit des objektiven Geistes abhängt, damit es nicht späterhin befremdlich wirke, daß der objektive Geist der großen historisch gewordenen Verbände so viel spröder gegen individuelle Einflüsse ist.

Tiefere Einsicht in das Problem wird nur dann zu gewinnen sein, wenn der Blick auf diejenige Auseinandersetzung des objektiven und des subjektiven Geistes gelenkt wird, die jedes Ich in Gestalt seines eigenen Bildungsprozesses erlebt. Ist doch dieser nichts anderes als das Einswerden der in sich noch ungestalten „Anlage“ mit der geistigen Güterwelt, die der weitere Lebenskreis dem Subjekt zuträgt. Man lasse etwa den Schüler sich fragen, welcher Teil von dem, was er an geistigen Inhalten in sich vorfindet, aus ihm selber stammt, welcher von außen in ihn hereingetragen ist. Da wird ihm zunächst die Aussonderung des Gelernten und Gewußten, dessen, was aus Büchern und durch Belehrungen in ihn eingeströmt ist, am leichtesten gelingen. Nun bietet gerade die höhere Schule, die den Geist mit einem bunten Durcheinander

der verschiedenartigsten Stoffe anfüllt, dadurch die sachliche Grundlage für die Frage, ob denn der subjektive Geist sich allen diesen Stoffen gegenüber völlig gleichmäßig verhalte. Leicht ist die Einsicht geweckt, daß er keineswegs ohne Unterschied hinnimmt, was ihm geboten wird, sondern einen Teil in sein Leben einbezieht, sich assimiliert, einen anderen dagegen nur mechanisch, äußerlich aneignet. Dieser letztere Fall bildet nun die Folie, von der sich der erste um so deutlicher abhebt: nur hier wird das Aufgenommene wirklich innerlich verarbeitet und zum Besitz des Geistes. Hier erlebt der Schüler mit Bewußtsein den Prozeß, in dem objektiver und subjektiver Geist in personaler Form zusammenfließen, Einheit werden. Von hier aus ist dann zu entwickeln, daß dieser Prozeß schon lange vor allem bewußten und gewollten Lernen mit dem ersten Erwachen der Seele seinen Anfang genommen hat, daß mit der Einwirkung der Familie, der Übernahme der Sprache, der Sitte, der Lebensformen — von alledem wird weiter unten noch zu reden sein — ebenfalls ein bereits vorhandener geistiger Schatz in ihn hineingetragen worden ist. Versucht er dann, rückschauend auseinanderzulegen, was in ihm war, was von außen kam, so wird ihm bald klar werden, daß das Leben dieses und jenes so ineinander hat verwachsen lassen, daß keine noch so sorgsame Zergliederung es reinlich würde sondern können. So erkennt er ein Doppeltes: seine Individualität besteht eben in dieser Lebenseinheit des Allgemeinen und des Besonderen; wie sie sich beide verteilen, das entzieht sich der Betrachtung, daß aber der Anteil des objektiven Geistes an der Formung der Individualität erheblich größer ist, als das naive Denken sich klarmacht, das lehrt schon diese oberflächliche Musterung.

Daß der Lebensprozeß der Gemeinschaft ein stetiges Sichdurchdringen von objektivem und subjektivem Geist, niemals die Herrschaft des einen oder des anderen, niemals bloßes Beharren oder bloße Wandlung ist, muß nicht zum wenigsten deshalb eingeschärft werden, weil das Bild des geschichtlichen Verlaufs, wie es dem Schüler vor Augen tritt, nicht selten für das Gegenteil zu zeugen scheint. Es zeigt bald Epochen eines stürmischen Vorwärtsschreitens, bald solche eines kaum gestörten Stillstandes; es läßt in Jahrzehnten den Menschegeist Eroberungen machen, wie sie langen Jahrhunderten versagt blieben, und bringt in wenigen Jahren eine Welt zum Einsturz, die die mühselige Arbeit von Generationen aufgebaut. Sehen wir nicht dort nur Beharren, hier nur Wechsel? Und doch würde man das Weben der Wirklichkeitskräfte verkennen, wollte man im Sturm des Geschehens nichts von den Schwergewichten des Zuständlichen bemerken, die sich dem Schwung der Bewegung anhängen, von den Hemmungen und Belastungen, unter denen das kollektive Sein langsam nachdrängt — wollte man in der Windstille der Ereignislosigkeit die gemächliche Arbeit ungewürdigt lassen, in der jeder Tag ein wenig von dem Bestehenden abträgt, ein wenig zu bringt, bis schließlich das Antlitz der Welt doch ein anderes geworden ist. So berichten sich in der gedanklichen Klärung persönlichen Erlebens die Einseitigkeiten, die das im Großen und Groben verbleibende Bild der Historie nicht vermeiden kann.

Die numerische Ausdehnung der Gemeinschaft. Die besprochenen Zusammenhänge machen es möglich, daß die Gruppe in der zeitlichen Folge ihrer Existenz sich eine Ausdehnung gibt, die grundsätzlich unbegrenzt ist. Zu den wesentlichen Unterschieden, die die individuelle Lebenseinheit von der kollektiven scheiden, gehört auch dies, daß die Existenz jener angesichts der Vergänglichkeit ihres körperlichen Substrats nie eine bestimmte Zeitgrenze überschreiten kann, diese hingegen durch unausgesetzte Auswechslung ihres personalen Bestandes die Wirkung der physiologischen Sterblichkeit aufzuheben, d.h. sich selbst zu grundsätzlicher Unsterblichkeit zu erhöhen vermag. Diese Eigenschaft setzt sie in den Stand, eine prinzipiell nicht begrenzte Zahl von Individuen zur Einheit zusammenzuschließen, obwohl in dem von uns betrachteten Falle nur eine begrenzte Zahl, nämlich diejenigen, die gleichzeitig dem Verband angehören, in unmittelbare Berührung zu treten in der Lage sind. Diejenigen, für die die zeitliche Verteilung der Individuen dies ausschließt, stehen also nur indirekt, nämlich durch das Medium der zeitlich in der Mitte stehenden, miteinander in Verbindung. Es ist aber nicht nur die Ausdehnung des Gruppenlebens im Nacheinander der zeitlichen Abfolge, die so den gesellschaftlichen Zusammenhang über jede zahlenmäßige Beschränkung hinaushebt. Ihr zur Seite steht eine zweite Form der Ausweitung, die im Nebeneinander der gleichzeitig lebenden Individuen eine ebenso schrankenlose Vergrößerung des gesellschaftlichen Zusammenhangs möglich macht. Daß eine solche tatsächlich möglich ist, lehrt die alltägliche Erfahrung. Überschauen wir vergleichend die Einwohner einer Stadt, einer Landschaft, die Glieder eines Stammes, eines Volkes, die Menschen eines Kulturkreises, so werden wir ungeachtet der jedesmaligen Ausweitung der überblickten Menschenzahl immer wieder einen Bestand an Gemeinsamkeiten feststellen können, an Übereinstimmungen des Erfahrungsschatzes, des Temperaments, der Charakterfärbung, der Kulturleistung, die uns beweisen, daß diese Zahl nicht ein mechanisches Aggregat, sondern eine wie auch immer geartete und entstandene geistige Einheit darstellt. Hier haben wir nun die zweite der Tatsachen — das Gegenstück der bereits besprochenen Erscheinung — vor uns, die der Vorstellung eines substantiellen Gesamtgeistes Nahrung geben. Auch angesichts des hier vorliegenden Sachverhalts kann man folgende Erwägung verstehen: wenn aus einer Vielheit von Menschen, die in direktem geistigen Austausch stehen, ein Gemeingeist emporwächst, so mag das aus der Aktivität der vereinigten Individuen

hinreichend erklärt sein; daß aber eine Millionen und Abermillionen umfassende Vielheit von Individuen, innerhalb deren immer nur relativ kleine Menschenkreise in direkte Verbindung treten können, die überwältigend große Mehrheit nichts voneinander sieht, hört und weiß — daß eine solche Vielheit eine so handgreifliche und unbestreitbare Verwandtschaft des geistigen Gehalts in allen ihren Teilen zu erkennen gibt, das legt denn doch die Annahme einer nicht nur von Individuum zu Individuum sich fortspinnenden, nicht nur durch Individuen vollzogenen Verbundenheit unwiderstehlich nahe! Tritt denn hier nicht wirklich die Spontaneität der einzelnen gegen die eigengesetzliche Bewegung des Ganzen durchaus in die zweite Linie?

Betrachten wir, um diese Frage zu entscheiden, zunächst eine Regung des Gesamtgeistes, die einer momentanen Situation entspringt, also nicht in der Vergangenheit bereits angelegt war. Wir erleben es ja immer wieder, wie eine bestimmte Gesamtstimmung oder Gesamtmeinung plötzlich einer Woge gleich über das ganze Volk und Land dahinflutet, mit einer Gesetzmäßigkeit und Gleichmäßigkeit des Verlaufs, die die Individuen völlig auszuschalten scheint. Wie haben wir uns den Verlauf vorzustellen, wenn wir, statt ihn als Ganzes zu überblicken, ihn mikroskopisch in allen Feinheiten seiner Struktur mustern? Die fragliche Meinung oder Strebung, durch die Situation nahegelegt, nimmt von einem oder einer Mehrheit von Punkten ihren Ausgang und ergreift zunächst diejenigen, die in direkter Berührung mit dem den Ton angehenden Individuum stehen. Dieses Individuum wirkt als Kraftzentrum zunächst auf den Kreis, der ihm verbunden ist. Nun aber weiter: jedes der Individuen, die diesem Kreis angehören, ist nun seinerseits Mittelpunkt eines neuen, nur zum Teil mit dem ersten zusammenfallenden Kreises, innerhalb dessen es nun seinerseits wieder als Kraftzentrum wirkt, und so weiter fort ad infinitum. Das fragliche gesellschaftliche Ganze stellt sich also dar als ein gewaltiges System von ineinandergeschobenen Kreisen, von denen jeder an und für sich nur einen minimalen Bruchteil des Ganzen ausmacht, aber nun durch massenhafte vermittelte Beziehungen nach allen Seiten hin überaus weitreichende Verbindungen unterhält. Denkt man sich die Gesamtheit von Verbindungen, die innerhalb dieses Ganzen im gegebenen Moment wirksam werden, durch Linien angedeutet, so würde man finden, daß tatsächlich jeder mit jedem innerhalb eines solchen auch noch so großen Verbandes — er lebe denn in gewollter oder ungewollter Absonderung — durch eine grö-

Bere oder geringere Zahl von Zwischengliedern hindurch, auf größeren oder kleineren Umwegen, meist auf einer Reihe von Bahnen zugleich verknüpft ist. Die Sache liegt also hier im Nebeneinander der Individuen, die gleichzeitig Glieder des Verbandes sind, ebenso wie sie sich uns oben im Nacheinander der sich ablösenden Individuen darstellte: auch hier werden die direkten Verbindungen, die nach der Lage der Dinge unmöglich sind, durch massenhafte indirekte Vermittlungen ersetzt. Ja, diese sind sogar im Nebeneinander noch vielfacher und wirksamer. In der zeitlichen Folge können die Früheren wohl auf die Späteren, nicht aber diese auf jene einwirken; die Beziehungen sind nur nach einer Richtung hin wirksam. Von solcher Beschränkung weiß die Breitendimension nichts; zwischen denen, die gleichzeitig einem Verbande angehören, gehen unaufhörlich die Wirkungen, direkte wie indirekte, hin und her: und was bedeutet es doch für den Zusammenhang des Ganzen, wenn der einzelne gleichsam den Widerhall seines Verhaltens noch selbst vernehmen, die Gegenbewegung an sich verspüren kann. Sehen wir also genauer zu, so hängt das Auftreten und der Verlauf des kollektiven Riesenvorgangs, der uns hier beschäftigt, genau so von der aktiven Beteiligung der Individuen ab wie im kleinsten Kreise. In verstehendem Aufnehmen und kundgebender Mitteilung muß notwendig die individuelle Spontaneität sich irgendwie beteiligen; wo sie sich ausschaltete, da würde die Gesamtbewegung unweigerlich ins Stocken kommen. Was makroskopisch als ein ausschließlich von einem Zentrum her gelenkter Vorgang erscheint, erweist sich in mikroskopischer Betrachtung als ein aus zahllosen Teilanstoßen heraus sich vollziehendes System von ineinandergreifenden Einzelvorgängen. Von jedem Teilzentrum aus sehen wir endlos und immer wieder Wellenring auf Wellenring hinauswandern, dessen letzte Ausläufer bis an die Grenzen auch des riesenhaftesten gesellschaftlichen Ganzen hin sich forttragen.

Dabei ist es nur die Oberfläche des gemeinsamen Lebens, die wir bisher betrachtet haben, das Hin und Her der flüchtigen Stimmungen, die gleich Wolkenschatten über die Gesamtseele dahingleiten. Aber diese Oberfläche kann nicht sein ohne das, was unter ihr liegt, ohne die in tieferen Schichten, in weiter ausgreifenden Wellenlinien sich vollziehende Bewegung des Gesamtbewußtseins. Wie die Augenblicksregung der Einzelseele sich doch immer wieder, bedingt wie bedingend, dem Zug des gesamten seelischen Werdens einordnet, so gehört auch das Spiel der flüchtigen kollektiven Erregungen hinein in den weite Zeiträume umspannenden Werdegang

des Gemeingeistes. Fassen wir diesen ins Auge, dann erscheint das vielverschlungene Geflecht von Wechselbeziehungen, in denen sich die Individuen im Nebeneinander verbunden zeigten, doch nur als ein Durchschnitt durch ein noch unendlich viel reicheres System zwischenmenschlicher Verknüpfungen, das ebenso wie in der Breite die Millionen der Miteinanderlebenden so in der Tiefe die Abermillionen der im Generationenzug sich Ablösenden zu einem unabsehbaren Alleben zusammenschließt. Innerhalb dieses Systems erscheint jedes Individuum als der Schnittpunkt einer Unzahl von Beziehungen, kraft deren es einesteils einer Unzahl von Vorlebenden und Mitlebenden als Nehmender, andernteils einer Unzahl von Mitlebenden und Nachlebenden als Gebender verbunden ist.

Freilich ist es nicht zu verwundern, wenn für das Bewußtsein des Einzelnen Geben und Nehmen in diesem Zusammenhang sich sehr verschieden akzentuieren. Erwägen wir die Ausmaße, in denen die Existenz des Einzelwesens mit seinen Antrieben, Kräften und Erlebnissen, mit seinem sichtbaren Aktionsbereich dem Umfang dieses Gesamtprozesses sich einfügt, erwägen wir, aus welchen Tiefen der Vergangenheit, aus welchen Weiten der Umwelt dieser Riesenstrom des Geistes an das Ich heranwogt, dieses Ich, dessen Blick immer nur gerade die letzten Ausläufer dieser unendlichen Bewegung an sich heranbranden sieht, dann scheint es mehr als verständlich, wenn der Mensch, zumal der Mensch der Gegenwart, unter dem Eindruck steht, daß hier ein unablenkbares und unabänderliches geistiges Schicksal ihn ergreife. Es wiederholt sich hier, zu den größten Dimensionen ausgeweitet, die Erscheinung, die schon die Einreihung der Individuen in das Nacheinander des kollektiven Prozesses hervortreten ließ. Der Gesamtgeist hat für den am wenigsten den Charakter der Unangreifbarkeit und Unabänderlichkeit, der seine lebendigen Schöpfer und Gestalter lebhaftig vor sich sieht; er verfestigt sich immer um so mehr zu objektiver Eigengeltung, je weiter die Menschen im Hintergrunde des Geschehens entschwinden, aus deren Seelen er emporstieg. Das gilt in gleichem Maße, ob es die Ferne der Vergangenheit oder die Weite des Raumes ist, die jene dem Blick unsichtbar macht: in beiden Fällen ist es jenes unfassbare „Man“, das an die Stelle lebendiger Menschlichkeit tritt und sich jedem persönlichen Zugreifen entzieht. Daß der Geist so aus dem Unabsehbaren an das Individuum herantastet, nicht vor seinen Augen emporquillt, das ist es, was ihn vor allem als eine unablenkbare Naturgewalt erscheinen läßt, der man wollend oder nichtwollend gehorchen muß. Dieser Eindruck

läßt den Gedanken gar nicht aufkommen, daß das Subjekt mitwirkend, mitverantwortlich an dem Zustandekommen dieses Geschehens beteiligt sei. Weitverbreitet ist das Gefühl einer eigentümlichen Machtlosigkeit, mit der der Mensch diejenigen Vorgänge, deren Träger die Kollektivwesenheiten sind, über sich ergehen läßt. Es äußert sich negativ in dem resignierten Verzicht auf jeden Versuch, auf die Bewegung des Gemeingeistes irgendwelchen Einfluß auszuüben. „Der Einzelne kann da nichts machen“ — das ist das nur allzuoft vernommene Bekenntnis solcher Schwäche. Seine positiven Wirkungen entfaltet das gleiche Gefühl in allen den Äußerungen und Handlungen der Individuen, die vollzogen werden ohne das leiseste Bewußtsein der Fernwirkungen, die der oben analysierte Strukturzusammenhang ihnen verleiht. Die Mehrzahl der Menschen, auch solcher, deren Handeln sonst vom Geist persönlicher Gewissenhaftigkeit zeugt, bemißt die Tragweite der geistigen Einwirkungen, die sie auf ihre Umgebung ausstrahlen läßt, auf Grund der mehr oder minder deutlichen Vorstellung, daß diese an den Grenzen dieser Umgebung wie durch eine nichtleitende Scheidewand abgeschnitten würden. Sie vergessen, daß in jeder dieser Lebensäußerungen eben die Bewegung jenes kollektiven Ganzen sich weiterzeugt.

Was diese Einschläferung des persönlichen Verantwortungsgefühls in ihren praktischen Wirkungen bedeutet, liegt klar zutage. Lebt der Einzelne einmal der Überzeugung, sein eigenes Verhalten sei ohne jeden Belang für den Gemeingeist, so ist dessen Gestaltung unberechenbaren Zufälligkeiten, launischer Willkür anheimgegeben. Es gibt keine Torheit, keine Leidenschaft, keine Verhetzung, die nicht von den Gemütern Besitz ergreifen könnte, wenn nirgendwo sich dem Treiben der Verantwortungslosen eine Kritik entgegenstellt, die von der Einsicht in die weitreichenden Ausstrahlungen all solchen Tuns getragen wäre. Gesamtmeinungen, Gesamtstimnungen, Gesamtleidenschaften, sie, deren schicksalsvolle Gewalt uns jeder Tags aufs neue enthüllt, woher gewinnen sie ihre verderbliche Macht, wenn nicht durch die unbekümmerte Willigkeit, mit der das Heer der Gedankenlosen der Flamme Nahrung gibt?

Darum ist es an der Zeit, daß das Ich von solcher Selbstentmündigung sich löse und von sich selbst Besitz ergreife. Unangreifbar ist der kollektive Prozeß nur für den, der an seine Macht glaubt; der Bann weicht, wenn der individuelle Wille sich auf sich selbst besinnt und die Kraft, die er jenem dienen hieß, zu tätiger Selbstbehauptung aufruft. Es gilt die Rede: „der Einzelne kann es nicht

machen“, den Einspruch entgegenzuhalten: nur der Einzelne macht es und muß es machen. In seiner Macht steht es, heute wie stets, in sich dem Strom des kollektiven Denkens freie Bahn zu geben oder aber Halt zu gebieten. Daß er aber dieser seiner Macht gewiß werde, dazu bedarf es doch eigentlich nur, daß er den Weg zu den Quellen seines inneren Lebens, den nie ganz verschütteten, zurückfinde. Wir alle, Kinder einer Epoche, die sich mit der gewichtigen kulturellen Hinterlassenschaft von Jahrtausenden trägt, wir wissen ja doch, daß unser Geist voll ist von Gedanken, die andere vor uns und für uns gedacht, von Gefühlen, die andere uns vorgefühlt, von Werten, die andere uns entdeckt haben; wir wissen, daß wir kaum einen Weg des Geistes beschreiten können, der nicht bereits gebahnt und begangen wäre — und doch, wenn wir uns recht unvoreingenommen als das betrachten, was wir sind, finden wir dann wirklich in uns nur einen Reflex und Nachhall erloschenen Lebens? Ist nicht dies alles so lebendig und eindringlich in seiner unmittelbaren Gegenwärtigkeit, so durchströmt von unserem eigenen Lebensblut, so ganz und gar eigentümlicher Teil von uns selbst, daß nur eine lebensfremde Reflexion es aus unserem Ich herauslösen und zum bloßen „Vergangenen“ mumifizieren kann? Wenn aber wirklich selbst die Last des kulturellen Erbes, das wir mit und in uns tragen, nicht imstande ist, uns das Recht selbst-eigener Art und persönlicher Prägung zu verkümmern, dann kann wahrlich nur eine verderbliche Selbstverblendung uns dazu vermögen, zaghaft uns selbst preiszugeben, wenn eine aus dem Augenblick geborene Welle kollektiver Geistigkeit über uns dahingeht und uns fortreißen möchte. Frei ist, wer sich frei weiß!

Die Erörterung scheut nicht eine gewisse Breite, weil sie an einer nicht nur aus theoretischen, sondern auch aus praktischen Gründen besonders wichtigen Stelle angelangt ist. Schwerlich hat je ein Volk die Undiszipliniertheit der kollektiven Meinungsbildung, den Wegfall der hier unbedingt erforderlichen Hemmungen und Kontrollen so bitterlich am eigenen Leibe zu büßen gehabt wie das deutsche während seiner Dauerkrisis. Die unsinnigen und verwirrenden Gerüchte, die törichten und phantastischen Wünsche, die Eingebungen der Leidenschaft und des Hasses — alles dies konnte doch nur dadurch zum Schicksal werden, daß es an so wenigen Stellen dem Widerstand persönlichen Verantwortungsbewußtseins begegnete. Nicht früh und gründlich genug kann deshalb der Blick für die Fernwirkungen im sozialen Gefüge und die in ihnen begründeten Verantwortungen geschärft werden. Unsere Gedankenreihe bietet hier dazu den Anlaß, weil eben hier die tatsächliche Wirkung solcher Ferneinflüsse aus dem Resultat, der Einheitlichkeit des Denkens und Fühlens in dem großen gesellschaftlichen Kreis, ohne weiteres abzulesen ist.

Der Unterricht wird zunächst die Kreise immer weiter ziehen, von der Klasse zur Schule, dann weiter etwa zu der gesamten Jugend des Orts, den lokalen Gruppen der Berufsstände, der Konfessionen und so fort bis etwa zur Gesamtheit der Bewohner der Stadt. Auf das eigentliche Problem führt dann die Frage: Mit wie vielen Einwohnern der Stadt kommt der Einzelne persönlich in Verbindung? Wie erklärt sich die weitgehende Übereinstimmung in einer Reihe von wesentlichen Zügen, die trotzdem die Gesamtheit der Bewohner verbindet? Taucht dann die unausbleibliche Antwort von dem gemeinsamen „Geist“, dem „Volkscharakter“ auf, so wird die Frage, von wo her denn dieser Gemeingeist sich in die Seelen ergieße, ersichtlich werden lassen, daß jener Begriff das Problem nicht klärt, sondern verdeckt. Dann lasse man den Schüler im Geist einmal den Kreis von Bewohnern der Stadt überblicken, zu dem er persönlich Beziehungen hat, und frage, ob nun dieser Kreis gegenüber der sonstigen Umgebung völlig abgeschlossen ist. Leicht erkennt er, daß jede der Personen dieses Kreises nun ihrerseits ebenfalls Mittelpunkt eines Kreises ist, der zum großen Teil außerhalb des ersten liegt usf. Das wird dann weiterhin anschaulich gemacht: jede Familie, jeder Freundeskreis, jede Klasse, jeder Verein ist ein Sammelbecken, in das die Glieder von allen Seiten her Nachrichten, Stimmungen, Urteile zusammenströmen lassen und von dem aus diese sich wieder nach allen Seiten ergießen. Jeder Mensch, mit dem wir in Verbindung treten, bringt uns nicht nur sich selbst entgegen, sondern auch das, was andere in ihn hineingetragen haben, empfängt von uns nicht nur unser Eigenes, sondern auch das, was andere uns gegeben haben. Es ist der extreme Fall denkbar, daß wir einem Menschen, den wir nie von Angesicht zu Angesicht gesehen haben, wie durch unterirdische Kanäle innerlicher verbunden sind, als anderen, denen wir täglich begegnen. So erscheint das Ich als Durchgangspunkt, in dem vielfache nach allen Seiten hin laufende Reihen von geistigen Wirkungszusammenhängen sich schneiden.

An diese Betrachtung schließt sich dann die Frage an, ob die landläufige Weise des Denkens, Redens und Handelns etwas von dem Bewußtsein verspüren läßt, daß jeder Einzelne mittätig, mitgestaltend diesem Zuge der Geister eingereiht ist. Belege dafür, daß das Gegenteil der Fall ist, bieten sich in unerwünschter Fülle.

Die Familie. Die zuletzt besprochenen Lebensvorgänge der Gruppe hatten uns zur Betrachtung von Gemeinschaften zurückgeführt, die ihrem Wesen nach zu den vorher behandelten in einem entscheidenden Gegensatz stehen. Diese hatten ihr Einigungsmoment in dem Zweck, dem sie dienten; sie entstanden aus bewußtem Willen, der um eines Zwecks willen, der nur in gemeinsamer Arbeit verwirklicht werden kann, den Verband schafft. Nun sieht aber das Individuum, bevor überhaupt sein Wille sich auf Verbandsbildung richten kann, sich in solche Gemeinschaften hineingestellt, die nicht geschaffen, sondern geworden sind, in die es nicht eintritt, sondern hineingeboren wird, natürliche, nicht zweckbestimmte Kreise, ihrem Prinzip nach das Gegenteil des Zweckverbandes. Die

erste und ursprünglichste dieser Gruppen ist die Familie. Sie bringt von vornherein das Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft in eine ganz besondere Form, und zwar nicht nur durch die Enge und Dauer des Zusammenlebens, sondern auch besonders durch den Zeitpunkt des Eintritts. Als Glied dieses ursprünglichsten aller Verbände beginnt der Mensch, fast möchte man sagen mit dem ersten Atemzuge sich zu betätigen. Tritt er in andere Gemeinschaften, mehr oder minder herangewachsen, mit einem bewußten Wollen ein, so nimmt diese ihn im Zustand einer zunächst noch widerstandslosen Passivität oder eines höchstens triebhaft unklaren Eigenwollens unter ihre Einwirkung. Deshalb zeigt die Familie das heranwachsende Individuum auf lange Zeit hin in der Stellung des nur oder vorzugsweise Nehmenden. Was dies bedeutet, wird erst dann völlig klar, wenn man erwägt, daß die Familie in dem weitaus größten Teil dessen, was sie an ihr junges Glied heranbringt, nicht bloß ihr eigenes Sondergut überträgt. Die Familie, die ihr junges Glied, nachdem sie ihm das physische Leben gegeben hat, nun auch in ihren seelischen Lebenszusammenhang einreicht, ist ja ihrerseits kein isoliertes Gemeinschaftsgebilde, sondern in ihr als Kreuzungspunkt laufen jene Verflechtungen zusammen, deren Ineinander das System der großen und größten Lebenseinheiten ausmacht. Wer in eine Familie hineingeboren wird, der wird — unter normalen Umständen — in eine menschliche Umwelt hineingeboren, in deren weiter und weiter sich ausdehnenden Kreisen die natürlichen Verbände des Stammes, des Volkes, des Kulturkreises mit besonderer Deutlichkeit hervortreten. Und was die Familie an Geistigem an ihr junges Glied heranbringt, das ist zum größten Teil als solches nicht ihrem eigenen Schoß entsprungen, sondern aus den Weiten jenes Gesamtlebens ihr selbst erst zugeströmt. Sie ist das Medium, durch welches hindurch jene umfassenden Verbände von dem jungen Erdenbürger Besitz ergreifen. Deshalb ist es die wesentliche gesellschaftliche Funktion der Familie, die heranwachsende Generation derartig zuzubereiten, daß sie, aus ihrem wärmenden Schoß entlassen, innerhalb jener großen Lebensverbindungen sofort ihren Platz in tätiger Mitarbeit einnehmen kann.

So sind die Jahre, die das Kind in der Familie verbringt, Jahre eines unaufhörlichen Lernens, das darum nicht minder umfassend und eindringlich ist, weil es als unbefangenes Ausleben und Spiel des Ernstes entbehrt, der im späteren Fortgang der Entwicklung allem Lernen anhaftet. Indem die durchgebildeten Formen und

Formeln des objektiven Geistes mit einer Seele zusammentreffen, deren Bildsamkeit noch nach keiner Seite hin in Beschlag genommen ist, vollzieht sich die Aufnahme so reibungslos und selbstverständlich, daß die Empfindung einer Kräfteanspannung gar nicht aufkommen kann. Dieser Tatbestand macht es verständlich, wenn Pädagogen alter und neuer Zeit die Seele ein „unbeschriebenes Blatt“ gewesen ist, das widerstandslos aufnehme, was Leben und Erziehungskunst ihm einzeichnen. Es ist derselbe Irrtum, der uns schon wiederholt entgegentrat, wo wir das Verhältnis von objektivem und subjektivem Geist betrachteten. „Passiv“ ist die jugendliche Seele, insofern sie die formulierten Sachgehalte des objektiven Geistes unverändert hinnimmt, aber in der Art, wie sie diese Inhalte innerlich erlebt, offenbart sie erstaunlich früh eine mit nichts vergleichbare Eigenart. Zeuge dessen ist der unerschöpfliche Gestaltenreichtum der kindlichen Phantasie, Zeuge die bunte Mannigfaltigkeit der Gefühlsbetonungen, die die kindliche Seele ihren Inhalten leiht und nach deren Maßgabe sie diese Inhalte verknüpft, beides Eigentümlichkeiten, die auch in der seelischen Verlebendigung des objektiven Geistes sich wirksam zur Geltung bringen.

Die Sprache. So führt also die Familie ihren jungen Sproß in bestimmte Lebensgewohnheiten, Denkweisen, Wertungen, Sitten, die ihr selbst aus der weiteren Umwelt zugeflossen sind, derart ein, daß sie ihm so fraglos wie ein Stück Naturwirklichkeit erscheinen. Weitaus die erste Stelle nimmt unter diesen geistigen Elementen ein Gebilde ein, das für alle Vorgänge im gesellschaftlichen Ganzen ein schlechthin allgegenwärtiges Lebenselement von unabsehbarer Wirkungskraft bedeutet: es ist die Sprache. Die Sprache ist eine Erscheinung, die alle Förderungen und Werte, alle Nöte und Spannungen des gesellschaftlichen Lebensprozesses wie mit der beredten Eindringlichkeit eines Symbols in sich verkörpert. Sie ist recht eigentlich das soziale Grundphänomen im menschlichen Geistesleben, objektiver Geist in reinster Gestalt.

Schon durch ihre Entstehung gibt sich die Sprache als das soziale Grundphänomen zu erkennen. Mögen die Hypothesen über ihren Ursprung noch so weit auseinandergehen, keine von ihnen kann die Tatsache zweifelhaft machen, daß das für ihre Entwicklung entscheidende Moment in der Verwendung gegeben war, die sie als Mittel wechselseitiger Verständigung fand. Sie ist entstanden und hat sich entwickelt nicht durch die schaffende Tat eines einzelnen oder einiger weniger erfinderischer Geister, sondern durch die ineinandergreifende Arbeit ungezählter Generationen; das treibende

Moment ihrer Fortentwicklung war das Bedürfnis, die Mannigfaltigkeit seelischer Inhalte durch einen immer vollkommeneren Ausdruck mittelbar zu machen.

Weil die Sprache so entstanden ist, darum lassen die Stadien, in denen die Sprachentwicklung fortschreitet, den Werdegang des objektiven Geistes in gedungenster Gestalt sichtbar werden. Wie wir sahen, erweitert und vertieft der objektive Geist seinen Bestand unaufhörlich dadurch, daß die individuelle Arbeit ihm immer neue Beiträge zuführt. Was aber ist es denn, was in erster Linie diese Folge unausgesetzter Vergegenständlichungen möglich macht? Es ist die Sprache, deren Formulierungen in ihrer Allgemeingültigkeit und Allgemeinverständlichkeit alle Schranken der Subjektivität aufzuheben gestatten. Dadurch wird sie zu einem Mittel der Gemeinschaftsbildung, hinter dem alle anderen an Bedeutung mit zunehmender Kulturentwicklung immer mehr in den Schatten treten, einem Mittel, das sich innerhalb der verschiedenartigsten Objektivationssysteme des menschlichen Lebens — Staat, Wirtschaft, Religion, Wissenschaft, Kunst usw. — als gleich unentbehrliches Medium der Verständigung und der Gemeinarbeit erweist. Wir haben uns absichtlich der Wendungen bedient, mit denen man durchweg das Verhältnis der Sprache zu den jeweils vorliegenden Sachgehalten, über die sich zu verständigen sie möglich macht, zu bezeichnen pflegt. Man sagt, sie gebe die „Form“ des Gedankens, sie bilde das „Mittel“ der Verständigung. Beide Wendungen sind, obwohl schwer entbehrlich, doch durchaus geeignet, den Sachverhalt zu verhüllen. Weil die Sprache sich Gegenständen von der verschiedenartigsten Beschaffenheit anpaßt, jedem Gedanken gleich willig sich fügt, erscheint sie nur zu leicht als bloßes „Mittel“ zu den weiter hinausliegenden sachlichen Zwecken, als bloße „Form“ für einen von ihr verschiedenen Gehalt. Aber die Begriffspaare Mittel-Zweck, Form-Inhalt gehören zu denjenigen, die eine in Wirklichkeit vorliegende Wechselbeziehung zweier sich bedingender Momente durch eine sachliche Scheidung getrennter Elemente ersetzen. Das Mittel ist an sich gleichgültig, inhaltlich bedeutungslos und durch ein anderes ersetzbar, sofern nur der Zweck realisiert wird; die Form ist ein dienendes Moment gegenüber dem Inhalt, von ihm grundverschieden und ablösbar. Beides aber trifft auf die Sprache nicht zu. Denn was die Sprache der Verständigung zur Verfügung stellt, das ist selbst schon Geist; ihre Worte sind fertige Begriffe, ihre Fügungen gedankliche Verknüpfungen. Mit diesem ihrem idealen Bedeutungsgehalt wächst sie in den konkreten Gedanken,

der gerade nach Ausdruck verlangt, hinein, ja, sie bildet selbst einen Teil der Kraft, die ihn so und nicht anders wachsen läßt; sie kann nur deshalb sich ihm so willig anschmiegen, weil er im Werden schon ihrer Weisung gehorchte. In jedem Denken und Sprechen denkt und spricht der objektive Geist zu gleichem Rechte mit — kurz, es ist eben dasselbe Wechselspiel der Kräfte, das uns immer wieder bemerklich wurde.

So bedeutet also die Sprache für die Gemeinschaft unendlich viel mehr als ein besonders wirksames Bindemittel: sie ist das Schatzhaus der Erfahrung, die die Gattung gesammelt hat, und der geprägten Wertungen, in denen sie zu dieser Erfahrung Stellung genommen hat. In sich pflanzt sie diesen Schatz von Generation zu Generation derart fort, daß jedes vollsinnige Glied der Gemeinschaft an ihm so selbstverständlich und unangefochten Teil hat wie an Sonnenlicht und Himmelsluft. Ja, sie läßt den Strom des Wissens nicht nur in direkter Berührung von Mensch zu Mensch weiterinnen, sondern, indem sie mit der Schrift sich verknüpft, setzt sie, ein endliches Symbol für die Unendlichkeit des Gruppengeistes, über alle Schranken von Raum und Zeit hinweg die Individuen in geistige Verbindung.

Aber weit über diese bedeutungsvolle Leistung hinaus ist es auch die ihr eigentümliche Art von Existenz, die in ihr den Begriff des objektiven Geistes erst zu vollständiger Erfüllung kommen läßt. Die Formen, in denen wir diesen bisher betrachteten, ließen doch die Bezeichnung „objektiv“ nur mit gewissen Einschränkungen zu Recht bestehen. Allerdings erscheint ja der Geist der Gemeinschaft dem Einzelnen, der sich in seinem Banne weiß, als etwas Überpersönliches und darum Objektives, aber dessenungeachtet existieren doch all die Meinungen und Stimmungen, Denkweisen und Wertungen, die seinen Inhalt bilden, nicht anders als in der bunten Mannigfaltigkeit konkreter Ausprägungen, die ihnen die Individuen geben. Jeder Versuch, seinen Inhalt als einen einheitlichen und umgrenzten allgemeingültig festzulegen, erweist sich der Fülle des wirklichen Lebens gegenüber als eine Vergewaltigung und Verkümmern, weil der reine Sachgehalt, der alsdann im günstigsten Falle übrigbleibt, eine bloße Abstraktion darstellt. Hier dagegen ist die Sachlage eine durchaus andere. Denn mit der Sprache verbleibt ja der objektive Geist nicht in der Innerlichkeit des subjektiven Seelenlebens: indem er als Laut dem Ohr, als Schrift dem Auge sich darstellt, gibt er sich einen Körper, eine objektiv feststellbare, gegenständliche und beharrnde Form. Darum

ist die Sprache die primäre Form der Versinnlichung des objektiven Geistes, der gegenüber alle Kundgebungen der besonderen seelischen Inhalte, als durch sie erst ermöglicht, einen abgeleiteten Charakter tragen. Erwies sich in jenen anderen Fällen die Formulierung als unzulänglich, so ist hier der objektive Geist selbst schon fertige, sinnlich wahrnehmbare und unzweideutige Form. Damit tritt er aber nun jedem Gliede der Gemeinschaft als etwas Festes, Klarumrissenes, das es fertig vorfindet, gegenüber. Und dieser Charakter von Objektivität erstreckt sich über die Festlegung des sinnlichen Elementes weit hinaus. Denn es waltet in der Art, wie diese sinnlich-sinnhaften Elemente abgewandelt, zusammengestellt und verbunden werden, ein strenges und unverbrüchliches Gesetz, das von dem sprechenden Individuum Unterwerfung fordert und jeder subjektiven Willkür Schranken setzt. Im Sprechen legt die Trennung von „Richtig“ und „Falsch“ mit unzweideutiger Klarheit die Grenze fest, die den objektiven Geist der Sprache von aller subjektiven Sprachwillkür scheidet.

Je mehr wir aber in einem der wichtigsten, wenn nicht dem wichtigsten Gebilde, das das Leben der Gesellschaft hervorbringt, eine immer, unbedingt und objektiv gültige Gesetzlichkeit erkennen, um so mehr scheint der leitende Gedanke, der sich aus unserer bisherigen Betrachtung der sozialen Probleme ergab und zunächst auch durch das Sprachleben bestätigt zu werden schien, nun doch schließlich in Frage gestellt zu werden: denn welchen Raum läßt diese Objektivität für jene Selbsttätigkeit des Individuums, in der wir immer wieder ein unablässbares Moment jedes sozialen Prozesses erblicken mußten? An dem sozialen Phänomen der Sprache hat in der Tat diese Auffassung der gesellschaftlichen Vorgänge ihre ernsthafteste Probe zu bestehen. Wenn es sich erweist, daß selbst die strenge Gesetzlichkeit, die die objektiven Gebilde der Sprache bindet, dem individuellen Moment keinen Abbruch tut, sondern seine innere Aktivität in Bewegung setzt, seine Mannigfaltigkeit gerade recht zur Bewährung kommen läßt — dann dürfen wir in dieser Tatsache ein entscheidendes Zeugnis zugunsten der entwickelten Auffassung finden. Nun wird zunächst durch die alltäglichsten Erscheinungen sprachlichen Lebens bewiesen, daß auch bei der gewissenhaftesten Einhaltung aller sprachlichen Regelmäßigkeiten die menschliche Individualität in einer bestimmten Art zu sprechen, in der Wahl der Worte, der Formung der Sätze in Erscheinung treten kann. Und wenn wir gar aus den Niederungen der Alltäglichkeit hinaufsteigen auf die Höhen der Geisteskultur, zu den

Schöpfungen der großen Sprachmeister und Sprachbildner, dann wird jeder Zweifel daran verstummen, ob die Sprache das Innerste, Persönlichste der menschlichen Seele zu Worte kommen lasse oder aber in einem starren Formalismus ersticke. Aber alle Zeugnisse derart vermögen doch zunächst nur dies eine zu belegen, daß die objektive Gesetzlichkeit der Sprache die Offenbarung der Individualität, die ihrer sich bedient, nicht beschränkt oder unmöglich macht, daß sie sich vielmehr ihr schmiegsam zu fügen weiß. Aber diese Feststellung würde doch zu wenig besagen: die Sprache fördert ganz unmittelbar die Selbstdarstellung persönlichen Lebens. Wir bekämpften schon oben die irrige Meinung, daß die Sprache einem Gewande gleich um einen bereits fertigen seelischen Gehalt gleichsam herumgelegt werde, daß sie nur dazu da sei, ein in sich Abgeschlossenes in die sichtbare Welt hinüberzuführen. Was zeigt sorgfältige Analyse? Der Gedanke, das Gefühl, die nach Ausdruck verlangen, sind, zumal wenn es sich um umfangreichere geistige Prozesse handelt, nicht von vornherein in einer wortlosen Form als abgeschlossene Gebilde vorhanden, vielmehr bilden in dem zunächst unklaren Wogen der Empfindungen, dem schattenhaften Aufdämmern der Gedanken Worte die ersten festen Bestandteile, an denen der Prozeß der Gestaltung Ansatzpunkte findet. Das Seelische, das als solches sich nur als eine unendliche Bewegtheit darstellt, muß irgendein Umgrenztes und Faßbares, irgendeine beharrende Gegenständlichkeit finden, an die die Selbstgestaltung sich halten, auf der sie aufbauen kann, und diese Gegenständlichkeit findet sie eben an der Sprache, die auf der einen Seite als ein aus dem Geist Entsprungenes diesem inneren Leben noch nahe genug steht, um mit ihm neue Verbindungen einzugehen, und auf der anderen Seite doch vermöge ihrer Objektivität der Seele als ein Äußeres und Beharrendes gegenübertritt. Wie aber hat die Sprache diesen Charakter von Gegenständlichkeit gewonnen? Durch ihre ursprüngliche Bestimmung, die Kundgebung zu ermöglichen, und die darin begründete Notwendigkeit, sich einen Körper zu geben. Indem sie aber, dieser Bestimmung zu dienen, dem Seelischen Dauerform verlieh, gab sie dem Geist das Mittel, nicht nur dem anderen sich kundzutun, sondern auch sich selbst aus der Formlosigkeit zur Klarheit durchzuringen. Und so sehen wir hier das seltsame Schauspiel, daß ein Mittel im Haushalt des Geistes, ursprünglich bestimmt, äußere Brücken zwischen den Vielen zu schlagen, schließlich der weltverlorenen Einsamkeit des Denkers und Dichters die Zauberformeln leiht, die Geister zu bannen. Wenn

irgendwo jenes einzige Gegenspiel des Gemeinsamen und des Besonderen, jenes Ineinanderwirken des scheinbar Gegensätzlichen greifbare Form gewinnt, dann doch hier, wo das Gemeinsame in seiner starren Gesetzmäßigkeit sich aller Fügsamkeit gegen das Besondere zu entschlagen, das Besondere kraft der ewigen Einzigkeit alles wahrhaft Schöpferischen jede Teilnahme am Gemeinsamen abzuweisen scheint und doch schließlich aus der höchsten Spannung und Gegensätzlichkeit die einzige reine Harmonie im Menschlichen, das geniale Werk, hervorgeht. Freilich, daß es eine Gegensätzlichkeit ist, die ihm zugrunde liegt, das zu erfahren bleibt auch der Gipfelercheinung des Genies nicht erspart. Denn die Harmonie des genialen Werks ist aus Kampf geboren auch in dem, was die Sprache ihr, sie der Sprache gibt: das lehrt immer von neuem die Erfahrung, die gerade denen am schmerzlichsten aufgegangen ist, die der Sprache ins Herz geschaut haben. Weil das Leben der Seele unendlicher Gestaltenreichtum ist, die Sprache aber einen endlichen Bestand fest umgrenzter Formen zur Verfügung stellt, kann es gar nicht anders sein, als daß nur allzuoft das noch nie Gesagte vergeblich nach dem Wort tastet, das ihm Genüge tut. „Spricht die Seele, so spricht, ach, schon die Seele nicht mehr.“ Es ist derselbe Zwiespalt zwischen fester Form und bewegtem Leben, der auch Satzung und Leben nicht zu vollkommener Versöhnung kommen läßt.

So ist alles Streben des Geistes ebensowohl ein Emporringen mit und an der Sprache wie ein Ankämpfen gegen sie — ein Abbild der zwiespältigen Einträchtigkeit, in der Individuum und Gemeinschaft allezeit leben. Auf diese Wahlstatt des Geistes führt die Familie ihr junges Glied, wenn sie es, ohne sonderliches Bemühen auf beiden Seiten, in unbekümmertem Ausleben ihres naturgegebenen Zusammenhangs, an dem Leben der Sprache teilnehmen lehrt. Nur selten wird es voll gewürdigt, welch bedeutsames Stück Arbeit am eigenen Ich das Kind bereits hinter sich hat, wenn es des Gebrauchs der Sprache fähig ist.

Was die Familie als Urzelle des gesellschaftlichen Körpers für das Leben des Individuums bedeutet, das wird zumeist richtig gewürdigt, soweit es sich um die „Erziehung“ im engeren Sinne handelt; dagegen werden wenige Fragen an die Schüler erkennen lassen, wie durchweg der Anteil weit unterschätzt wird, den sie an der Bildung der gesamten geistigen Struktur des Menschen in seinem Denken, Fühlen, Werten hat. Weil die ersten Lebensjahre nur Spiel sind, der Erwachsene aber in der strengen Arbeit die Ringschule der geistigen Kraft zu sehen gewohnt ist, verkennt er leicht, daß jene Jahre des zweckfreien Spiels doch für

die Formung der Geistigkeit, schon quantitativ genommen, unendlich wichtig sind, weil die Familie dem werdenden Geist — nicht in bewußtem Wollen, sondern in natürlichem Ausleben ihres Zusammenhangs — den Grundbestand des geistigen Besitzes der Gattung übermittelt.

Wenn man bedenkt, daß es keine Schulform gibt, in der nicht die Sprache, sei es nur die eigene, sei es auch die fremde, einen zentralen Bildungsgegenstand darstellte, so muß es wundernehmen, daß man so selten daran gedacht hat, geschweige denn in der Praxis darangegangen ist, über die Behandlung der besonderen Spracherscheinungen hinaus zu den allgemeinen kulturphilosophischen Tatbeständen vorzudringen, die das Phänomen der Sprache in unvergleichlicher Deutlichkeit zur Darstellung bringt. In dieser Beziehung ist das sprachphilosophische Gut, das auf den Bahnen eines Herder, eines W. v. Humboldt erarbeitet worden ist, noch keineswegs für die Bildungsarbeit fruchtbar gemacht. Solches geschieht natürlich nur dann, wenn man sich nicht damit begnügt, die Sprache als isoliertes Kulturgebilde zu analysieren, sondern sie in den Zusammenhang hineinstellt, der sie mit dem Ganzen des Kulturprozesses verbindet. Dabei wird es sich empfehlen, den Blick des Schülers auf sein eigenes, zunächst naiv gewordenes und entwickeltes Spracherleben zu lenken. Vor allem muß er von der landläufigen Vorstellung befreit werden, daß die Sprache nicht mehr sei als ein zweckmäßiges Mittel gegenseitiger Verständigung, eine Summe von verabredeten Bezeichnungen für alle denkbaren Gegenstände und Beziehungen der Wirklichkeit, deren Wert eben nur in der Anweisung auf die durch sie symbolisierte Wirklichkeit, nicht in ihr selbst ruhe. Er muß erkennen lernen, daß sie ein wohlgeordnetes System von Begriffen und Gedankenzusammenhängen ist, mit dem die Gattung in der Arbeit von Jahrtausenden den ihr vorliegenden Befund an Lebensinhalten überbaut hat, nicht ein bloßer Abdruck der Wirklichkeit, sondern die Schöpfung gestaltender, sammelnder, ordnender, beherrschender Geisteskräfte der Gemeinschaft.

Daß die sprachlichen Ausdrucksmittel manchmal keine vollkommen deckende Wiedergabe des lebendigen seelischen Inhalts, der nach Formung ringt, gestatten, das ist eine Einsicht, für die Schüler von feinerem Sprachempfinden nicht unzugänglich sind. Daß andererseits der Gesetzescharakter der Sprache den Reichtum individueller Abtönung nicht nur nicht ausschließt, sondern gerade ermöglicht und fördert, das wird zunächst ein Hinweis auf die Mannigfaltigkeit der Sprech- und Schreibweise, wie sie schon in der Schule zutage tritt, deutlich machen. Selbstbeobachtung lehrt dann weiter den Schüler erkennen, wie die in seinem Innern aufkeimenden Gedanken dadurch zur Klarheit und bewußten Erfassung sich emporheben, daß sie sich in die bereitliegenden Formen der Sprache ergießen. Wie vollends eine starke und inhaltreiche Subjektivität sich den Geist der Sprache dienstbar machen kann, lehren ihn dann die Schöpfungen unserer großen nationalen Sprachbildner.

Die eigentümlich doppelseitige, zwiespältige Erscheinung, daß der objektive Geist einerseits dem Individuum wie ein fertiges, abgeschlossenes Gebilde, dem es sich fügt, gegenüber steht und nun doch von ihm in seine Subjektivität hineingezogen, eingeschmolzen wird, ist für den erkennenden Geist vor allem deshalb so schwer zu durchschauen, weil

beide Seiten der Erscheinung meist nebeneinander, ja ineinander auftreten. Sie zu erfassen, ist ihm dann erleichtert, wenn beide Seiten des Vorgangs nacheinander in den Vordergrund treten. Gerade in den Wechselbeziehungen des jugendlichen Geistes und der Sprache ist dies der Fall. Solange er als Kind sie lernt und anwendet, ist sie ihm einfach ein Stück fraglos und unbewußt aufgenommenes, naiv betätigtes Leben; ihr Gebrauch ist ihm so selbstverständlich wie etwa der seiner Sinnesorgane: hier wird die Sprache als subjektiver Inhalt der Seele empfunden. Das ändert sich, sobald die Schule ihn in die sprachliche Zucht nimmt: hier tritt sie ihm als ein System gebietender Normen und Regeln gegenüber; was in ihm war, tritt aus ihm heraus, verlangt als objektive Macht seine Unterwerfung. Es ist überaus naheliegend, an diesem Stück menschlicher Entwicklung, das jeder Schüler bereits hinter sich hat, das eigentümliche Wechselverhältnis der Persönlichkeit und des objektiven geistigen Besitzes, den sie vorfindet, anschaulich zu machen. Die Anschauung wird sich vertiefen, wenn dann weiterhin zum Bewußtsein gebracht wird, daß alles spätere Lernen gerade die umgekehrte Entwicklung zeigt: erst tritt das zu Erlernende dem Geist als Begriff, Aufgabe, Regel gegenüber, um in allmählicher Aneignung in die Subjektivität hereingezogen zu werden. Die fremde Sprache z. B. muß erst äußerlich gelernt werden, um schließlich von innen her erlebt werden zu können.

Ist der Begriff des objektiven Geistes in der Betrachtung der Sprache zu größerer Klarheit gediehen, so kann er schließlich dem Schüler noch einmal in der anschaulichen Verkörperung vor Augen gestellt werden, die ihm sein tägliches Handwerkszeug liefert: das Buch. Man frage ihn nach dessen Ursprung und Wirkung, und er erkennt: sein Inhalt war ursprünglich als Gedankenkomplex in einer subjektiven Seele. Indem dieser sprachliche Form annahm, niedergeschrieben wurde, gedruckt wurde und in alle Welt hinauswanderte, löste er sich vollkommen von der Person seines Urhebers — der dem Leser oft durchaus gleichgültig oder ganz unbekannt ist — er hält, alle Schranken von Raum und Zeit überwindend, in eine unbegrenzte Zahl von empfangenden Seelen seinen Einzug, um dort nun wieder mit deren Subjektivität verschmolzen zu werden. Was diese Möglichkeit für den geistigen Zusammenschluß der Volksgemeinschaft im Nebeneinander und Nacheinander bedeutet, zeigen solche Bücher, die ein wirkliches Gemeingut des Volksganzen bilden. Daß aber der subjektive Geist, auch wenn ihm das machtvollste literarische Gebilde entgegentritt, nicht zu einem rein passiven Hinnehmen verurteilt ist, zeigt sich darin, wie verschiedenartig die Individualitäten sich einem solchen gegenüber verhalten — keineswegs nur im Sinne eines höheren oder geringeren Maßes von Verständnis, sondern einer völlig verschiedenartigen persönlichen Auffassung des gleichen Inhalts (z. B. die wechselnden Auffassungen bestimmter Dichtungen, religiöser Lehren, philosophischer Theorien usw.).

Das Volk. Indem das Kind durch die Geburt in die Familie eintritt, wird es gleichzeitig Glied in einer Reihe von Gemeinschaften, die es wie mit konzentrischen Kreisen einschließen. Aus ihnen allen strömt etwas in den objektiven Geist ein, der die heranwachsende

Seele in seinen Bann zieht. Ortsbräuche und -denkweisen, Stammeseigentümlichkeiten, Volkssitten, Kulturgehalte u.dgl. — alles Derartige hat seinen bestimmten Kreis, dem es nach Entstehung und Geltung zugeordnet ist. Die überragende Stellung, die innerhalb dieses Gesamtbestandes an geistigen Objektivationen gerade der Sprache zukommt, macht es begreiflich, daß unter diesen natürlichen Verbänden derjenige durchaus in den Vordergrund tritt, dessen Umfang in der Regel mit dem Geltungsbereich der Sprache zusammenfällt, ja, der zumeist eben in der Sprache sein sinnfälligstes Einigungsmoment besitzt: das Volk. Das Volk ist unter den urwüchsigen Lebensgemeinschaften diejenige, welche die von uns bisher besprochenen Beziehungsformen in den riesenhaftesten Ausmaßen und gleichzeitig in einer naturhaften Großartigkeit der Gestaltung zur Anschauung bringt. Die innere Einheit, welche diese Millionen und Abermillionen durch die Jahrhunderte hindurch verknüpft, hat — wenigstens unter normalen Umständen — ihre festeste Grundlage in dem Beharren des Bodens, der ihre Schicksale trägt. Geschlechter kommen und gehen, aber das gleiche Stück Erde ist der Schauplatz ihrer Freuden und Leiden, und mit der Liebe, die jeder einzelne der Heimaterde entgegenbringt, umfängt er gleichzeitig auch die endlose Gemeinde der Berühmten und Namenlosen, die ihm mit diesem Boden zugleich die Grundlagen seines geistigen Seins vererbt hat. Auf diesem Boden gehen in millionenfacher Durchkreuzung die Verbindungen hin und her, die die gleichzeitig lebenden Volksgenossen zu einer Gemeinschaft von unvergleichlicher Festigkeit, Zähigkeit und Elastizität verweben — Verbindungen, wie sie sich am greifbarsten in Gestalt der zahllosen organisierten Verbände politischer, sozialer, wirtschaftlicher, geistiger Art verkörpern.

Man kann die Einheit des Geistes, die sich vermöge dieser Verknüpfungen herstellt, als Gleichartigkeit des Denkens und Fühlens charakterisieren. Doch ist mit dieser Wendung der hier obwaltende Zusammenhang nur von einer Seite her erfaßt. Ergänzend muß folgende Betrachtung hinzutreten.

Zu einer Einheit wird eine Vielheit von Elementen auch dadurch, daß sie, jedes an sich unvollkommen und der Ergänzung bedürftig, sich zu einem vollkommenen, sich selbst genügenden Ganzen zusammenfügen. Da in diesem Falle jedes einzelne Element auf jedes andere angewiesen ist, wird das einheitliche Zusammenwirken durch die Sache ohne weiteres hergestellt. Daß die Einheit eines Volkes auch in Beziehungen solcher Art gegründet ist, das macht zunächst

einmal die Teilung seiner wirtschaftlichen Arbeit ohne weiteres ersichtlich. Unbeschadet aller etwa über die Grenzen der Volkseinheit hinausführenden wirtschaftlichen Kooperation bleibt die wechselseitige Abhängigkeit, in die zunächst einmal die Volksgenossen durch die Notwendigkeiten der wirtschaftlichen Existenz gesetzt werden, eine der wirksamsten Bindungen des gemeinsamen Lebens. Nur schwer macht der Einzelne sich völlig klar, wie zahllos die Volksgenossen sind, deren Betätigung für ihn völlig unentbehrlich ist, damit er unter den ihm geläufigen Bedingungen materiellen Daseins existieren kann. Wollte man in einer graphischen Darstellung ähnlich, wie es oben angenommen wurde, alle die Verbindungslinien ziehen, die diese Abhängigkeiten wiedergäben, es würde ein nicht minder undurchschaubares Gewirr von Fäden entstehen. Nun ist aber das ergänzende Zusammenwirken der wirtschaftlichen Tätigkeiten nur die augenfälligste Darstellung eines Verhältnisses, das sich in entsprechenden Abwandlungen bis in alle Bezirke der geistigen Existenz hinein fortsetzt. Auch der geistige Gehalt, den das Leben eines Volkes in sich schließt, entfaltet sich nach den verschiedenen Richtungen des kulturellen Kosmos hin nur durch eine Teilung und ein vielfältiges Ineinandergreifen der produktiven Kräfte. Gemeinsamkeit des Wesens bei gleichzeitiger Besonderung des Wirkens, vielfältige Begegnung und Durchkreuzung des äußerlich Geschiedenen sind nicht weniger kennzeichnend für diese Schaffenssphäre.

Auch in der zeitlichen Folge wiederholt das Leben des Volkes in riesenhaft vergrößertem Maßstabe den Vorgang des allmählichen Austauschs der Glieder, den uns die kleine Gruppe anschaulich machte. Nur daß das Volk vor jener noch einen nicht nur quantitativen Vorzug voraus hat. In den Verbänden, die der Wille der Glieder bildet und weiterführt, geht der Wechsel ohne innere Regel, nach subjektiver Willkür und manchmal sprunghaft vor sich. Im Leben des Volkes vollzieht er sich, soweit nicht Kriege, Epidemien, Naturereignisse ihn durchbrechen, nach dem unwandelbaren Rhythmus des Werdens und Vergehens. Weil in jedem Zeitpunkt diejenigen, die der Tod abrufft, das Leben einführt, zu den noch oder schon die Gemeinschaft bildenden Elementen in einem sich gleichbleibenden Zahlenverhältnis stehen, gewinnt der Vorgang, der die Elemente des Volksganzen auswechselt, das ewige Gleichmaß, die beharrliche Stetigkeit, die den Prozessen des Naturlebens eigentümlich ist. Der Vergleich mit dem seine Stoffatome gleichmäßig erneuernden Organismus scheint hier erst zu

vollem Recht zu kommen. Nicht umsonst hat jede „organische“ Gesellschaftstheorie an dem Naturgebilde des Volks, an dieser Riesengemeinschaft des Blutes und des Geistes, ihr dankbarstes Objekt und ihre vermeintlich unwiderlegliche Bestätigung gefunden.

Wir erkennen also, daß der Einzelne als Glied der Volksgemeinschaft in einen in Zeit und Raum ins Riesenhafte sich erstreckenden Lebensprozeß eingereiht ist, der in seiner vollen Ausdehnung und seinem sachlichen Zusammenhang im Nebeneinander und Nacheinander unabsehbar weit über den persönlichen Blickbereich hinausgreift. Voraussetzungen und Grundlagen, von denen dieser Zusammenhang in jedem Punkt seiner zeitlichen und räumlichen Erstreckung ausgeht, die Teilvorgänge, die er ineinanderspielen läßt, die Ziele, denen er zustrebt — dies alles fällt nicht in den Horizont des Einzelbewußtseins. Oben wurden die Bedingungen festgestellt, von denen das Kräfteverhältnis zwischen dem Lebensganzen des Verbandes und dem ihm gegenüber tretenden Einzelnen abhängt. Auf Volk und Individuum angewandt zeigen sie das letztere in einer Stellung, in der seinem subjektiven Belieben auf allen Seiten das mächtige, unwiderstehliche Gebot der Gattung entgegentritt. Wie sehr es seinem Leben die Richtung gibt, das pflegt dem Einzelnen nur deshalb nicht zum Bewußtsein zu kommen, weil der weitaus größte Teil dessen, was als Erbe der Gattung von Jugend auf von seinem Denken, Fühlen und Wollen Besitz ergreift, ihm als selbstverständliche Voraussetzung alles Lebens schon insofern erscheint, als alle Volksgenossen es mit ihm teilen und genau so ansehen.

So stellt sich der objektive Geist des Volkes als eine Lebensmacht dar, die ihrer tatsächlichen Wirkung nach die Freiheit der individuellen Seele ähnlich auszuschließen scheint, wie dies in formaler Strenge seitens der geschriebenen Satzung geschieht: damit wäre dann das Individuum zum bloßen Vollstrecker des überindividuellen Gattungsgebots entselbstet. Und doch behält auch in diesem Zusammenhang das oben Ermittelte seine Geltung: so wenig das Leben des Individuums ein rein individuelles ist, so wenig ist das Leben der Gattung ein rein überindividuelles. Indem der Geist des Volkes sich der Einzelseele bemächtigt, findet er nicht eine unbeschriebene Tafel vor, die widerstandslos aufnahme, was er in sie eingräbt. Dies eben ist das wunderbare Urgeheimnis der Individualität, daß auch der stärkste Gemeinschaftsgeist selbst die schwächste Seele nie so ganz und gar bemeistert, daß er nicht auch in ihr in eine persönliche, nur dies eine

Mal vorhandene Form gezwungen würde. In jeder der Millionen von Einzelseelen, in denen das Volk lebt, beginnt die ewige Abrechnung zwischen Gattung und Einzelwesen von neuem und in anderer Form. So lebt wie der Einzelne im Ganzen so das Ganze im Einzelnen.

Daß dem so ist, kann freilich die Geschichte, wenn sie uns von den Schicksalen des Volkes erzählt, nicht ersichtlich werden lassen. Keine Überlieferung registriert das gestern, heute, ewig sich Erneuernde. Darum kann die Geschichte nicht von jedem reden — und doch kann sie auch wiederum nicht von jedem schweigen. Sie muß, will sie das Gewesene wieder lebendig machen, die beiden Seiten, in die für unser Erkennen historisches Leben sich zerlegt, die Freiheit individueller Prägung und die Gebundenheit des Gattungscharakters, derart scheiden, daß sie beide ganz und ungeteilt je einem besonderen Träger zuweist: so läßt sie den geschichtlichen Helden und die Masse auseinandertreten. Sie läßt ihren Helden in hellster Beleuchtung, mit scharfen Umrissen von einem in sich völlig unterschiedslosen Hintergrund sich abheben. Aber damit ordnet sie nur das Gegebene derart an, wie die Formen des Erkennens es verlangen, sie gibt nicht den erschöpfenden Ausdruck der Wirklichkeit. Was die Geschichte so scharf voneinander absetzt, das läßt das Leben in vielfachen Zwischenstufen ineinander übergehen. In unendlich mannigfachem Mischungsverhältnis verteilt es beide Elemente auf beide Seiten. Keinen der Großen entläßt es völlig aus dem Bannkreis der Gattung, keinem der Namenlosen versagt es gänzlich individuelle Sonderart. Beide dienen im steten Ausgleich des Besonderen und des Allgemeinen der gleichen Bestimmung; sie walten desselben gemeinsamen Gutes, für dessen Bestand und Mehrung zwar von jenen keiner ersetzlich, doch auch von diesen keiner entbehrlich ist. So wird der Geist des Volkes, wie er von keinem geschaffen wird, von jedem geschaffen.

Der reale Zusammenhang, der das Volk eint, ist in seiner Struktur durch die Darlegungen auf S. 88 bereits erklärt. Hier gilt es nur noch, die zeitlichen und räumlichen Maße des Volksverbandes in Betracht zu ziehen und daraus die Folgerungen für das Stärkeverhältnis zwischen objektivem und subjektivem Geist abzuleiten sowie die Inhalte aufzuweisen, in denen jener dem Einzelnen gegenübertritt. Hierbei bildet die Arbeitsteilung mit ihren soziologischen Wirkungen eine anschauliche Grundlage. Der Schüler wird veranlaßt, sich die Frage vorzulegen, wie vieler Menschen Hand und Kopf tätig sein müssen, damit er seine Mahlzeit einnehmen, seinen Rock tragen, auf seinem Stuhl sitzen, in seinem Hause wohnen, Eisenbahn und Schiff benutzen könne usw. Ist ihm dann klar geworden, daß seine Existenz in ihren materiellen

Bedingungen von unzähligen Voraussetzungen abhängig ist, auf die er selbst keinen Einfluß hat, ja die er nicht entfernt in ihrer endlosen Erstreckung nach rückwärts hin verfolgen kann, dann ahnt er etwas von dem unabsehbaren Geflecht von Fäden, die allein in seiner Person, der einen Zelle des gesellschaftlichen Körpers, zusammenlaufen. Denkt er sich dieses Geflecht entsprechend der Zahl seiner Volksgenossen millionenfach vervielfältigt, so bekommt er eine Vorstellung von dem riesenhaften Zusammenhang der wirtschaftlichen Arbeit eines Volkes. (Daß dieser Zusammenhang noch über dessen Grenze hinausgreift, ist hier nur zu streifen.) Dann wird die Frage angeschlossen, ob Ähnliches auch in geistiger Beziehung der Fall ist. Er wird sie, wenn ihm die oben behandelten indirekten Fernwirkungen klar geworden sind, ohne weiteres bejahen. Dann ist aber die Frage anzuschließen, ob nicht dieser geistige Wirkungszusammenhang noch in einem ganz anderen und tieferen Sinne die Menschen vereinheitlicht, als jener wirtschaftliche. Man lasse ihn das Produkt der wirtschaftlichen Arbeit einerseits, des geistigen Wirkungszusammenhangs andererseits in seinem Weiterwandern von Station zu Station vergleichen. Er wird, richtig gelenkt, bemerken: dort geht ein äußerliches Objekt von Hand zu Hand, hier ein seelischer Inhalt des ersten Produzenten; während dort das Objekt jeweils nur im Besitz eines einzigen aus der Reihe der Produzenten sein kann, bleibt es hier in seinem Fortwandern im Besitz sowohl des Urhebers als auch jeglichen Trägers des Zusammenhangs: der geistige Inhalt des Urhebers vervielfältigt sich entsprechend der Zahl der Individuen, die ihn übernehmen, und schließt in seinem Fortwandern diese alle innerlich enger zusammen. Nun ist aber jegliches Individuum, wie es schaffend oder empfangend gleichzeitig einer ganzen Reihe von materiellen Arbeitsprozessen als Glied eingefügt ist, so auch geistig der Durchgangspunkt für eine Mehrzahl von Wirkungszusammenhängen. Wirtschaftliche Interessen, politische Wünsche, wissenschaftliche Bestrebungen, künstlerische Tendenzen, religiöse Entwicklungen — sie alle treffen in den mannigfachsten Kombinationen in den Einzelseelen zusammen und werden durch diese in eine lebendige Verbindung gebracht, die für jede von ihnen von Bedeutung ist. Weil die inhaltlichen Reihen, in die der Betrachtung sich die Entwicklung eines Volkes zerlegt, keineswegs in mechanischer Abtrennung verlaufen, sondern innerhalb der individuellen Träger die mannigfachsten Verbindungen eingehen, so müssen die Ergebnisse dieser Reihen trotz aller sachlichen Verschiedenheit in ihrem Wesen so verwandt, in ihrer Grundrichtung so gleichartig sein, daß sie eben als Schöpfungen und Ausprägungen eines einzigen Produzenten, des Volksgeistes, erscheinen. Aus welcher realen Grundlage diese Einheitlichkeit erwächst, das muß wiederum die Betrachtung des eigenen Ich lehren. Man lasse den Schüler sich die Frage vorlegen, auf welche sachlichen Gebiete die Inhalte, die er in seinem Geiste vorfindet, sich verteilen; dann wird er in sich wissenschaftliche Erkenntnisse, religiöse Gefühle, materielle Wünsche und Interessen, künstlerische Neigungen usw. feststellen und auseinanderlegen. Durch jeden dieser Inhalte steht er auf der einen Seite im Zusammenhang einer der großen sachlich bestimmten Entwicklungsreihen des Volkslebens. Andererseits aber ist ihm zum Bewußtsein zu bringen, daß diese Inhalte in ihm nicht mechanisch addiert,

äußerlich nebeneinander liegen, sondern durch seine individuelle Persönlichkeit zusammengefaßt, einheitlich gefärbt, einander angenähert werden. Worauf beruht also die Wesensverwandtschaft, die die Schöpfungen des Volksgeistes verbindet? Auf ihrem Ausgleich innerhalb der individuellen Seelen, die diese Schöpfungen erzeugen, wahren und wandeln.

Hier ist nun auch die Stelle für eine Betrachtung, die, in engstem Zusammenhang mit der auf S. 29 entwickelten, gewisse Einseitigkeiten zu berichtigen bestimmt ist, von denen das Erkenntnisbild der Geschichte sich vermöge seiner logischen Struktur nicht frei halten kann. Nur sie vermag dem vorzubeugen, daß auf dem Umwege über die Geschichtsbetrachtung jene irrthümlichen Vorstellungen vom Aufbau des gesellschaftlichen Ganzen sich des Geistes bemächtigen, die das Bewußtsein von der persönlichen Verantwortlichkeit jedes Einzelnen so verhängnisvoll abschwächen.

Folgende Fragen führen auf den rechten Weg: Wird das Leben von uns — d. h. dem Kreis der Namenlosen, die lehrend und lernend vereinigt sind — Gegenstand geschichtlicher Erinnerung sein? Ist diese Frage verneint, so ergibt sich zweitens: ist sein Inhalt darum unhistorisch? Der Schüler ist leicht zu der Einsicht geführt, daß vor allem jeder, der politisch mithandelt, einen Teil an der Verursachung historischer Wirkungen nimmt, daß ferner aber auch eine Reihe weiterer geistiger Einwirkungen, die bereits besprochen sind, kleine Teilbeträge zu den großen Kollektiverscheinungen des historischen Lebens, Zuschüsse zu der Formung des objektiven Geistes bilden. In welcher Gestalt hält die geschichtliche Erinnerung diese historischen Teilbeträge fest? In den Gesamtergebnissen, als Leistungen, Eigenschaften, Stimmungen des Volks, der Masse. Wie ergeht es dabei unseren individuellen Besonderheiten? Sie verschwinden spurlos in der Gleichmäßigkeit dieser Masse, das Bild des objektiven Geistes verschlingt die Erinnerung an die subjektiven Geister. Warum kann das nicht anders sein? Weil kein Erkennen, kein Erinnern die Summe dieser Besonderheiten erfassen und festhalten könnte, vielmehr nur die führenden Persönlichkeiten in ihrer Sonderart derart hervortreten, daß das Geschichtsbild sie kenntlich machen kann. Das gleiche gilt dann natürlich von dem Bild, in dem sich uns die Vergangenheit darstellt. Auch in ihm ist eine unendlich reich abgetönte Buntheit individuellen Lebens zu einer gleichmäßigen Grundfarbe verwaschen. Was gilt also von der Scheidung von Individuum und Masse, die die Geschichte vornimmt? Sie ist ein unvermeidlicher Notbehelf, aber kein deckendes Gegenbild des Lebens.

Der Staat. Wenn ein Verband von der Beschaffenheit ist, daß seine Glieder sowohl durch natürlich herausgebildete Beziehungen von Mensch zu Mensch als auch durch planmäßig geschaffene rationale Ordnungen als Einheit zusammengehalten werden, dann pflegt gewöhnlich eine dieser so grundverschiedenen Einheitsformen die ursprüngliche und die andere erst innerhalb ihrer bzw. aus ihr erwachsen zu sein: eine Wesensgemeinschaft kann sich zweckmäßig organisieren, ein Zweckverband Wesensverknüpfungen zur Grundlage dienen. Einen Verband aber gibt es, in dem beide Formen der

Vereinheitlichung mit gleicher Ursprünglichkeit, d.h. ohne daß die eine aus der anderen sich herleitete, auftreten. Dies ist der Staat. Für alle Menschen, die innerhalb der historischen Welt aufgewachsen sind und aufwachsen, ist der natürliche Lebenszusammenhang und die rationale Ordnung, die die Vielheit der dem Staate Angehörigen zusammenschließen, mit gleicher Ursprünglichkeit von vornherein gegeben. Indem die Geburt das Individuum in eine bestimmte Familie, einen bestimmten Stamm, ein bestimmtes Volk hineinstellt, gliedert sie es — unter normalen Umständen — gleichzeitig auch einem Staatsverbände ein, der mit seiner rationalen Ordnung eben diese seine menschliche Umgebung umfaßt. Als eine Art von „zweiter Natur“ gibt sich der Staat zu erkennen durch seine Unentrinnbarkeit: wohl kann das Individuum sich einem bestimmten Staat entziehen, aber nur, um alsbald von einem anderen erfaßt zu werden; Menschen ohne jede staatliche Beziehung gibt es nur in der kulturverlassenen Einöde.

Schon diese Erwägungen machen deutlich, daß der Staat durch die Fülle der Lebensbeziehungen und Bindungen, die er in sich befaßt, ein Gebilde von ganz besonders fester und gleichzeitig komplizierter Struktur sein muß. Wenn er auch seinem Wesen nach vor allem die gewaltigste Willens- und Zweckorganisation ist, die das Leben kennt, so vereinigen sich in ihm doch in der Tat alle Beziehungsformen, die wir bisher kennen lernten, derart, daß keine von ihnen sein Wesen erschöpft, jede ein Moment in seiner Gesamterscheinung darstellt. Weder ist er ein rein naturgeschaffenes Gebilde noch auch eine rein rationale Schöpfung. Weder wird ihm der gerecht, der ihn als „Staatsmaschine“ auffaßt, noch der, der in ihm nur einen lebendigen Organismus, eine „Lebensform“ sieht. Er vereinigt in sich die Zwangsgewalt der organisierten Macht, die er mit keinem anderen Verbande teilt, und den freien Willen solidarischer Anerkennung durch seine Glieder. Ihm eignet der strenge Formalismus rationaler Ordnung und die charaktervolle Lebendigkeit eines konkreten geistigen Gehalts.

Wollen wir die Vorgänge wirklich verstehen, die sich in diesem Riesengebilde aus Natur und Geist abspielen, so müssen wir versuchen, das vielverschlungene Geflecht der in ihm spielenden Wirkungen und Gegenwirkungen aufzulösen und begrifflich zu ordnen.¹⁾

1) Es bedarf wohl keines Hinweises, daß hier nicht die staatliche „Verfassung“, am wenigsten eine bestimmte Verfassung vorgeführt werden soll, sondern das Gefüge der Grundmotive alles durchgebildeten und

I. Das rationale System. Als größter und festester Verband gemeinsamen Wollens und Handelns, als der der Staat in der Welt des Lebendigen dasteht, bedarf er zunächst aller der konstruktiven Mittel der Vereinheitlichung, die uns die Betrachtung des organisierten Verbandes kenntlich machte; an dem durch sie gebildeten Ganzen findet im vulgären Denken der Begriff „Staat“ seine Erfüllung. Freilich verwendet er jene mit folgenreichen Kombinationen und Komplikationen, die bedingt sind schon durch die Zahl der Menschen, die der moderne Kulturstaat zur Einheit des Handelns zusammenfaßt.

Dies macht sich zunächst geltend in der Art, wie der Staat sich des ursprünglichsten Mittels rationaler Willensbildung, der Abstimmung, bedient. Zwar gibt es, prinzipiell genommen, überhaupt keine zahlenmäßige Grenze, an die die Anwendung der Abstimmung gebunden wäre. Plebiszit und Referendum sind Abstimmungsformen, die auch Millionen und Abermillionen eine unmittelbare Kundgebung des gemeinsamen Wollens ermöglichen. Trotzdem macht der moderne Staat durchweg die Abstimmung zwar zur Grundlage seines Aufbaus, aber er verwendet sie nicht zur direkten Ermittlung des Gesamtwillens von Fall zu Fall. Und zwar verzichtet er auf diese Verwendung aus folgenden Gründen. Erstens würde die Entscheidungs- und Aktionsfähigkeit eines staatlichen Ganzen verhängnisvoll gelähmt werden, wenn für jede der zahllosen Entschließungen, die das Staatsleben erfordert, der schwerfällige Apparat einer Gesamtabstimmung in Bewegung gesetzt werden sollte. Fernerhin verschwindet in der Millionenzahl der Einzelne — meist auch noch gedeckt durch seine Anonymität — so vollständig, daß er sich für das Ergebnis der Abstimmung, wenn überhaupt, so

rationalisierten staatlichen Lebens aufzuklären ist, innerhalb dessen alles Verfassungsmäßige nicht mehr als ein Moment bildet. Darin liegt ausgesprochen, was diese Darlegungen von allen Bestrebungen der üblichen „Staatsbürgerkunde“ scheidet. Es sei unbestritten, daß diese manche nützliche, ja notwendige Kenntnis zu übermitteln vermag, aber es scheint mir doch eine wunderliche Verirrung zu sein, wenn man dem jugendlichen Geist Verständnis der staatlichen Wirklichkeit dadurch zu wecken meint, daß man ihn die Einzelheiten der Reichsversicherungsordnung, des Wechselrechts, der parlamentarischen Geschäftsordnungen sich aneignen läßt. Dies alles ist doch bloße Technik, das Äußerlichste an der Regelung; erst jenseits von ihr beginnen die Zusammenhänge, die verstanden werden sollen. So wenig ein Arbeiter, der von einer Maschine auch den letzten und kleinsten Teil kennt, etwas von der Kraft zu ahnen braucht, die sie in Bewegung setzt, so wenig ersieht der Geist aus jenen regelnden Einzelbestimmungen, welcher Art das Leben ist, das sie regeln.

doch höchstens mit dem auf ihn entfallenden Bruchteil verantwortlich fühlt. Er wird also nur zu leicht, statt in eingehender Erwägung sich der Tragweite seiner Willensentscheidung zu vergewissern, persönliche Interessen, nebensächliche Erwägungen, unkontrollierte Stimmungen den Ausschlag geben lassen. Endlich macht die große Zahl eine lokale Vereinigung und direkte Verständigung unmöglich: eine solche wäre aber unerlässlich, damit in ruhiger Beratung Sachkenntnis und Verantwortungsgefühl ihre Stimme erheben, Unklarheiten beseitigen, die Bedeutung der Entscheidung eindringlich zum Bewußtsein bringen könnten.

Tatsächlich haben denn auch Volksgesamtheiten, wo man sie abstimmen ließ, sich oft als so unberechenbar, launenhaft, sachlicher Erwägung unfähig erwiesen, daß an ihrer Unbrauchbarkeit für die weittragenden Willensentscheidungen des modernen Großstaates nicht mehr zu zweifeln ist. Andererseits bildet es aber auch für diesen einen unerschütterlichen Grundsatz, daß es eben doch der Wille aller sein müsse, der sein Verhalten entscheidet — und so ist denn der moderne Staat zu dem Auskunftsmittel geschritten, daß er durch die Abstimmung aller nicht die Willensentscheidung selbst herbeiführt, sondern erst eine besondere Körperschaft von beschränkter Köpfezahl zusammenstellen läßt, der nun ihrerseits die Aufgabe der konkreten Willensentscheidung obliegt. Die Abstimmung aller wird zur Wahl, und das Ergebnis der Wahl ist die Volksvertretung. Die Wahl bestimmt die Zusammensetzung dieser Körperschaft und damit die allgemeine Grundrichtung des Verhaltens, die das staatliche Leben einschlagen soll; die Volksvertretung hat — wiederum durch das Mittel der Abstimmung — die Einzelentschlüsse vorzunehmen, die die Geschehnisse des staatlichen Lebens nötig machen. Kraft des Prinzips der Vertretung konstruiert der Staat ein gegenüber der Gesamtheit bedeutend verkleinertes Willenssubjekt, das schon vermöge seines geringeren Umfangs günstigere Bedingungen der Beratung und Entscheidung bietet und zudem eine Auslese der wirklich fähigen Köpfe gestattet. Es ist eine besonders einfache und folgenreiche Verwendung der Organbildung: das Ganze schafft sich ein besonderes Organ der Willensgestaltung.

Aber bei den gewaltigen Dimensionen der staatlichen Gesamtarbeit kann es nicht bei der Ausbildung dieses einen Organs sein Bewenden haben. Zum Wollen muß das Handeln hinzutreten. Daß der Staat die Willensentscheidung, die er durch die Volksvertretung schafft, durch eben diese ausführen ließe, ist schon aus folgendem

Grunde ausgeschlossen. Die Entscheidungen der Volksvertretung haben in den weitaus meisten Fällen die Form von Gesetzen, d.h. sie sind in einer Unzahl von Einzelfällen zu verwirklichen. So verlangt schon die unabsehbare Fülle der Verhältnisse, die der Staatswille regelt, daß neben die gesetzgebende Gewalt sich die ausführende stelle. Diese ausführende Gewalt ist nicht sowohl ein Organ als vielmehr ein wohlgeordnetes System vieler Organe. Jedes der vielen Gebiete, die staatliche Regelung sich unterwirft, gibt den Boden ab, auf dem eine Vielheit von Menschen nach einem gemeinsamen Plan, zu gegenseitiger Ergänzung in einem Stufenbau von Überordnung und Unterordnung zusammengeschlossen, Hand in Hand arbeitet. Dieser Prozeß der Organbildung gelangt im modernen Staat niemals zum Abschluß. Riesenhaft, wie in Raum und Bürgerzahl der Staat sich ausbreitet, ist auch der Umfang der Leistungen, die ihm mit der unaufhaltsamen Erweiterung der staatlichen Zuständigkeiten zufallen. Nur eine Arbeitsteilung von immer noch wachsender Vielfältigkeit, die wieder und wieder neue Zwischenglieder in der Reihe der Mittel einschiebt; nur eine zunehmende Ausbildung und Verfeinerung des Kommunikationswesens, die das vielfach Geteilte doch nur immer inniger verbindet, setzt den Staat in den Stand, der wachsenden Fülle seiner Aufgaben zu genügen. Indem es in der Tat ungeachtet der ständigen Ausweitung dieses rationalen Gefüges, der steten Vervielfältigung dieses ungeheuren Fachwerks doch immer wieder die Einheit innerhalb des Getriebes zu wahren gelingt, wird die Organisation des modernen Staates zu dem gewaltigsten, jedes Vergleiches spottenden Zwecksystem, das wir kennen.

Erscheint bis hierher die Organisation des Staates als bloße Vervielfältigung oder Kombination derjenigen rationalen Ordnungen, die wir in der Selbstgestaltung auch der kleineren Gruppe beobachteten, so erweist eine eindringendere Betrachtung, daß sie in ihren Wirkungen weit mehr als eine solche bedeutet. Wenn nämlich schon Abstimmung, Satzung und Organbildung an sich die Tendenz haben, eine Umformung der in der Gemeinschaft vorhandenen Kräfte vorzunehmen, so bewirkt die Art, wie das staatliche Leben von ihnen Gebrauch macht, eine noch viel tiefer greifende Verschiebung in der inneren Gesamtstruktur des Ganzen. Und zwar liegen die Umsetzungen, die diese herbeiführen, ebensowohl in dem Verhältnis zwischen der Gesamtheit der Staatsbürger und der Volksvertretung, wie auch zwischen der Volksvertretung und den ausführenden Organen.

1. Eine weitverbreitete Auffassung möchte in der Volksvertretung lediglich ein verkleinertes Abbild des Volksganzen sehen, das die in diesem Ganzen lebendigen Tendenzen in sich zusammendrängt und aus sich heraus formuliert. Ein derartiges Verhältnis möchte man ja auch an sich erwarten, weil ja gerade zwischen Volk und Volksvertretung jenes Wechselverhältnis obwaltet, in dem beide Parteien gleichzeitig Führer und Geführte sind. Der Führer, den die Masse der Wähler auf seinen Posten stellt, sich selber vorordnet, weiß ganz genau, daß dieselbe Masse demnächst auch zu entscheiden hat, ob er auf diesem Posten verbleiben oder einem anderen Platz machen soll, und diese Gewißheit muß ihn dahin drängen, bei seinem Tun die Rückwirkung auf die Geführten stets in Rechnung zu setzen. Und doch würde man das Wesen des Zusammenhangs verkennen, wollte man die Volksvertretung und ihre Entschließungen als „Abbild“ des Volkes und seiner jeweiligen Wünsche ansehen. Wir sahen ja, daß es zum Sinn und Zweck der Volksvertretung gehört, daß ihre Glieder den Gegenständen ihrer Entschließungen mit einem ganz anderen Maß von Sachkenntnis und Verantwortungsbewußtsein gegenüberstehen, als es bei den Massen der Fall zu sein pflegt und der Fall sein kann. Wenn diese es sich gestatten können, ihre Vorschläge, Wünsche und Forderungen unbekümmert um das Mögliche und Ausführbare im Grenzenlosen schweifen zu lassen, so setzt dort die Pflicht zu praktischer Arbeit, die Einsicht in die Tragweite des Geplanten, das Bewußtsein der eigenen Verantwortung und Haftbarkeit solch luftigem Projektieren Schranken. Alles das, was die gegenwärtige Lage, was das objektiv aufgefaßte Gesamtinteresse des Verbandes verlangt, muß hier mit stärkstem Druck empfunden und in alle Berechnungen eingestellt werden. Die Folge ist, daß ungeachtet aller jener stark empfundenen Abhängigkeit schließlich die Entscheidungen einer Volksvertretung keineswegs notwendig die Stimmungen des Gesamtvolks getreulich in sich spiegeln, vielmehr oft genug ihre eigenen Wege gehen. Diesen Sinn hat es, wenn ausdrücklich und immer wieder der Abgeordnete nicht als der Vertreter derer, die ihm ihre Stimme gaben, sondern des ganzen Volkes bezeichnet wird, wenn fernerhin seine Bindung durch Instruktionen seiner Wählerschaft allgemein als unstatthaft gilt. Aus ihm soll eben nicht das Volk in seiner gegenwärtigen, zufälligen und vergänglichen Zusammensetzung, sondern als dauernde Wesenheit sprechen.

Es bedeutet also die Ausbildung eines Organs der Willensgestaltung nicht nur eine Vereinfachung, sondern vor allem eine tief-

gehende inhaltliche Umbildung des Gesamtwillensaktes selbst, eine folgenreiche innere Verschiebung gegenüber der gleichsam naturhaften Basis der wollenden Gesamtheit. Wo dies Organ seinem eigentlichen Sinn entsprechend funktioniert, da läßt es den Gedanken über die Stimmung, den zweckbewußten Willen über den instinktmäßigen Trieb triumphieren. In ihm kommt also ein bedeutungsvolles neues Moment der Rationalisierung des Gruppenlebens zu den bereits behandelten hinzu.

2. Nun wiederholt sich das hier beobachtete Verhältnis abermals, sobald der Willensentschluß der Volksvertretung sich in die Vollzugsakte der ausführenden Gewalt umsetzt. So wenig nämlich das Organ der Willensbildung in seinen Entscheidungen lediglich den Willen der Gesamtgruppe widerspiegelt, so wenig bleiben die Organe der Ausführung auf eine mechanische Vollstreckung jener Entscheidungen beschränkt. Denn einmal sind es ja ganz besonders oft Gesetze, die aus jenen Willensentscheidungen hervorgehen. Und weil nun das Gesetz in seiner abstrakten Allgemeinheit nie die unbegrenzte Mannigfaltigkeit der Einzelfälle erfassen kann, so sind die ausführenden Organe nicht nur berechtigt, sondern sogar genötigt, in der Ausführung neben dem Willen des Gesetzes auch die Sonderbedingungen der jeweils zu regelnden Lage nach eigenem unkontrolliertem Ermessen zur Geltung zu bringen. Des weiteren sind aber die Organe der „Regierung“ im engeren Sinne manchmal auch da zu Entschluß und Tat genötigt, wo überhaupt kein Gesetz irgendwelcher Art Wege weist und Schranken setzt. Notwendig kommt also auch in Gestalt der Selbsttätigkeit der staatlichen Organe zu dem Gegebenen, das in den Beschlüssen der Volksvertretung vorliegt, ein Neues, in ihm nicht Vorgezeichnetes hinzu. Wie die Volksvertretung als Körperschaft ihre nach besonderen Gesetzen verlaufende Lebendigkeit gewinnt, so werden auch die Vollzugsorgane des staatlichen Lebens Gebilde mit einer selbständigen Sonderentwicklung. Ja, die letzteren haben sogar nach dieser Richtung manchmal hin ein Wesentliches vor jener voraus. Wo immer nämlich ein Amt lebenslänglich bekleidet wird oder sonst irgendwie von den Schwankungen der Wahlen unabhängig ist, da gewinnt der Träger dieses Amtes damit einen Grad von Unabhängigkeit, wie ihn der stets an Wahl und Wiederwahl gebundene Volksvertreter nie besitzen kann. Also auch hier ist von einem Abbildverhältnis gegenüber den Entscheidungen der Volksvertretung keine Rede, vielmehr gehört es zum Sinn des Gesamtsystems, daß auch hier eine eigene selbständige

Ausbildung, ja bisweilen Umbildung des Gesamtwillensaktes stattfindet.

Wenn die Gesamtheit der Faktoren, die an der Bildung des staatlichen Gesamtwillens aktiv beteiligt sind, im Sinne ihrer eigenen Bestimmung innerhalb des Systems funktionieren, dann muß das Ergebnis ihres Zusammenwirkens vor allem dies sein, daß das aus ihm resultierende Handeln den objektiven Interessen des Ganzen, den in der objektiven Lage enthaltenen Forderungen möglichst vollkommen entspricht. Alle an jenem Prozeß der Gesamtwillensbildung Beteiligten sollen sich selbst gleichsam objektivieren, zu Trägern der objektiven Gesamttendenz werden.

Es gibt nun keinen zweiten Verband, innerhalb dessen diese Forderung so viel in sich schließt wie innerhalb des Staates. In demselben Maße, wie der Verband des Staates im Nebeneinander der gleichzeitig Lebenden, im Nacheinander der Generationen weit über die bescheidenen Dimensionen der landläufigen Verbände hinauswächst, sind auch alle Akte des staatlichen Gesamthandelns, wie sie das rationale System zu verwirklichen bestimmt ist, an objektiv-sachliche Bedingungen gebunden, die zeitlich wie räumlich, nach rückwärts wie nach vorwärts ins Unabsehbare hinausgreifen. Das vielgebrauchte Wort von den staatlichen „Notwendigkeiten“ hat zweifellos seinen tiefen Sinn. In seinem Jahrhunderte umspannenden Werden und Wachsen läßt der Staat in sich Verhältnisse entstehen, gliedert er sich selbst in Verhältnisse ein, die schließlich auf sein Verhalten mit der Unabwendbarkeit von Naturgewalten wirken müssen. Und wie diese bestimmenden Faktoren durch ihre Entstehung in die vorausliegenden Jahrhunderte zurückführen, so die aus ihnen hervorgehenden Handlungen in die kommenden. Die Handlungen eines Großstaats erfolgen stets in Perspektiven, die weit über den Horizont der gerade lebenden und handelnden Generation hinausweisen. Nicht was heute oder morgen, sondern was nach Generationen die Folge einer politischen Aktion sein mag, das ist die Sorge dessen, der sie verantwortlich vollzieht.

Ermißt man, mit welcher Wucht diese und zahlreiche ähnlich bedeutsame Komponenten der gegebenen Lage das staatliche Gesamt-handeln in eine bestimmte Richtung weisen, dann erscheinen die Organe, die dieses Gesamthandeln zu beraten und zu lenken berufen sind, gerade dann, wenn sie ihrer Bestimmung angemessen arbeiten, gleichsam nur als die Aufnahmestationen, die die ihnen zuströmende Bewegung in die Form des Handelns umzusetzen bestimmt sind, und der ganze rationale Apparat der Gesamtwillens-

bildung scheint nur dazu da zu sein, das Verfahren dieser Umbildung immer mehr zu verfeinern. Denn freilich, je verflochtener die Gesamtverhältnisse liegen, die in sich den Hinweis auf eine bestimmte Richtung des Verhaltens enthalten, desto feiner durchgebildet, empfindlicher muß auch der rationale Apparat sein, der diese Hinweise zu registrieren und zu deuten bestimmt ist, und desto unfähiger wird das an der Oberfläche haftende, nur im Groben arbeitende Kollektivdenken der Gesamtheiten, aus sich die Anpassung an die gegebene Situation zu vollziehen. Darum müssen gerade die unendlich verwickelten Verhältnisse des modernen Staatslebens die Organe des Gesamtwollens und Gesamthandelns immer mehr zur Verselbständigung gegenüber den jeweiligen Gesamtheiten nötigen.

Ja, es kann dahin kommen, daß das zweckentsprechende Handeln der Organe sich gerade in dem Widerspruch gegen das momentane Wollen der Gesamtheiten bewährt. Denn eben dies ist ja das Entscheidende: wer mit vollster Verantwortung am Hebel der politischen Macht sitzt, der muß alle die in Jahrhunderten herangewachsenen Lebenstribe des Staatskörpers, alle jene immanenten Bedürfnisse und Entwicklungsrichtungen, die sich zu Zwangsläufigkeiten verfestigen können, des weiteren aber auch die Bedeutung der vorliegenden politischen Konstellationen und der in ihnen liegenden Möglichkeiten, Lockungen, Verheißungen und Gefahren mit ganz anderer Eindringlichkeit empfinden als der, der, unbeschwert von Sorgenlast und Verantwortlichkeit des Handelnden, mit alledem nur in Gedanken spielt und der, je weniger alle jene objektiven Bedingungen ihm den Spielraum beengen, um so unbekümmerter den eigenen rein subjektiven Neigungen die Führung lassen kann. Es verkennt die innere Struktur des Zwecksystems im modernen Staat, wer da meint, bei einem verfassungsmäßigen und loyalen Verhalten aller Beteiligten müsse die Harmonie zwischen den Wünschen der Masse und den politischen Aktionen der Regierenden die Regel bilden. Im Gegenteil: gerade wenn die Regierenden den Geist des ihnen anvertrauten Amtes recht verstehen, werden sie sich oft am wenigsten bereitfinden, vor dem Begehren der von ihnen Geführten zu kapitulieren. Denn diese bilden ein Aggregat subjektiver Stimmungen; sie selbst aber sollen ihnen gegenüber gerade den objektiven Zug der Gesamtentwicklung aus dem Gewirr flüchtiger Tagesmeinungen und Tagesstimmungen herausarbeiten und zur Tat werden lassen. Je ernster sie sich dieses ihres Berufs annehmen, um so unausweichlicher wird ihnen dann auch manchmal die Pflicht

erscheinen, um des Ganzen willen eben dasjenige zu tun, was die Mehrheit, die sie auf diesen Posten gestellt hat, nicht will.

Angesichts des hiermit charakterisierten Sachverhalts hört man auf, sich an dem Widerspruch zu stoßen, der uns beschäftigt: daß zwischen dem triebhaften Drängen der Gesamtheiten und den konkreten Akten staatlichen Handelns oft ein so weiter Abstand besteht, und daß doch jenes immer wieder die letzte Quelle alles Gesamthandelns bildet, insofern doch alle jene in der Mitte stehenden Instanzen nur aus ihm die Vollmacht ihres Handelns herleiten. Nicht anders kann der Verband der Staatsbürger sich selbst zur Willenseinheit gestalten, als indem er die Vielheit der in ihm vereinigten individuellen Strebungen eine Reihe von umformenden Instanzen durchlaufen läßt, die ihren Gehalt unter Umständen bis zur Unkenntlichkeit umgestalten. Wie vieles von dem, was ihm die Arbeit der Gesetzgebung beschert, begrüßt der Bürger denn wirklich freudig zustimmend als sein eigenes Werk, wie vieles von dem, was die Verfügung der Bürokratie über ihn verhängt, die Vollzugsgewalt zur Ausführung bringt, erkennt er willig als seinem Trachten entsprungen an? Auch hier erhebt sich zu riesenhafter Größe ein objektives Gebilde über dem Einzelnen, das mit lastender Wucht wie eine äußere Gewalt auf ihm liegt und nun doch aus ihm selbst einen Teil der Kraft gewinnt, durch die es ihn niederzwingt. Ein großer ununterbrochener Kreislauf führt vom Akt der Wahl, in dem der Einzelne die Willensmacht des Ganzen konstituieren hilft, bis zu demjenigen Akt hinüber, in dem diese Macht ihn für sich beansprucht; es ist der von ihm selbst als Subjekt ausgehende Druck, der sich durch diesen Kreislauf hin fortpflanzt bis zu der Stelle, wo er ihn selbst als Objekt verspürt.

II. Das System und seine Träger. Wir haben bisher diejenigen Komplikationen und Verschiebungen der inneren Struktur betrachtet, die dann, ja erst recht gerade dann sich fühlbar und bemerklich machen müssen, wenn das staatliche Zwecksystem in allen Teilen seiner eigentlichen Bestimmung entsprechend, mit völliger Objektivität sein Werk tut. Wir haben uns nunmehr einer zweiten Gruppe von Erscheinungen zuzuwenden, die darin begründet sind, daß dieses rationale System nicht in sich, nach rein objektiver Gesetzlichkeit und Sachlichkeit verläuft, sondern eben nur dadurch Wirklichkeit ist, daß es von lebendigen Menschen getragen und dem Leben eingefügt wird. Unsere früheren Betrachtungen haben uns ja immer wieder auf den unausgleichbaren Gegensatz des abstrakt-formalen Elements zu der lebendigen Mannig-

faltigkeit der Menschen, denen es dienen soll, hingewiesen: wie sollte dieser innerhalb des an sich schon so viel spannungsreicheren Zwecksystems des Staates sich nicht weiterhin vervielfältigen und verschärfen! Man pflegt ja oft von der „Staatsmaschine“ zu sprechen, die gewissermaßen von den Menschen, die an ihr tätig sind, in Bewegung gesetzt und in Gang erhalten werde. Das Bild ist gerade durch das, was es zur Illustration ungeeignet macht, lehrreich. Die Maschine erhält von der Kraft zwar die Möglichkeit, sich zu bewegen, aber ihre gesamte innere Struktur, der Zusammenhang der einzelnen Teile bleibt, bewegt oder nicht bewegt, genau derselbe; das System starrer Verbindungen und Übertragungen bleibt in sich geschlossen, während die Kraft nur von außen her das Ganze stößt. Ganz anders im System des Staates. Hier greift an unzähligen Stellen die lebendige Kraft der Menschen derart in die sich bewegende Maschinerie ein, daß sie die Richtung, die Schnelligkeit, den Rhythmus der Bewegung unaufhörlich in der unberechenbarsten Weise abwandelt: die reinliche Sonderung von bewegender Kraft und bewegter Maschinerie ist hier ganz undurchführbar. Der Verlauf des staatlichen Lebens ist nur verständlich als ein stetes Ineinanderspielen von starren Fügungen und lebendiger Bewegtheit, von Mechanischem und Organischem; die rationalen Ordnungen sind in dieses Leben gleichsam hineingelagert. Wir sahen ja, wie alle rationale Ordnung das Leben in sich hineinzieht und in das Leben hineinwirkt: wie die Abstimmung die Subjektivität der Abstimmenden, die Satzung die Subjektivität der Gesetzgeber sich einverleibt und in sich objektiviert, wie die Organe den Rahmen der Funktion mit persönlichem Gehalt füllen, und alle diese rationalen Einrichtungen zeigt ja das System des Staates in immer neuen Wiederholungen und Kombinationen: auf Abstimmung beruht die Wahl, beruhen die Beschlüsse der Volksvertretung, beruhen viele Einzelentscheidungen der Staatsbehörden; Satzung ist das Grundgesetz des Staates, die Verfassung, Satzung regelt die Wahl, regelt die Tätigkeit der Volksvertretung, Satzung sind die Beschlüsse der Volksvertretung, sind die Verordnungen der Behörden; Organe sind die Volksvertretung und die Behörden.

Indem aber so allenthalben das rationale System mit der Mannigfaltigkeit des Lebendigen sich kreuzt und durchdringt, verschiebt es kraft seiner eigenen formalen Starrheit in eigentümlicher Weise dessen Bedeutung und Geltung, indem es einen Teil seines Gehalts verstärkt und erhöht, einen anderen zurückdrängt, ja völlig ausschaltet. Wer zur Majorität der Abstimmenden gehört, wer an der

Schaffung von Satzungen Anteil hat, wer als Organ wirkt, wer am Hebel der Macht sitzt, dessen Kraftwirkungen nimmt das starre System in sich auf und pflanzt sie weit über seinen persönlichen Bereich hinaus auf das organisierte Ganze fort. Wer an keiner der genannten Stellen direkten Zugang zu der organisierten Arbeit am Staat gewinnt, der kann nicht einmal seinen persönlichen Bereich nach eigenem Willen ordnen, sondern muß auch hier dem Machtgebot des Systems, das ihn selbst als Willenden ausschaltete, als Leidender sich fügen.

Ob dieses Verhältnis zwischen der Fülle des Lebens und der Starrheit der organisierten Ordnung dem Ganzen zum Segen oder zum Fluch wird, das hängt hier wie bei aller rationalen Ordnung ganz und gar davon ab, wie sich die tatsächlich vorhandenen Kräfte innerhalb des Systems auf seine beiden Seiten, die aktive und die passive, verteilen. Das Gute wie das Böse, aufbauende wie zerstörende Gewalten werden je nachdem, welche Stelle im System ihnen zufällt, mit vervielfachter Machtfülle ausgestattet oder zur Ohnmacht verurteilt. Die Umbildung lebendiger Kraft kann ebenso wohl gewaltigste Krafterhöhung wie Lähmung und Verfall bedeuten. Darum ist das Verhältnis zwischen dem, was die objektiven Lebensforderungen des Staates verlangen, und dem, was die Endlichkeit der Menschen an seiner Stelle Wirklichkeit werden läßt, so außerordentlich variabel. Oben bei der rein objektiv-sachlichen Betrachtung des staatlichen Zusammenhangs konnte der Eindruck entstehen, als ob die leitenden Organe des Staates eigentlich nur dazu bestimmt seien, die objektiven Forderungen der Lage rein aufnehmend zu registrieren. Nun erweist sich, von der subjektiven Seite her betrachtet, dieser Eindruck als unzutreffend. Wie stets, so ist auch hier ein solches rein rezeptives Verhalten des Individuums eine unhaltbare Fiktion. Objektive Notwendigkeiten können nicht anders, als in subjektiven Seelen gefühlt, erkannt, anerkannt werden: ob und wie dies geschieht, das bestimmt sich eben durch die einzigartige Form, in der die fragliche Individualität auf die Ansprüche der objektiven Welt reagiert. Und gerade das verstehende Einfühlen in den Lebensdrang des staatlichen Ganzen kommt nicht dadurch zustande, daß die individuelle Lebendigkeit sich auslöscht, sondern dadurch, daß sie in stärkster Selbsttätigkeit zu hellseherischer Klarheit und lebensschaffender Energie sich steigert.

Sie sieht sich zudem um so weniger auf bloße Rezeptivität beschränkt, als doch die objektive Lage keineswegs allerwärts in glei-

chem Maße den Spielraum der Entschließung so sehr beengt, wie es bei der Rede von den „Notwendigkeiten“ den Anschein haben könnte. Denn was man in dieser einen Bezeichnung zusammenzufassen pflegt, das ist keineswegs ein Ganzes von Forderungen, die allesamt mit der gleichen zwingenden Eindeutigkeit sich aufdrängten, sondern stuft sich nach Graden der Verbindlichkeit ab, anhebend mit demjenigen Minimum von Gebotenem, von dessen Erfüllung die bloße Existenz des staatlichen Ganzen abhängt, sich steigernd zu den Lebenstrieben, in denen der Drang nach Erweiterung des Lebensspielraums sich fühlbar macht, und gipfelnd in den Tendenzen, die auf Erwerb und Genuß herrschender Gewalt abzielen. Je höher wir in dieser Skala steigen, desto weniger eindeutig ist das, was geschehen soll, durch die Lage vorgezeichnet, desto „freier“ wird die Individualität in der Bestimmung des Ziels, ohne daß sie deshalb aufhörte unter dem Druck gewaltiger Lebensströme zu stehen, die nicht aus ihr selbst, sondern aus den Weiten und Tiefen des Gesamtprozesses entsprungen sind.

So schaltet sich gerade an den Stellen, wo über Tun und Lassen des Staates entschieden wird, die Individualität mit tiefgehenden Wirkungen in den Zweckzusammenhang ein — mit und in ihr all die subjektiven Regungen, Forderungen, Abhängigkeiten, deren vielverschlungenes Gewebe uns bei der Betrachtung des Gruppenorgans vor Augen trat. Insbesondere gewinnt jenes Wechselverhältnis, das zwischen Führer und Geführten so einzigartige Beziehungen stiftet, hier angesichts der Bedeutung jeglichen Handelns besonderes Gewicht und seelenbestimmende Kraft. Wir sahen, daß diese Wechselabhängigkeit mit ganz besonderer Stärke in die Beziehung zwischen Wählern und Gewähltem hineinspielt. Man kann aber weitergehend sagen, daß sie an jedem Führungsverhältnis im Zusammenhang des staatlichen Ganzen irgendwie beteiligt ist — derart, daß auch der durch Verfassung und Herkommen mit einem hohen Maß von selbstherrlicher Machtvollkommenheit Ausgestattete sich nicht den Einflüssen entziehen kann, die von der Vielheit der von ihm Geführten her auf ihn ausgehen.

III. Das System und das Gemeinschaftsleben. Wir hatten bisher die Gesamtheit der Menschen betrachtet, die irgendwo und irgendwie in den Mechanismus der staatlichen Ordnung eingreifen, oder, genauer gesagt, diejenigen Willensentscheidungen und Handlungen dieser Menschen, die unmittelbar auf den Ablauf dieses Mechanismus Bezug haben. Die Summe dieser Entschließungen und Handlungen würde vollkommen zureichen, den Gesamtverlauf der

staatlichen Vorgänge zu erklären, wenn der Staat ein durch bewußten Willen geschaffener und erhaltener reiner Zweckverband wäre: zu dessen Wesen gehört es ja, wie wir sahen, daß er nur einen reinlich abgegrenzten Kreis von Leistungen von seinen Mitgliedern beansprucht, ohne deren ganze Innerlichkeit zu ergreifen. Ein solcher ist der Staat aber nicht: er ist die organisierende Zusammenfassung eines Menschenkreises, der auch abgesehen von seinen Bindungen durch eine unabsehbare Fülle von mannigfaltigen Lebensbeziehungen innerlichster Art zur Einheit zusammengeschlossen wird und sich immer neu zusammenschließt, der also unausgesetzt auf den ganzen Menschen einwirkt, wie er von ihm Einwirkungen erfährt. Man kann nicht den Staatsbürger ähnlich aus der Totalität des Menschen herauslösen wie den Aktionär, das Mitglied einer Berufsorganisation, einer Versicherungsgesellschaft u. dgl. Alle die Handlungen, die, rein sachlich betrachtet, als „politische“ ihren Sondercharakter haben, gehen doch aus der Ganzheit des Erlebens hervor. Die Summe der eigentlich politischen Verhaltensweisen ist nur die Teilerscheinung eines viel weitergreifenden Lebenszusammenhangs. Betrachten wir nur die häufigste und allgemeinste der politischen Handlungen, die Wahl. Die Entscheidung für eine bestimmte politische Partei oder einen bestimmten politischen Führer geht doch zumeist nicht aus rein sachlichen Zweckmäßigkeitserwägungen hervor, die das staatliche Ganze betreffen, erfolgt nicht mit der rechnenden Kühle, die die Entschließungen einer reinen Interessenvereinigung kennzeichnet, sondern in ihr strömt alles zusammen, was sich in der Seele des Wählers als Wunsch und Hoffnung, Enttäuschung und Mißvergnügen, soziale Stimmung und Verstimmung, wirtschaftliche Erwartung, Weltanschauungsbedürfnis u. dgl. aus tausend Vorkommnissen des Tages angesammelt hat. Alles das sinkt mit dem Wahlzettel in die Urne und wird damit ein Teil jenes scheinbar so kühl-abstrakten Systems. Und dies Verhältnis zum Ganzen des Lebens verstärkt sich, je höher der Einzelne im System gestellt ist.

Wie sehr erweitert sich mit dieser Betrachtung der Kreis der Handlungen, denen das Prädikat „politisch“ gebührt. Politisch tätig ist der Mensch nicht nur dann, wenn er wählt, Steuer zahlt, Wahlreden anhört u. dgl., sondern immer dann, wenn er irgendwie durch Wort und Tat zu jenen Stimmungen und Bewegungen beiträgt, die, aus den Tiefen des Gesamtlebens empordringend, sich in dem politischen Handeln ihren Ausdruck zu schaffen trachten. Welch explosive Gewalt entwickeln heute mehr denn je die Massen-

erscheinungen und Massenstimmungen gerade dadurch, daß sie sich zu dem staatlichen Leben Zugang zu verschaffen wissen! Und wo entstehen sie? Nicht in dem abgegrenzten Bezirk des sozusagen offiziellen politischen Lebens, sondern im Hin und Her alles dessen, was im kleinen Kreise von Mensch zu Mensch gesagt und getan, geraunt, geklagt, gefordert, gestritten wird. Alle jene „Fernwirkungen“, die vermöge der Struktur des gesellschaftlichen Ganzen sich an das Verhalten auch des ungenannten Einzelnen anknüpfen, sammeln sich gerade in den Zentren der politischen Wirklichkeit zu den durchschlagkräftigsten Effekten.

Aber auch wenn man sich noch weiter vom Bereich des Politischen entfernt, bleibt der Zusammenhang zwischen staatlichem Geschehen und Gesamtleben in voller Kraft. Ob ein Staatsvolk in Eintracht lebt oder von dem Hader der sozialen Gruppen zerrissen wird, ob es in sittlicher Gesundheit blüht oder an moralischem Siechtum krankt, was es sucht und was es meidet — alle diese für die Selbstbehauptung des Staates entscheidenden Tatsachen hängen nicht in erster Linie von der Qualität der staatlichen Einrichtungen ab, sondern von dem „Geist“, der die tausendfachen Wechselbeziehungen von Mensch zu Mensch durchwaltet, diesem Geist, der nie ein in substantieller Festigkeit Gegebenes ist, sondern durch das Wollen und Tun jedes Einzelnen immer neu geschaffen wird. Wieviel weiter greift doch der Kreis des „politischen“ Handelns aus, als das landläufige Denken sich bewußt ist, wie unendlich viel zahlreicher sind doch die „Verantwortlichen“, als sich alle die klar-machen, die für das Geschehene nur diejenigen haftbar machen wollen, denen die Staatsordnung die formale Verantwortlichkeit auferlegt! Daß alles Tun und Lassen inmitten der Gemeinschaft ganz unausbleiblich seine Fortwirkungen bis auf den staatlichen Zusammenhang erstreckt, daß in mancher kaum beachteten Handlung des Alltags ein Stück Politik Wirklichkeit wird, das es an Bedeutung mit einer Stimmabgabe aufnehmen kann, das bleibt dabei völlig unbeachtet. Und doch ist gerade hier die Stelle, wo die sozialen Fernwirkungen am folgenreichsten in Kraft treten. Dieser gewaltige Wirkungszusammenhang schließt, anders als derjenige des rationalen Systems, nicht einen einzigen von der tätigen Anteilnahme an der Gestaltung des Gesamtlebens aus; im Gegenteil: auch die kleinste und flüchtigste Regung läßt er dem Ganzen ihre unverlöschbare Spur eingraben.

IV. Der Staat als Lebenseinheit. Wir haben versucht, das Lebensgebilde Staat in seiner Struktur uns verständlich zu machen,

indem wir, ausgehend von dem durchsichtigen Gefüge der äußeren Ordnung, in der es sich seinen festen Halt und seine beharrliche Form zu geben versucht, immer tiefer eindringen in die wogende Fülle des Lebens, das diese Ordnung umspült, ergreift und unwiderstehlich in seine eigene Bewegung hineinzieht. Fassen wir nun abschließend dieses nur in der Abstraktion zerlegbare, in Wirklichkeit ungeteilte Ganze von organisierter Macht, rationaler Regelung und irrationaler Lebendigkeit ins Auge, dann wird uns in dem Vorgang, den wir mit einer unvermeidlichen Einseitigkeit den „Lebensprozeß“ des Staates nennen können, einer der ungeheuerlichsten und rätselvollsten Tatsachenzusammenhänge der Wirklichkeit kenntlich. Was das Lebensgebilde Staat an Handlung verrichtet, das geht, mag es auch immerhin durch den sichtbaren Entschluß eines Einzelnen oder einiger weniger Geschehnis werden, aus einer die Generationen übergreifenden lebendigen Bewegung von unauflösbarer Kompliziertheit hervor. Eben dadurch gewinnt diese Tatsachenreihe für den Betrachter so sehr den Charakter einer unpersönlichen Notwendigkeit; eben deshalb erscheint der Einzelne, der dieser Reihe eingeordnet ist, als der bloße Vollstrecker eines über ihm wie seinen Genossen waltenden Schicksalsgebots, welches das freie Wollen des Einzelnen zum Schein, zur Selbsttäuschung zu machen droht. Und doch entströmt dies Schicksal nicht einer überpersönlichen Macht, die die Einzelnen wie Marionetten lenkt. Auch hier kann das Gesamtgeschehen nicht sein ohne die Aktivität, das wollende Teilnehmen aller derer, deren Leben es ineinanderschlingt. Zwar kann kein Einzelner für sich ihm nach eigenem Ermessen seine Wege weisen; wohl aber ist es das vielverschränkte Ineinandergreifen individueller Willensmächte, das dies alles Wirklichkeit werden läßt. Zumal das Zeitalter, das die Massen aktiviert hat, das weder Führer noch Geführte kennen will, das jedem ein Etwas an Willensmacht gab, keinem die ganze ließ, hat alles Wollen und Tun zu einer Einheit ineinandergeflochten, die jeder Zerlegung und Aufteilung an Schicksal und Willkür, Gemeinschaft und Individuum, Haupt und Glieder spottet. Darum ist die Frage, wer denn eigentlich diese oder jene politische Handlung gewollt und herbeigeführt habe, meist in tiefstem Sinne völlig unbeantwortbar, insofern sowohl die Antwort „alle“ wie die Antwort „keiner“ als richtig und falsch erscheinen muß — je nach dem Standpunkt der Betrachtung.

Die Vielheit von Menschen, die so in einem durch das feine Netzwerk der zwischenmenschlichen Beziehungen verbunden, durch die

größeren Klammern der rationalen Ordnung aneinandergedreht, durch den eisernen Ring der Macht zusammengeschmiedet werden, bildet eine kollektive Lebenseinheit, die die größte Weite der Dimensionen mit der straffsten Zusammenfassung der Kräfte zu vereinigen imstande ist. Der moderne Staat hat es möglich gemacht, die millionenfach auseinanderstrebenden Energien eines in sich unendlich zersplitterten Lebens zur Einheit des Willens und der Tat zusammenzuraffen und den also Vereinigten Gesamtleistungen zu entlocken, die ein Blick auf die einzelnen völlig unerklärlich erscheinen lassen muß. Und nicht nur zur gewaltigsten Einheit der Tat hämmert der Verband des Staates die von ihm Umfaßten zusammen, er kettet auch seine Glieder zu unlöslicher Einheit des Schicksals zusammen. Alle, die sein Lebenszusammenhang in sich hegt, sind durch ihn auf Gedeih und Verderb auf immer und ewig aneinandergeschmiedet. Kein gemeinsames Gelingen, das nicht jeder irgendwo und irgendwie als Erhöhung des eigenen Seins verspürte, kein gemeinsamer Fehlschlag, der nicht allerorts das Dasein beengte, kein gemeinsamer Sturz, der nicht alle mit sich in den Abgrund risse.

V. Individuum und Staat. Macht man sich völlig klar, wie innig und unlösbar jedes Einzelich in dem, was es ist, tut und leidet, mit dem lebendigen Einheitsgebilde Volk-Staat verwachsen ist, dann möchte man annehmen, daß kein Verband von einer solchen Wärme des Gemeingefühls durchdrungen, keiner einer leidenschaftlichen und allseitigen Teilnahme seiner Glieder so sicher sein könnte wie jenes. Aber diese Erwartung findet in den Tatsachen nicht ihre Erfüllung. Der Staat ist dem Bewußtsein des durchschnittlichen Staatsbürgers eigentümlich ferngerückt. Während das Individuum in die Gemeinschaft des Volks von Jugend auf tief eintaucht, selbst ein Stück ihres Lebens ist, sieht es den Staat gleichsam nur mit den letzten Ausläufern seines Lebensprozesses in seinen Bereich hineinragen und erlebt ihn im übrigen als eine fremde Lebensmacht, die viel fordert und wenig gibt. Daß das so ist, wird verständlich, wenn man sich erinnert, in welchem Bilde der Staat sich dem Einzelbewußtsein darstellt. Wie überall, so ist auch hier die rationale Ordnung des Gesamtlebens dasjenige Einheitsmoment, das vermöge seiner abstrakt-sachlichen Klarheit am unmittelbarsten offenliegt. Behörden, Gesetze, Verordnungen, Wahlen, Verhandlungen und Abstimmungen der Volksvertretung — das sind diejenigen Gebilde und Vorgänge, die in der grellen Beleuchtung einer weitreichenden Publizität sich jedem Blick als die konstituierenden Teile

und Akte des staatlichen Lebensprozesses darbieten. Aber diese Vorgänge an sich, in ihrer kühlen Sachlichkeit, ihrer formalen Starrheit, sind nicht geeignet, Empfindungen tieferer Teilnahme zu wecken, zumal wenn sie dem Ich vorwiegend als Machtgebot und Forderung gegenübertreten. Nun ist ja allerdings das Individuum diesem Schauspiel gegenüber nicht nur Zuschauer, sondern teilnehmender Akteur — insbesondere im Vorgang der Wahl — also insofern unmittelbar und persönlich an dem Gesamtvorgang beteiligt. Aber eben die Abmessung des Anteils, in dessen Besitz es sich findet, läßt das Gefühl eines wirklichen Teilhabens am Ganzen nicht zur vollen Entwicklung kommen. Denn inmitten eines Gesamtprozesses von so riesenhaften Ausmaßen bleibt doch das Einzelich ein Willensatom, dessen persönlicher Anstoß in jenem verschwindet wie ein Tropfen im Ozean. Wie selten fühlt sich das Individuum als Subjekt des staatlichen Handelns, wie zwergenhaft klein erscheint ihm das, was sein Wille innerhalb des staatlichen Ganzen vermag — und wie unaufhörlich weiß es sich Objekt staatlicher Ansprüche, wie tief und mächtig, mit welcher unerbittlicher Strenge greifen diese Ansprüche in seinen Lebensbereich hinein. Indem so alle Aktionen des staatlichen Verbandes weit dort draußen, ganz außerhalb der persönlichen Sphäre zu entspringen scheinen, kommt es dem Durchschnittsbürger gar nicht recht zum Bewußtsein, daß eben doch letzthin er selbst — nur im Verein mit unzähligen anderen — den letzten und entscheidenden Anstoß zu diesem Gesamthandeln immer wieder geben muß. Es ist ein Schauspiel, das uns schon wiederholt entgegentrat: aus dem Bereich unzähliger Subjektivitäten heraus erhebt sich ein objektives Gebilde, das schließlich dem Einzelnen als äußere Macht, wie eine Partei der anderen, gegenübertritt, obwohl es nur lebt und Wirklichkeit ist, weil jene Einzelnen ihm von ihrem Leben mitteilen. So stehen sich auch hier staatliche Organisation und Staatsbürger wie zwei Parteien, Riese und Zwerg, gegenüber, von denen die eine nur gebietet und fordert, die andere nur gehorcht und leistet. Daß, wo der Staat so als „kaltes Ungeheuer“ empfunden wird, wo man ihn nur als Machtgebot, Verordnung, Gesetz kennt, Herzensempfindungen nur schwer keimen können, ist offensichtlich.

Wie sehr indessen eine Auffassung, die Staat und Bürger so auseinanderreißt und gegeneinanderstellt, den wahren Zusammenhang der Dinge verfälscht, machten die vorausgegangenen Darlegungen offenkundig. Jene Macht, die dem Einzelnen so ferngerückt scheint, sie ist trotz allem kein Leben außer und über ihm, sondern mit sei-

nem eigensten Dasein eins. Es ist eine schlechthin tragische Verwicklung, daß die tatsächlich bestehende Solidarität von Wesen und Schicksal ins Bewußtsein aufzunehmen eben da am schwierigsten geworden ist, wo Erkenntnis und Bejahung schicksalsvoller Verbundenheit am meisten not täte.

Die Hemmungen, die der Eroberung solchen Bewußtseins im Wege stehen, zu beseitigen, war die vornehmste Aufgabe der Betrachtung, die uns von der primitivsten Vernunftregelung gemeinsamen Wollens, der Abstimmung, zu ihrer höchsten, kunstvollsten, aber auch spannungsreichsten Komplikation, dem Staat, emporführte. In allen Formen des gesellschaftlichen Lebens, die unser Weg berührte, ward ein und dasselbe innerste Prinzip ersichtlich. Wollen und Sichfügen des Einzelnen stehen auch hier am Abschluß, im Staat, in eben demselben prinzipiellen Zusammenhang mit dem Sinn des Ganzen, den uns an seinem Anfang die Abstimmung enthüllt. Wer in freiem Entschluß den Lebensgehalt bejaht, den der Staat in sich schließt, der muß auch die rationalen Ordnungen wollen, durch die der Staat lebt; mit ihnen aber sind auch die Spannungen und Entzweigungen gesetzt, ohne die eine rationale Ordnung menschlichen Zusammenlebens nun einmal nicht sein kann. Die Unerbittlichkeit der staatlichen Forderung bringt es mit sich, daß der Zwiespalt hier sich am stärksten fühlbar macht. Um so unerläßlicher ist es, daß das Staatsbewußtsein den Mechanismus der rationalen Ordnung in sich hineinnehme, als notwendiges Moment anerkenne — und zugleich überwinde, indem es ihm die ihm zukommende dienende Stellung im lebendigen Ganzen anweist. Ein solches Staatsbewußtsein wird um der Werte willen, denen sein Sinnen und Trachten gehört, an die vergängliche Erscheinung des Staates unermüdlich die bessernde Hand anlegen, ohne je als Frucht solchen Bemühens ein Vollkommenes zu erhoffen; und nie wird es die unzähligen Entzweigungen zwischen Einzelstreben und Gesamtbewegung, in denen der Lebensgang des Individuums verläuft, zum Anlaß nehmen, innerlich mit dem Staat zu brechen, in der Einsicht, daß ein solcher Bruch letzten Endes eine Absage an das eigene Ich wäre — vielmehr wird es in ihnen den immer erneuten Ansporn finden, um Herstellung des stets gestörten Gleichgewichts ohne Unterlaß sich zu bemühen.

So gilt es vom Staat, wenn von irgendeiner Gemeinschaft, daß er sich im Bewußtsein seiner Glieder immer von neuem setzt. Mag er sich immerhin der Betrachtung zunächst als äußere Lebensordnung, äußere Machtentfaltung darstellen, mögen äußere Gegeben-

heiten sein Schicksal mitbestimmen, greifbare Güter der sichtbaren Welt Ziele seines Strebens sein — all dies Äußere erhält Sinn, Wert und Bedeutung erst durch die lebendigen Seelen, die aus ihren Tiefen den Staat fort und fort erzeugen und alles das, was an ihm äußerlich scheint, zum Momente eines geistigen Schöpfungsprozesses machen.

Wie wir oben sahen, ist es gerade das Erlebnis des Staates bzw. des Zusammenpralls der Staaten gewesen, in dem unserem Geschlecht die Problematik des Verhältnisses zwischen Individuum und Gemeinschaft am stärksten fühlbar geworden ist. Das ist kein Wunder, da der Staat tatsächlich alle die gesellschaftlichen Beziehungsformen, die die vorausgegangene Betrachtung kennen lehrte, in sich vereinigt und entsprechend auch die in ihnen begründeten Spannungen aufs äußerste verschärft. Unser Gedankengang suchte das Verständnis seines Lebensprozesses anzubahnen, indem er von den leichter überschaubaren Elementarvorgängen her zu den Komplikationen vordrang. Auch nachdem die Erörterung beim Staat selbst angelangt ist, heißt es zunächst von dem kleinen Teil des staatlichen Lebensprozesses ausgehen, der unmittelbar in den Gesichtskreis des Schülers fällt. Das Doppelverhältnis des Bürgers zum Staatsganzen, symbolisiert in Wahlzettel und Steuerzettel, ist ihm natürlich aus vielfachen Einzelercheinungen geläufig, die nur in die Erinnerung zurückzurufen sind; auch sind ihm Wahl, Volksvertretung, Beamtenum bekannte Dinge, aber — dies alles sind für ihn doch nur *disiecta membra*. Daß die Staatsbürgerkunde, insoweit sie Darlegung der politischen Technik ist, hier nicht ausreichende Abhilfe schafft, wurde schon oben bemerkt: sie fügt zwar die zerstreuten Bruchstücke zu einem mechanischen Nebeneinander zusammen, aber das organische Ineinander, in dem ihre innere Einheit lebt, kann sie nicht ersichtlich werden lassen. Daher denn auch die Hilflosigkeit, ja Fremdheit, mit der große Teile unseres Volkes den Erscheinungen dieses Lebens gegenüberstehen, daher die mannigfachen Fehlgriffe und Versäumnisse, die aus diesem Unvermögen hervorgehen. Es gehört zu den heilsamen, freilich auch teuer bezahlten Lehren der jetzigen Krisis, daß sie mit erschreckender Deutlichkeit offenbart hat, wo die Lücken des Verständnisses klaffen.

Indem wir die Reihe dieser Mißverständnisse verfolgen, ergibt sich die gegenüber der ersten Auflage dieses Buches bemerkenswert veränderte Sachlage, daß eine Abwehr, die sich dort zwar auch gegen „vereinzelte Quertreiber und Fanatiker“ in unseren Reihen, vor allem aber gegen die Entstellungen richtete, mit denen die Publizistik der feindlichen Länder unsere Sache zu schädigen suchte, nunmehr ebenso sehr den Bezeichnungen gilt, mit denen weite Teile des deutschen Volkes selbst entweder die eigene Sache überhaupt oder wenigstens die führenden Personen und Schichten überhäufen. Doktrinarismus, Parteileidenschaft und jene Marklosigkeit des moralischen Charakters, die unter der lastenden Tragik des nationalen Schicksals zusammenknickt, wirken zusammen, um das Bild eines Geschehens von erschütternder Größe in dem trüben Qualm persönlicher Verdächtigungen, skrupulöser Selbstbeschuldigungen und moralischer Gemeinplätze untergehen zu las-

sen. Es ist demgegenüber eine der ersten Aufgaben nationaler Erziehung, die Jugend zu dem großen Sinn zu erziehen, der an die Mächte und Schicksale der Weltgeschichte wirklich heranreicht. Dazu gehört aber in erster Linie auch die Einsicht in die Formung des staatlichen Willens.

1. An dieser Einsicht fehlt es zunächst einmal vielfach da, wo es das Verhältnis zwischen Volk, Volksvertretung und ausführender Gewalt zu verstehen gilt. Es ist ja eine sehr simple Erwägung: da die Mehrheit des Volks in diesem oder jenem der am Weltkrieg beteiligten Staaten nicht den Krieg gewollt habe, so liege hier unfraglich Zwang oder Betrug seitens der Regierenden vor. Und vor allem ist diese Erwägung auch äußerst dienlich, sich selbst bzw. die Gleichgesinnten von jeder Verantwortung für die Geschehnisse, die sich an die fragliche Entscheidung angeschlossen haben, zu entburden und damit die Basis für das moralische Ketzergericht zu schaffen. Nur vergißt dieser Gedankengang leider, daß völlige Übereinstimmung zwischen den Regierenden und Regierten auch bei durchaus verfassungsmäßigem und loyaltem Handeln aller Beteiligten keineswegs notwendige Folge ist. Die Besprechung geht zweckmäßig von folgender Frage aus: Wie kommt es, daß so oft die Beschlüsse der Gewählten sich keineswegs mit den Wünschen der Mehrheit der Wähler decken? (Steuerbewilligungen sind ein besonders überzeugendes Beispiel.) Wie kommt es ferner, daß die Handlungen der Staatsbehörden sich oft so wenig mit den Absichten der Volksvertretung und noch weniger mit den Wünschen des Volkes decken? (vgl. die oft vernommenen Klagen über bürokratische Selbstherrlichkeit der Beamtschaft). Sind diese Abweichungen notwendig aus dem bösen Willen bzw. dem Unvermögen der Personen zu erklären?

2. Die Frage nach dem Grunde solcher Abweichungen führt dann unmittelbar auf die zweite der oft verkannten Beziehungen: das Verhältnis zwischen dem Handeln der Verantwortlichen und Regierenden einerseits, den objektiven Nötigungen des staatlichen Lebensprozesses andererseits. Sicherlich ist, da objektive Notwendigkeiten nur in subjektiven Seelen empfunden, bejaht und in Taten umgesetzt werden können, die individuelle Besonderheit der den Staat leitenden Persönlichkeiten, das Ganze ihrer moralischen und intellektuellen Eigenschaften als wichtiger Faktor in die Gesamtrechnung einzusetzen. Aber dies ist ja nun eben das fundamental schwierige Problem der historischen Psychologie, aus dem Resultat, dem politischen Handeln, die Motivierung durch rein subjektive Meinungen und Antriebe, die Einflüsse der Gesamtheit und endlich die objektiven Forderungen der Lage herauszupräparieren. Diese heikle Aufgabe, an die der Sachkenner nur mit äußerster Behutsamkeit und kritischem Bedacht herantreten wird, hat nur zu oft die allgemeine Urteilsweise mit Hilfe einer über alle Maßen groben und dürftigen Psychologie einfach dadurch erledigt, daß sie den individuellen Antrieben alles überwies, den Druck der Gesamtheiten aber und vor allem die objektiven Nötigungen beiseite schob. So erscheint denn nach weitverbreiteten Vorstellungen der gewaltige Zusammenprall der ihre Lebenstrieb entfaltenden, ihre Lebensnotwendigkeiten bejahenden Staatsorganismen als das mit satanischer Tücke angezettelte Werk einiger politischer Ränkeschmiede und Karrieremacher, und die erhebende

und zermalmende Tragödie der Weltgeschichte verwandelt sich in die jämmerliche Groteske eines von wenigen unsichtbaren Regisseuren gelenkten Puppenspiels. Man wird, um solchen Verkleinerungen zu begegnen, ausgehen von dem oben in engem Rahmen entwickelten psychologischen Problem des Gemeinschaftsleiters und den Gedanken herausarbeiten, daß im Leben des staatlichen Verbandes dieses Problem insofern eine besondere Gestalt annimmt, als das Schwergewicht der objektiven Erfordernisse sich entsprechend den räumlichen und zeitlichen Dimensionen dieses Verbandes ungeheuer verstärkt. Leicht macht sich der Schüler klar: auch der willenskräftigste und an Entwürfen reichste staatsmännische Kopf hat, wenn er an sein Werk geht, nicht eine unbegrenzte Zahl von Möglichkeiten vor sich, unter denen er frei wählen könnte; er kann nicht, dem Künstler gleich, aus der Kraft des reinen Gedankens heraus gestalten, sondern er sieht sich von vornherein einer gegebenen Lage gegenüber, die mit ihrer eigenen Logik bestimmte Folgerungen aus sich selbst hervortreibt.

Es sei nicht verschwiegen, daß diese Betrachtung um der ethischen Folgerungen willen, die sich aus ihr ergeben, mit äußerster Behutsamkeit geführt werden muß. Es gilt den Schüler zwischen den beiden Extremen des „Alles verstehen, alles verzeihen“ und des „Nichts verstehen, alles verurteilen“ hindurchzusteuern, ihn ebenso vor einem nurhistorischen Relativismus wie vor einem unhistorischen Moralismus zu bewahren. Jene beiden Prinzipien der Beurteilung sind ja nichts anderes als die ethischen Widerspiegelungen der beiden Auffassungen des gesellschaftlichen Lebens, deren Einseitigkeit dargetan wurde: der kollektivistischen und der individualistischen. Wie die hier vertretene Auffassung die in beiden enthaltenen Wahrheitsmomente zu der Synthese einer dritten, höheren Anschauung zusammenführen will, so möchte sie auch die Grundlage für ein vermittelndes Prinzip der ethischen Beurteilung schaffen, das weder die Subjektivität völlig entlastet noch die Objektivität gänzlich übersieht. Es ist nach dieser Richtung hin schon viel gewonnen, wenn der Schüler die verwickelte Natur des hier vorliegenden psychologischen und ethischen Problems erkennt und daraus den ernststen Willen herleitet, mit dem moralischen Verdammungsurteil überall da vorsichtig zurückzuhalten, wo ungenügende Kenntnis der Menschen und der Verhältnisse die Gefahr ungerechter Verkenntung nahe rückt. Dieser Gewinn ist um so höher anzuschlagen, als auch die gegenseitige Beurteilung der Parteien und Gruppen innerhalb des eigenen Staates und Volkes durch die gleiche Nichtachtung oder Unterschätzung objektiver Bindungen aufs ungünstigste beeinflusst wird.

3. Daß nur allzuoft verkannt wird, wie unendlich zusammengesetzt und schwer beherrschbar die Bedingungen sind, denen jedes politische Handeln untersteht, dafür zeugen nicht nur die moralischen Verdammungsurteile, denen dieses Handeln zu verfallen pflegt. Wieviel Äußerungen der Kritik an der Richtigkeit, der sachlichen Zweckmäßigkeit politischer Aktionen, wieviel Behauptungen über das Nötige, Mögliche, Wünschbare wurden und werden laut, die in ihrer Grobdrichtigkeit eine keineswegs geringere Unkenntnis von dem, was Politik heißt, verraten. Schwerlich dürfte irgendein Kulturvolk in dem Maße wie das deutsche von dem Übel einer in einem schrankenlosen Illusionismus wurzelnden

politischen Besserwisserei heimgesucht sein, und dies, obwohl es in Wahrheit kein Volk gibt, dem der kühle und klare Blick für die Wirklichkeit, die besonnene Zügelung der Gedanken, der Wünsche und der — Reden so bitter not täte wie dem unsrigen; keines aber auch, dem die Welt der politischen Realitäten unausgesetzt so lehrreiche und nachdrückliche Lektionen erteilte. Ihre Wirkung können sie freilich erst dann tun, wenn der allgemeinen Erkenntnis Bahn gebrochen ist, welche Mannigfaltigkeit sachlicher Bedingungen an jedem Punkte des staatlichen Arbeitsprozesses in Rechnung gesetzt werden muß, damit den Forderungen der Lage Genüge geschehe, und wie unweigerlich diese Mannigfaltigkeit sich dem Einblick des durchschnittlichen Amateurpolitikers entzieht. Man stelle doch einfach einmal die Frage, welche Summe von politischen, historischen, geographischen, wirtschaftlichen, technischen, militärischen Informationen dem zur Verfügung stehen muß, der über dieses oder jenes aktuelle Problem ein selbständiges, sachlich begründetes Urteil abgeben will? Bei ernstlichem Nachdenken muß der Schüler selbst zu der Erkenntnis gelangen, daß es dem Wesen der Sache nach nur eine beschränkte Zahl von Menschen sein kann, denen ihre Vorbildung, ihr Lebensgang und ihre Stellung im politischen Leben einen solchen Einblick in das Geflecht der maßgebenden Faktoren gibt, wie er als Voraussetzung eines innerlich begründeten Urteils und einer der Sache förderlichen Entschließung unerläßlich ist. Es ist eine Binsenwahrheit, daß alle diese Bedingungen erfüllt sein können, ohne daß die auf ihnen fußende Entscheidung das Richtige zu treffen braucht. Sie läßt die Tatsache unerschüttert, daß, wo diese Bedingungen nicht erfüllt sind, ein Fehlgreifen noch unendlich viel wahrscheinlicher, ja die Entscheidung ein reines Lotteriespiel ist. Man mag es beklagen, daß die Komplikationen der historisch-politischen Wirklichkeit diesen nicht nur für den Staatsbürger höchst unbefriedigenden, sondern auch für das Ganze unter Umständen sehr bedrohlichen Zustand herbeigeführt haben — aber man schafft ihn nicht dadurch aus der Welt, daß man so redet und handelt, als ob er nicht bestehe. Auch hier wird es ein unverächtlicher Zuwachs an Klarheit in der Lebensorientierung sein, wenn die Grenzen sichtbar werden, in die angesichts der Verwicklungen des gegenwärtigen Lebens das eigene Erkennen gebannt ist, damit es um so energischer die gesammelte Kraft an den Stoffen betätige, die ihm wirklich erreichbar sind. Gegen solche Grenzbestimmung wird man höchstens von dem Standpunkt aus Bedenken haben, der sich in dem Satz ausspricht: Besser falsch urteilen, als gar nicht urteilen. Er meint das Verhältnis naiver Unbefangenheit und Selbstverständlichkeit, mit dem der Geist auf primitiven Stufen des Lebens den Dingen der Welt gegenübersteht, inmitten eines von aller Ursprünglichkeit und Einfachheit himmelweit entfernten Kulturgetriebes künstlich aufrechterhalten zu können. Wie verhängnisvoll solche Meinung werden kann, wird angesichts der oben besprochenen Fernwirkungen, die dem gegenwärtigen gesellschaftlichen Leben eigentümlich sind, ohne weiteres ersichtlich: jedes falsche Urteil der politischen Dilettantenweisheit ist eben nicht lediglich ein privater Irrtum — das Vergnügen eines solchen brauchte ja keinem verkümmert zu werden — es ist ein Stück politischer Ursache, ein Moment politischer Stimmung, ein winziges Etwas, das fortrollend zur Lawine anschwellen kann.

Selbst auf die Gefahr hin also, daß das Bewußtsein allseitiger Informiertheit und Urteilsfähigkeit, das dem Menschen so teuer ist, empfindlich ins Wanken gerät, muß jenem Wahn so energisch wie möglich zu Leibe gegangen werden.

4. Mit dem letzten Gedanken ist aber schon ein weiterer Zusammenhang berührt, dessen Bedeutung ebenfalls von unserem öffentlichen Denken nicht genügend gewürdigt ist: die unlösliche Verflechtung der im eigentlichen Sinne politischen Vorgänge mit den allgemeinen Zuständen innerhalb des Volkes und der Gesellschaft, vermöge deren Verhaltensweisen, die an sich unpolitisch erscheinen, sich letzten Endes unausweichlich in politische Wirkungen umsetzen. Privatleben und persönliches Verhalten gegenüber der eigenen Umgebung einerseits, politisches Handeln und Leisten andererseits erscheinen dem durchschnittlichen Denken wie zwei völlig getrennte Bezirke des Daseins, deren jeder seine eigenen Gesetze hat. Die abstrakte Sachlichkeit des Staatsbegriffs und die Lebendigkeit des persönlichen Daseins wollen nur schwer einen Bund eingehen. Und doch muß auch hier die Einsicht geweckt werden, daß kraft jener in unbegrenzte Weiten fortwandernden Fernwirkungen des gesellschaftlichen Zusammenhangs alle Einflüsse, die der Einzelne auf die innere Verfassung seiner menschlichen Umgebung ausstrahlt, nichts anderes sind, als Teilbeträge zu den Gesamtzuständen, die mit unausweichlicher Notwendigkeit die rein politischen Entwicklungen in eine bestimmte Richtung drängen. Auch hier mangelt es nicht an Beispielen, deren Bedeutung jeder denkende Schüler selbst erkennt. Welche Wirkung hat ein ungerechtes, entstellendes Urteil über bestimmte soziale, wirtschaftliche, religiöse, geistige Tendenzen und Gruppen innerhalb des Volksganzen, das jemand im Privatgespräch, „im Vertrauen“ dem anderen übermittelt? Welche Wirkung eine Verschärfung sozialer Gegensätze innerhalb einiger weniger Menschen? Eine Abschwächung oder Ablenkung gesunder, vorwärtsweisender Tendenzen innerhalb des kleinsten Kreises?

5. Zum eigentlichen Kern des Gedankengangs gelangt die Betrachtung, indem sie sich dem Verhältnis des Einzelnen zum Staat im engeren Sinne zuwendet. Hier sind recht eigentlich die letzten und tiefsten Folgerungen aus allen bisher gewonnenen Einsichten zu ziehen, Folgerungen, die nicht nur die Theorie des Lebens klären, sondern auch die Praxis des Lebens leiten sollen. Das Denken weiter Schichten steht eben auch heute noch dem Staat mit Vorstellungen gegenüber, wie sie für den Staat des Absolutismus sachlich zutreffend waren. Staat ist ihnen immer noch Regierung, ein Gebilde aus Beamten und Paragraphen; staatliche Forderungen sind die unbequemen Ansprüche einer Gewalt, mit der man wie mit einer gegenüberstehenden Partei rechnet. Dabei ist solcher Unmut nur das notwendige Korrelat der hohen Forderungen, die diese den Staat aus dem Ich heraussetzende Auffassung an die Vollkommenheit des also abgelösten stellt. Ansprüche sind ja um so leichter erhoben, je weniger man die eigene Person von ihnen mit umfaßt glaubt. Die oft beklagte Staatsverdrossenheit erweist sich damit als die Kehrseite einer Staatsvergötterung, die den Staat, wie er ist, an dem Vollkommenheitsideal des Staates, wie er angeblich sein könnte und sollte, mißt und ihm, weil er in solcher Prüfung versagt, dann die Gefolgschaft

glaubt verweigern zu dürfen. Beides, die Trennung und äußerliche Entgegensetzung von Individuum und Staat und die Steigerung der ideellen Ansprüche an diesen erwächst also aus der gleichen Wurzel — beides muß aus derselben Auffassung heraus berichtigt werden.¹⁾ Es gilt zu erkennen, daß Staat und Ich allzu eng einander verbunden sind, als daß eine an jenen gerichtete Forderung dieses ganz unbehelligt lassen könnte — es gilt zu erkennen, daß die Verbundenheit beider von einer Art ist, die harmonische Vollendung, Erfüllung aller idealen Forderungen, reibungsloses Einvernehmen schlechterdings ausschließt. Beides deutlich werden zu lassen, sind, wie ich meine, Aufklärungen nach der Art der hier entwickelten wirksamer als irgendwelche historische oder politische Darlegungen; denn während diese notwendig im Großen und Ganzen verbleiben müssen, steigen jene von unten her, von dem Kreis persönlicher Erfahrung zum Ganzen des Staates empor, so zwar, daß sie den Zusammenhang mit diesem Erfahrungsbestande fortgesetzt festhalten. Sie zeigen, daß schon in den kleinen und kleinsten Lebenskreisen Zwiespältigkeiten sich aus dem Wesen des Zusammenhangs heraus notwendig anspinnen, daß weder die Enge des Verbundenseins dem Ganzen eine harmonische Vollendung gewährleistet noch vielfache Reibung und Widerspruch der lebendigen Einheit von Ich und Gemeinschaft Abbruch tut; sie zeigen, daß beim Emporsteigen zu immer weiter gedehnten, immer strenger organisierten Verbänden zwar die Gegensätze schärfer; die Spannungen fühlbarer werden, trotzdem aber die strukturelle Verbundenheit grundsätzlich die gleiche bleibt. Gelangt man auf dem Wege dieser Betrachtungen schließlich zu dem Gebilde, in dem die innere Gegensätzlichkeit sich zu äußerster Schärfe steigert, zum Staat, so ergibt sich die Erkenntnis wie von selbst, daß auch er, weit entfernt, Individuum und Gemeinschaft völlig auseinanderzureißen und als Parteien gegeneinanderzustellen, lediglich das strukturelle Grundmotiv aller menschlichen Gemeinschaft mit der denkbarsten Entschiedenheit in sich ausprägt. Damit fällt jene Forderung und Erwartung in sich zusammen, die der Anerkennung des Staates, wie er ist, so hinderlich im Wege steht: daß der Staat in sich einen Zustand harmonischer Vollendung verkörpern solle, der keinen individuellen Anspruch unerfüllt lasse. Was das Ich als Gegensatz, Druck und Ungenügen erlebt, das erweist sich als notwendiges Moment innerhalb der Individuum und Staat umfassenden Lebenseinheit, nicht als Symptom ihrer Scheidung und äußeren Entgegensetzung. Unstatthaft ist es demnach auch, das, was der Staat dem Einzelnen abverlangt, als Opfer anzusehen, das eine ihm äußerliche Gewalt einfordert; es ist nicht Aufwendung im Dienste einer fremden, sondern Anstrengung im Dienste der allereigensten Sache.

Nur auf dem Boden der in diesen Sätzen fixierten Gesamtanschauung kann eine Staatsgesinnung gedeihen, die schweren Belastungen standhält. Solange die theoretische Betrachtung des Staates und die staatsbürgerliche Erziehung von dem Gedanken ausgeht, daß der Staat, wie er sein

1) Vgl. als Ergänzung: Th. Litt, Die philosophischen Grundlagen der staatsbürgerlichen Erziehung; in dem Sammelbande „Staatsbürgerliche Erziehung“, herausgegeben von Lampe und Franke. Breslau 1924.

sollte, eigentlich alle Gegensätze in Harmonie auflösen müßte, solange wird jede Zumutung, jeder Eingriff, jede Enttäuschung das Staatsbewußtsein ins Wanken bringen. Andererseits können aber solchen Erlebnissen gegenüber auch die Imperative einer staatlichen Ethik, die dem Bürger Unterwerfung, Opfermut, Hingabe, Verzicht zur Pflicht machen wollen, nur geringe Wirkung üben; sie verlangen, so gefaßt, mehr als durchschnittliche Menschenart zu leisten vermag. Die Gebote politischer Ethik können nur dann in den Seelen wirklich Wurzel schlagen, wenn sie sich verbünden mit einer geläuterten Auffassung derjenigen Lebenswirklichkeit, in der sie die Stätte ihrer Bewährung haben; wo dies geschieht, da werden von selbst die übersteigerten Fassungen verschwinden, die dem Aufbau dieser Wirklichkeit so offenkundig widerstreiten.

Die Staatengesellschaft. Der Staat waltet über den von ihm umschlossenen, unendlich mannigfaltigen Teilgruppen des Staatsvolks als alleiniger Inhaber der legalen Zwangsgewalt; kraft dieser seiner Macht gewährleistet er den Teilgruppen ihren Bestand genau so lange und so weit, wie es mit seinen Interessen vereinbar bzw. ihnen förderlich erscheint; er gibt ihnen die Möglichkeit und den Spielraum eines aktionsfähigen Willens, so daß sie ihm gegenüber in die Stellung von Schützlingen und Lehnsträgern gerückt erscheinen. Nun hat aber der Staat nicht nur die eine Richtung der Betätigung, die in der Beziehung auf die ihm eingegliederten Individuen und Kollektivindividuen begründet ist. Weil der Staat nicht ein einziger ist, sondern neben sich eine Vielheit von Gebilden verwandter Struktur hat, kehrt sich sein Wille nach außen; er tritt in Beziehungen zu den neben ihm stehenden Staatsindividuen, und so entwickelt sich ein Wechselverkehr, der die Gesellschaft der Staaten entstehen läßt, also eine Einheitsbildung, die den einzelnen Staat sich selbst als Glied einordnet. Für die Beziehungsformen, die das Wesen dieser Einheitsbildung ausmachen, ist die Tatsache entscheidend, daß auch innerhalb von ihr der einzelne Staat sich als ausschließlicher Träger der auf Zwangsausübung gestützten Macht behauptet, daß er eifersüchtig über dieses sein höchstes Recht wacht und seine auch nur teilweise Abgabe nach oben wie nach unten seinem innersten Wesen nach ablehnen muß. Er drückt seine Ausschließlichkeit mit anschaulicher Deutlichkeit auch in seiner räumlichen Erscheinung aus. Die meisten Gruppen nehmen den Boden, auf dem sie leben, nicht ausschließlich für sich in Anspruch. Auf dem Grund und Boden einer Stadt etwa können die verschiedensten Verbände gleichzeitig die Menschen zusammenschließen, die Fäden, die sie ziehen, können sich aufs mannigfachste durchkreuzen, ohne daß sie sich ineinanderzuwirren brauchten. Der Staat dagegen dehnt seine Herrschaft über ein geschlossenes Raum-

gebiet aus, innerhalb dessen er allein gebietet, und er gibt seine innere Festigkeit aufs deutlichste durch die scharf gezogenen Raumgrenzen kund, mit denen er jede andere Bindung, die mit der seinigens konkurrieren könnte, fernhält. Dieser Sachverhalt bewirkt, daß jene übergreifende Einheit der Staatenbildung es von vornherein nicht zu der Geschlossenheit des Wesens und Willens bringen kann, die den Staat als souveränes Willenssubjekt auszeichnet. Aktionsfähig im höchsten Sinne sind wohl ihre Glieder, nicht sie selber.

So ist denn die eigentümliche Situation die, daß die einzige kraftvolle, aktionsfähige Machtorganisation in der Mitte steht zwischen einer Vielheit kleinerer Einheitsbildungen, deren Aktionsbereich sie durch das Recht bestimmt und durch die Macht schützt, und einer umfassenden Einheitsbildung, die weder selbst im Besitz der Macht ist noch auch vom Staat eine vollgültige Aktionsfähigkeit entlehnen kann, die also notwendig an einer gewissen Blässe der Erscheinung und Kraftlosigkeit des Verhaltens kränken muß. In dieser Sachlage, in dieser Mittelstellung desjenigen Kollektivgebildes, das die Macht in sich konzentriert, liegt die grundsätzliche Verschiedenartigkeit der Lebensbeziehungen begründet, die innerhalb und die oberhalb seines Bereichs die vorherrschenden sind. Dort hat das Ganze die Macht und damit die Möglichkeit, die Bewegung der Teile durch die Ordnung zu organisieren, durch das Recht zu regeln; hier haben die Teile für sich die Macht und damit die Möglichkeit, sich selbst zur Geltung zu bringen, nicht aber das Ganze zu regeln und zu organisieren. Eine Organisation und Rechtsordnung dieses umfassenden Ganzen, die derjenigen des Staates vergleichbar wäre, würde erst mit dem Augenblick möglich, wo die Macht vom Staat weg aufwärts rückte und sich diesem Ganzen vermählte.

Aus dieser Lage der Dinge erklärt es sich, daß im zwischenstaatlichen Leben das Recht nur in den unvollkommenen Formen des „Völkerrechts“ entwickelt ist, das beim Fehlen einer Vollstreckungsgewalt des Ganzen einstweilen keinerlei Gewähr für seine Einhaltung besitzt. Wo aber das Recht keinen Boden hat, da herrscht nun einmal die Gewalt, und deshalb spielt innerhalb der Staatengesellschaft der gewaltsame Austrag der Konflikte zwischen den Gliedern als regelmäßige Form der Auseinandersetzung eine Rolle, die das innerstaatliche Leben ihm längst entzogen hat. An sich ist dieses letztere keineswegs ärmer an Konfliktsstoffen als das zwischenstaatliche Leben, aber die Vereinigung von Macht und Recht, die das Wesen des Staats ausmacht, hat die Entscheidung der Streit-

fälle, statt dem Messen der Kräfte, der Rechtsordnung überwiesen, während die Staatengesellschaft, die Recht und Macht trennt, immer wieder auf jene ultima ratio zurückzugreifen genötigt ist.

Der Krieg zwischen Staaten ist also eine Erscheinung des menschlichen Zusammenlebens, die man bei der gegenwärtigen Gestaltung der Gesamtlage nicht als grauenvolle Abnormität, als sittliche Entartung verdammen, sondern als unvermeidliche Notwendigkeit verstehen soll. Ja, recht besehen, muß das moralische Urteil über einen Staatenkonflikt eine Reihe von Milderungsgründen gelten lassen, die bei einem Zusammenstoß zwischen Individuen wegfallen. Zu beseitigen — um dies vorab zu sagen — sind naturgemäß diese so wenig wie jene. Ob es Einzelindividuen oder Kollektivindividuen sind, die nebeneinander und untereinander zu leben, gewisse Lebensaufgaben zu erfüllen, gewisse Lebensgüter zu teilen bestimmt sind, niemals lassen sich die individuellen Sphären durch freien Entschluß der Beteiligten derart gegeneinander abgrenzen, daß jedes Hinausgreifen in das Nachbargebiet von vornherein ausgeschlossen bleibt. Alles Leben trachtet nach Erweiterung seines Machtbereichs, will sich ausgeben, seinem inneren Drang Genüge tun, und keine gütige Schicksalsordnung fügt es dann so, daß dieser Lebensdrang immer genau an der Stelle sich gesättigt fühlt, wo das von einem anderen beanspruchte Gebiet seinen Anfang nimmt. Die Lebenssphären, auf deren Beherrschung die Individuen kraft der ihnen innewohnenden lebendigen Triebe Anspruch hätten, liegen nie und nirgends reinlich abgeschieden nebeneinander, sondern ihre Grenzl意思ien überschneiden sich allenthalben. Träte nicht im Bereich des einzelmenschlichen Handelns die rationale Ordnung des Lebens machtgerüstet auf den Plan, des Kampfes würde auch dort kein Ende sein. Sie nimmt durch das abstrakt-formale Gesetz eine Abgrenzung und Einschränkung des individuellen Bereichs vor, wie eine solche sich ohne ihr Eingreifen als das Ergebnis des Kampfes herausstellen würde.

Bis hierher sind alle die Grundvoraussetzungen für Einzelindividuen wie für Staatsindividuen die gleichen. Auch in den Staaten lebt ein unhemmbarer Drang nach Ausweitung, Machtsteigerung, Selbsterhöhung. Auch sie läßt dieser Drang mit naturhafter Gewalt über die Grenzen hinausgreifen, jenseits deren die Ansprüche der Rivalen beginnen. Aber wenn man deshalb vom staatlichen Egoismus spricht, so bedarf doch die Übertragung dieses persönlichen Begriffs einer gewissen Einschränkung. Der egoistische Erweiterungsdrang, der im Staatsganzen lebt, kann sich doch, wie

wir sahen, nicht anders zur Geltung bringen und in die Tat umsetzen, als durch die Entschliebung und das Handeln der Einzelmenschen, die irgendwo und irgendwie auf die Gestaltung des Gesamtwillens maßgebend einwirken. Für diese einzelnen ist aber diese Entschliebung gerade dann, wenn sie einem sachlich berechtigten Egoismus des Staatsganzen Folge gibt, eben nicht mehr Egoismus, sondern Anerkennung einer überpersönlichen, ihrem individuellen Streben überlegenen Notwendigkeit. Der Staatslenker, der dem Egoismus seines Staates dient, handelt, indem er dies tut, ganz und gar nicht egoistisch; er kann sein Verhalten von der sittlichen Weihe gehoben fühlen, die jede Hingebung an ein Überpersönliches adelt, und steht damit auf einer ganz anderen Stufe als derjenige, der einem rein persönlichen Egoismus gehorcht. Gerechterweise müßte also das moralische Urteil über die Entschliebungen, die einen Staat zum Kriege mit einem anderen führen, über die politischen Strömungen, die um bestimmter staatlicher Bedürfnisse willen die Entscheidung der Waffen anrufen zu müssen glauben, ja über die ganzen nationalen Bewegungen, die schließlich in einen Krieg ausmünden, jenes ideale Moment der Hingebung zugunsten der Parteien buchen oder zum mindesten anerkennen, daß die Scheidung zwischen dem sachlich berechtigten Egoismus des Staatsganzen und dem persönlich bedingten Egoismus der einzelnen ein überaus heikles Unternehmen ist.

Von einer Einsicht in die Komplikationen, die sich aus der geschilderten Sachlage ergeben, und von einer entsprechenden Mäßigung des Urteils ist während der europäischen Krisis herzlich wenig zu bemerken gewesen. Von vornherein ist die ganze Atmosphäre, in der der Kampf und später die „Friedens“verhandlungen sich abspielten, vergiftet worden durch die eigensinnige Verbohrtheit, mit der die Kämpfenden sich wechselseitig jedwede Befugnis abstritten, sich auf die Rechtstitel eines Kampfes um nationale Existenz und Größe zu berufen. Nicht nur nahm jede Partei für sich in Anspruch, daß sie die „gerechte Sache“ verfechte, sie hielt auch diesen Satz für gleichbedeutend mit dem anderen, daß der Gegner für eine ungerechte kämpfe. Nun war der erste Satz sicherlich für einen großen Teil der beteiligten Staaten und Völker richtig in dem Sinne, daß die Verfolgung gewisser objektiver Lebenstendenzen, längst angelegter Willensbestimmtheiten, ja teilweise unausweichlicher Notwendigkeiten sie in den Krieg verwickelt hat; in welchem Maße dies im einzelnen zutrifft, das wird erst das historische Urteil künftiger Geschlechter, die den Geschehnissen mit leidenschaftsloser

Betrachtung gegenüberstehen, entscheiden dürfen. Fernerhin wird, selbst wenn nach dieser Seite hin sich im Einzelfall Zweifel regen, nicht ernstlich bestritten werden dürfen, daß jedenfalls die beteiligten Völker in ihrer weitaus überwiegenden Mehrheit kraft felsenfester Überzeugung ihre eigene Sache in diesem Lichte sahen. Aber wenn die eigene Sache die gerechte war oder als die gerechte empfunden wurde, dann war es eine schwere Verirrung, wenn man damit die gegnerische Sache von vornherein gerichtet glaubte. Die Gerechtigkeit der Sache, die ein Staat verfährt, kann an nichts anderem abgemessen werden, als an der Gewichtigkeit der Lebensinteressen, für die er seine Kräfte einsetzt. Da diese Lebensinteressen in der Enge der Welt, in die die Staaten sich teilen, im Gedränge der Wünsche und Bestrebungen einander ins Gehege nicht nur kommen können, sondern kommen müssen, so braucht die Gerechtigkeit der Sache, die eine Partei verfährt, der Gerechtigkeit der wider sie streitenden nicht den geringsten Abbruch zu tun.

Ebensowenig, wie die Kollektivpersönlichkeiten, die Staaten, konnten die Einzelpersönlichkeiten, denen das historische Schicksal Führung und Verantwortung auferlegte, sich einer billigen Beurteilung erfreuen — und dies, obwohl die heutige Gestaltung der historischen Welt moralischen Verdikten von solcher Art erst recht die Grundlage entzieht. Nichts ist ja, so sahen wir, kennzeichnender für die Art, wie in den Staaten der Gegenwart die Willensentscheidungen gefällt, die Handlungen vollzogen werden, als der unpersönliche, schicksalhafte Charakter der Gesamtvorgänge, der bedingt ist durch die unübersehbare Verteilung der beteiligten Willensantriebe auf unzählige Köpfe, die Mechanismen der rationalen Zweckordnung, den Druck der politischen Situationen — kurz, durch die ganzen Zwangsläufigkeiten, die das Wollen des einzelnen Menschen gleichsam zu mediatisieren scheinen. Wenn man in früheren Zeiten wirklich in der Lage war, mit den Fingern auf die Männer zu weisen, die dafür „verantwortlich“ waren, daß die Völker sich zerfleischten, so war doch hier kein Einzelner, mochte er so hoch gestellt sein, wie er wollte, mehr als der Exponent einer in ihm gipfelnden gewaltigen Gesamtbewegung. Und doch dies unstillbare Bedürfnis, auch die leitenden Personen durch das Urteil der zivilisierten Welt moralisch zu vernichten!

Wenn nun die Gesellschaft der Staaten und Völker nach wie vor, in ihren Handlungen wie in ihren Urteilen, die Motive der Trennung und des Gegensatzes unvergleichlich viel stärker hervortreten läßt als die der Einung, so ist sie doch weit entfernt davon, sich in ein

bloßes Aggregat neben- oder vielmehr gegeneinanderstehender Sondergebilde aufzulösen. Ungeachtet all der harten Entschiedenheit, Schärfe und Unnahbarkeit, mit der gerade der Machtstaat sich gegen alle Nachbargebilde absetzt, ist er doch nicht stark genug, um die Tausende und Abertausende von Fäden, die über seine Grenze herüber- und hinüberlaufen, abzuschneiden. Das Zwecksystem der rationalen Organisation, vorbildlich verkörpert in dem Riesengefüge der Weltwirtschaft, läßt sich so wenig an den staatlichen Grenzen Halt gebieten und zum selbstgenügsamen Abschluß bringen, wie die Fülle lebendig gewachsener sozialer und kultureller Beziehungen, die die Kulturvölker verknüpfen, rückgängig gemacht oder durch einen Willensakt ausgelöscht werden kann. Ja, zu keiner Zeit sind die welt- und menschenverbindenden Elemente so zahlreich und so wirksam ausgebaut gewesen wie gerade jetzt. Es ist, als würden wie mit magnetischer Gewalt die Menschen, die unsere Kulturwelt bevölkern, näher und näher aneinander herangezogen, zum Austausch materieller und geistiger Lebensgüter aufgerufen.

In diesem Prozeß der Annäherung und Vergemeinschaftung bewährt sich abermals das Prinzip, das uns in aller Gemeinschaftsbildung bemerklich wurde: daß die Pflege gemeinsamer geistiger Gehalte der Ausbildung unterscheidender Besonderheit nicht entgegenarbeitet, sondern förderlich ist. Kräftiges Blühen nationaler Eigenart und Ausbau übernationaler Gemeinsamkeiten sind nichts weniger als sich ausschließende Gegensätze: in einem durch tausend Wechselbeziehungen verbundenen Völkerkreise nährt sich das Gemeinsame aus keinen anderen Quellen als aus der vielgestaltigen Geisteskraft der Völkerindividualitäten, gewinnt das Besondere seine charaktervolle Ausprägung und seinen reichen Gehalt gerade im Herausarbeiten der Eigenform, die es dem mit den Brudervölkern Geteilten verleiht.

Ist diese Doppelseitigkeit der Wirkungen der Welt der geistigen Werte zweifellos zum Heile, so bleiben doch auch hier die Verschärfungen und Zuspitzungen nicht aus, die aus der Besonderung die feindselige Entgegensetzung werden lassen. Eine schlechthin tragische Zwiespältigkeit waltet in der Entwicklung, die aus derselben Wurzel Einendes und Trennendes hervorgehen läßt. Es ist derselbe Geist rationaler Zweckgestaltung des Lebens, der den Staat zur gewaltigsten Aktionseinheit verfestigt und damit alle Instinkte und Kräfte kämpfender Selbstdurchsetzung in ihm weckt und organisiert — und der das Riesensystem der gemeinsamen Weltinteressen aufbaut, das wechselseitige Ergänzung der Arbeit, Solidarität

des Schaffens gebieterisch verlangt; es ist derselbe Prozeß geistiger Entfaltung und Wechselbefruchtung, der alle die Lebensfragen der Kultur, Humanität, Sittlichkeit zu gemeinsamen Anliegen der zivilisierten Welt macht — und der doch auch gerade auf dem Untergrunde dieses Gemeinsamen nun die Individualität der Völker sich immer klarer ausprägen und in ihrer unterscheidenden Sonderart sich mit vollem Bewußtsein erfassen läßt. Gerade weil im Rahmen der zusammenführenden, ja zusammendrängenden Kulturorganisation die Gestalten des Geistes sich immer näher von Angesicht zu Angesicht schauen, ihre Züge vergleichen, ihre Kräfte messen, gerade darum verspüren sie Gehalt und Wert ihres Sonderwesens und empfinden es gerade darum als wertvoll, weil es anders ist als das, was andere ihr eigen nennen.

Und nun spielt in diese Entwicklung polar gegeneinander gespannter Tendenzen auch noch jene Verteilung der Kräfte hinein, die das Sondergebilde, sofern es zugleich in staatlicher Organisation zusammengeschlossen ist, so stark vor den übergreifenden Bindungen bevorzugt. Im Kreise der Staaten- und Völkergesellschaft gewinnt die Krafrichtung, die auf Individualisierung, Absonderung, Entgegenstellung der Glieder drängt, ein folgenreiches Übergewicht durch die Tatsache, daß nur der einzelne Staat Machttträger, Willenssubjekt ist und damit alle Kräfte auf sich mit unwiderstehlicher Gewalt sammelt. Das hat zur Folge, daß im tatsächlichen Verlauf des Geschehens die entscheidenden Antriebe schließlich von dem einzelnen Staat ausgehen, das Ganze nur geschoben und leidend beteiligt ist, und dies bewirkt nun weiterhin, daß neben dem Bilde strotzender, gesättigter Kraft, das er bietet, das Ganze blaß, schwächlich, lebensunfähig erscheint. Die überstaatlichen Solidaritäten mögen noch so unbestreitbar sein, in dem Augenblick, wo der Staat auf den Plan tritt und sein Volk zum Kampf aufruft, wo jeder Hauch und jeder Gedanke der Selbstbehauptung der gemeinsamen Sache gehört, verdämmern sie gleich blassen Schemen im Hintergrunde. Es ist unverkennbar, daß, vielfältiger innerer Verbundenheiten ungeachtet, die Entwicklung des Staaten- und Völkerlebens in steigendem Maße Gegnerschaft, Feindseligkeit, Kampf der Verbundenen begünstigt und die Momente solidarischer Zusammengehörigkeit ihrer Wirkungskraft beraubt. Was das für die Zukunft der Staatengesellschaft bedeutet, kann nur Kurzsichtigkeit oder böser Wille übersehen. Enger und enger wird der Raum auf unserem Planeten, je mehr Söhne die Erde trägt; immer vollkommener die Mittel der Organisation, immer mör-

derischer die Instrumente des Kampfes, immer verletzlicher das engverflochtene System der Gesamtinteressen. Nicht nur dem äußeren Wohlstand und Behagen des Daseins, auch den innersten Anliegen der Kultur muß aus diesem Fortgang der Dinge das Verderben erwachsen. So sehen wir hier in erweiterten Ausmaßen das Mißverhältnis sich wiederholen, das uns schon das Innenleben des Staates zeigte: ein klaffender Widerspruch zwischen dem Gesamtzusammenhang der Geschehnisse, der Wesen, Wirken und Schicksal bestimmt, und der Auffassung dieses Zusammenhangs durch diejenigen, die er unlöslich aneinanderkettet.

Unausweichlich wird angesichts dieser Lage der Dinge die Frage, ob die Gesellschaft der Völker die geschilderte Entwicklung sehenden Auges soll weiterschreiten lassen gleich einem Schicksal, wider das die Hände zu erheben ein fruchtloses Bemühen wäre, oder ob sie, dessen eingedenk, daß jegliches Geschehen in menschlicher Gemeinschaft letztlich den Impulsen wollender Menschen entspringt, folglich auch durch eben solche Impulse muß abgewandelt werden können, die Energien aufzubieten sich entschließt, die dem Gesamtwillen eine andere Richtung geben. Die Frage stellen heißt sie beantworten. Aus den schmerzreichen Jahren der gesamteuropäischen Krisis steigt vernehmlich die Forderung empor, daß ein von der rechten Einsicht beratener Wille an die Herstellung einer zwischenstaatlichen Lebensordnung herangehe, die zwar nicht alle bestehenden Dissonanzen in Harmonie auflöst — wir wissen, daß eine solche der Menschengemeinschaft bedingungslos versagt ist —, wohl aber durch Milderung der Leidenschaften, Mäßigung der Ansprüche einem chronischen Kriegszustande ein Ende bereitet, der der Aufhebung aller kulturellen Gemeinschaft gleichkommt. Es gilt einer Solidarität im Bewußtsein der Lebenden Anerkennung zu verschaffen, die in der Realität besteht und sich immer mehr befestigt. Kein Zweifel, daß jeder Ausgleich, in welchen Formen er auch erfolgen möge, hier, wo Staatliches und Überstaatliches sich gegenüber treten, besonders schwieriger und verwickelter Natur ist. Scheint es doch in der Tat ein Ungeheures, fast Udenkbares, was dem Staat zugemutet wird: er soll, den Gesetzen alles Lebendigen zuwider, sich freiwillig eines Teils der Freiheit zu unbekümmertem Sichausleben begeben, die bis dahin gerade als Kern seines Wesens gegolten hat. Kein Wunder, daß gegen eine solche Umkehr des Wollens sich alles auflehnt, was in den gewohnten Bahnen politischen Denkens verbleiben will; kein Wunder, daß man hier eine Selbstentsetzung, Abdankung des Staatsgedankens vor Augen zu

haben meint. Dieser Schein wird erst dann schwinden, wenn man erkennt, daß diese freiwillige Selbstbeschränkung des unbegrenzten Machttriebes in Wahrheit nicht ein schwächliches Preisgeben eigenen Rechts um nichts ist, sondern dem wohlverstandenen eigenen Interesse des Staates ebensosehr dient wie dem Interesse der anderen, weil sie allein imstande ist, eine Selbstvernichtung der Staatengesellschaft in einer Folge immer verderblicher wirkender Konflikte zu verhüten.

Auf welchem Wege aber kann und soll es zu dieser Mäßigung staatlicher Machtinstinkte, dieser Milderung bestehender oder auftauchender Gegensätze, dieser Rücksicht auf die Lebensinteressen des Nachbarn kommen? Sicherlich irren diejenigen, die von organisatorischen Maßnahmen, von Verträgen, Paragraphen, Ausschüssen, Gerichten u. dgl. alles erhoffen. Mehr als jede andere Organisation wird gerade diese, um überhaupt Leben gewinnen zu können, auf unorganisierbare Kräfte des Geistes angewiesen sein. Denn dies ist ja gerade das Unterscheidende aller überstaatlichen Organisation, daß sie nicht gleich dem Staatsverbände und den unterstaatlichen Verbänden den Rückhalt einer machtgesicherten, vollzugsfähigen Ordnung hinter sich hat — solange wenigstens die Exekutivgewalt im wesentlichen dem Staat verbleibt. Was aber einer etwaigen überstaatlichen Organisation an Stützen der Macht gebricht, das muß ersetzt werden durch die tragende Kraft der Gesinnung. Die Selbstbeschränkung des Staates kann nicht anders Wirklichkeit werden als durch den Willen zur Selbstbeschränkung, den seine Glieder in sich pflegen. Nur wenn der Blick aller der Einzelnen, die politisch denken, wollen und handeln, hinausreicht über die Scheidewände, die Staat und Staat trennen, nur wenn alle diesen Willen zur Selbstbeschränkung einströmen lassen in das Leben des staatlichen Ganzen, in dem und durch das sie wirken, nur dann können alle die Zwangsläufigkeiten der staatlichen Entwicklung, die ungeleitet, sich selbst überlassen, immer wieder zum Zusammenprall rivalisierender Interessen führen müssen, der Lenkung, ja auch Umlenkung durch vorausschauendes menschliches Wollen zugänglich werden.¹⁾

Die Ausführungen über die Frage, welchen Sinn es habe, in den kriegerischen Konflikten der Staaten das moralische „Recht“ der Parteien zur Erörterung zu stellen, standen in der ersten Auflage als Kritik an der moralischen Verketzerung der Gegner, in der sich alle Krieg-

1) Vgl. Th. Litt, Nationale Erziehung und Internationalismus. Berlin 1920.

führenden, ganz besonders freilich das Pharisäertum unserer Feinde gegen. Heute haben alle Erwägungen solchen Inhalts erhöhtes Gewicht und aktuelle Bedeutung gewonnen auf Grund der Tatsache, daß es den siegreichen Gegnern Deutschlands beliebt hat, den Besiegten nicht etwa nur mit den politischen und materiellen Folgen der Niederlage, sondern auch mit dem moralischen Odium der „Kriegsschuld“ zu belasten. Keine deutsche Schule darf an dieser Weltlüge vorbeigehen. Sie kann aber, scheint mir, im Rahmen der Schule nicht in der Form erfolgreich bekämpft werden, daß man die ganze diplomatische Vorgeschichte des Weltkriegs aufrollt. Sie ist zu verwickelt, als daß sie wirklich erschöpfend dargelegt werden könnte, und selbst wenn dies möglich wäre, würde die Verteilung der Verantwortlichkeiten im Einzelnen Sache einer sehr subtilen Abwägung sein, der selbst reifere Schüler noch nicht gewachsen sind. Entscheidend ist, und zwar nicht nur für die schulmäßige Behandlung, die Aufdeckung des Charakters der großstaatlichen Politik überhaupt, der Hinweis auf die Struktur von Vorgängen, deren tausendfach verschränktes Ineingreifen einmal zur Explosion führen mußte. Die Sinn- und Fruchtlosigkeit der ganzen Fragestellung und Nachforschung muß ins rechte Licht gerückt werden. Einer solchen grundsätzlichen Erörterung bedarf es gegenwärtig um so mehr, als ja in unseren eigenen Reihen nicht wenige aufs eifrigste bemüht sind, belastendes Material gegen die deutsche Sache beizubringen.

Der Gang der Besprechung ist durch die vorausgegangene Betrachtung des staatlichen Lebenszusammenhangs genügend vorbereitet. Ist der säkulare Lebensprozeß des Staates in seinen überpersonalen Notwendigkeiten erfaßt, so fragt man weiter: Kann der Staat die seinen Prozeß regierenden überpersonalen Triebe sich ausleben lassen, ohne auf ein Hindernis zu stoßen? Was muß geschehen, sobald diese Triebe, sobald irgendwelche Bedürfnisse ihn über seine Grenzen hinausgreifen lassen? Leicht sieht der Schüler ein, daß Zusammenstöße nur dann ausbleiben würden, wenn der Staat wie im leeren Raum nach allen Seiten hin schrankenlos ausgreifen könnte. Können Einsicht und sittliche Bedenken der Staatsleiter jene Zusammenstöße ganz verhüten? Nachdem erkannt ist, daß auch die Staatsleiter sich den objektiven Notwendigkeiten des Gesamtverlaufs nicht entziehen können, ergibt sich die Antwort, daß ihr freies Belieben zum mindesten stark durch den Zwang der Lage, in die sie eintreten, eingeschränkt ist, ja, daß unter Umständen die heiligste Pflicht des ihnen anvertrauten Amtes sie verbindet, die objektiven Lebensnotwendigkeiten ihres Staates auch auf die Möglichkeit eines Kampfes hin zur Geltung zu bringen. Folgen die Leiter des gegenüberstehenden Staates gleich bindenden Nötigungen, so ist der Kampf da, ohne daß ein Spruch auf Schuldig oder Nichtschuldig gefällt werden könnte oder dürfte.

Vor diese Betrachtung muß freilich die gleiche Warnung gestellt werden, wie vor die auf S. 129 vorgeschlagene. Auch hier muß der junge Mensch davor bewahrt bleiben, aus dem Extrem eines unhistorischen Moralisierens in das entgegengesetzte eines Relativismus zu verfallen, der schlechthin jedem staatlichen Machtstreben ohne Unterschied die gleiche Berechtigung zubilligt. Natürlich lassen sich hier keine Maßstäbe, die überall anwendbar wären, übermitteln. Bismarcks Unterscheidung

zwischen Interessenpolitik und Prestigepolitik gibt ordnende Begriffe; welchem dieser Begriffe aber das jeweils auftauchende Begehren eines Staates einzuordnen ist, das bleibt stets Sache der politisch-historischen Einsicht, die durch keine allgemeinen Formeln ersetzt werden kann. Nur die Geschichte kann Hinweise geben, wie sie im Einzelfalle anzuwenden sind; sie macht dann freilich auch ersichtlich, daß vielfach über die Berechtigung bestimmter politischer Ansprüche erst vom Standpunkt einer Überschau über die Jahrhunderte entschieden werden kann.

Diejenigen Gedankengänge, in denen einer Milderung der internationalen Gegensätze, der Heranbildung eines abendländischen Gemeinbewußtseins das Wort geredet wird, stimmen zwar an sich vortrefflich zu dem Bildungswesen eines Volks, dessen Verfassung ausdrücklich einen Unterricht „im Geiste der Völkerversöhnung“ vorschreibt. Trotzdem stehen umfangreiche Teile unseres Volkes diesem Gedankenkreis mit Teilnahmlosigkeit gegenüber. Diese Haltung hat zweifellos insofern ihr gutes Recht, als diese Ideen durch manche ihrer lautesten Verkünder, daheim wie draußen, empfindlich in Mißkredit gebracht worden sind. Man schämt sich, Worte in den Mund zu nehmen, sich zu Gedanken zu bekennen, die durch die widerlichste Heuchelei geschändet und um ihren wahren Sinn gebracht worden sind; man mißtraut Prinzipien, deren Spitze allenthalben nur gegen Deutschland gekehrt worden ist, die überall da außer Kraft gesetzt worden sind, wo sie ihm zustatten gekommen wären. Indessen, so verständlich diese Stellungnahme psychologisch auch sein mag, sie scheint mir weder klug noch sachlich gerechtfertigt. Daß die Art von europäischer Politik, deren Frucht der Weltkrieg gewesen ist und die in den sogenannten „Friedensschlüssen“ ihre Krönung erfahren hat, den Ruin unserer Kultur nach sich ziehen muß, dürfte über allem Zweifel stehen. Und welchen Grund hätten wir Deutsche, ein Prinzip abzulehnen, das, ernstlich durchdacht und der Ausführung näher gebracht, nur zu unseren Gunsten ausschlagen kann? Gegen wen richten sich denn die Forderungen, die im Namen eines ernstgemeinten „Ausgleichs“ erhoben werden können? Doch wohl nur gegen die, die durch Verstümmelung, Knechtung, Beraubung eines Volkes die elementarsten Voraussetzungen eines gesamteuropäischen Zusammenlebens zerstört, durch ihren „Frieden“ die Friedlosigkeit permanent gemacht haben. Wir selbst würden doch die letzten sein, die von der entschlossenen Durchführung solcher Grundsätze irgend etwas zu befürchten hätten. Machen wir uns also unbedenklich diese Ideen zu eigen, nicht nur weil sie in der Tat mit den Interessen europäischer Zukunft im Einklang stehen, sondern auch um in ihrem Namen gegen das ungeheuerlichste Unrecht Verwahrung einzulegen, das je einem Volke angetan worden ist. Und bekämpfen wir nicht minder im Zeichen dieser allgemeinen, also nur in der Anwendung auf alle Staaten diskutablen Forderung jene absonderliche Spielart des Pazifismus, der die Entwaffnung des eigenen Volkes nicht schnell und gründlich genug vonstatten gehen kann, indessen die Welt ringsum Waffen auf Waffen häuft.

Geben wir dem fraglichen Ideenkreis diese aktuelle Wendung, so braucht eine Erziehung, die sich seine Pflege angelegen sein läßt, nicht den Vorwurf zu fürchten, daß sie dem nationalen Fühlen die Seele

nehme und unklaren Verbrüderungsdrang züchte. Und auch ein weiterer Umstand schützt sie vor dieser Anklage. Erneuert sie doch in diesen Gedanken nur die Ausprägung des nationalen Gedankens, die gerade die klassischen deutschen Denker geschaffen haben. Sie haben uns gelehrt, daß ein energisches Gefühl für eigenen Wert und eigenes Recht und Anerkennung fremder Art sich nicht ausschließen, sondern derselben Wurzel entspringen: der tiefen Überzeugung von dem unersetzlichen Wert individuellen Eigenlebens. Verleugnen wir also nicht jenen weltweit aufgeschlossenen Geist, in dem ein Herder, Fichte, Hegel das Nebeneinander der großen Volks- und Staatenindividualitäten als herrlichste Selbstoffenbarung des Weltgeistes feierten.

Der Anschluß dieser Gedanken an die vorausgegangenen Erwägungen wird in folgender Form gewonnen. Oben war die Herstellung bewußter Solidarität zwischen Staatsbürger und Staatsganzen als das Ziel erkannt, dem die Entwicklung zuzuführen ist. Wie muß ein Erfolg dieses Strebens auf das Staatsindividuum als Ganzes wirken? Es wächst immer inniger zu einem lebendurchströmten Organismus zusammen, es erfüllt sich mit ständig anschwellenden Lebenstrieben, mit mächtigen „moralischen Energien“, wie Ranke diese geistigen Lebenskräfte des Staatsganzen nannte. Wie wirkt diese wachsende Lebensfülle auf das gegenseitige Verhalten der Staatsindividuen, die zudem die Enge der Welt immer dichter aneinander drängt? Ihre weit ausladenden Kräfte müssen notwendig in demselben Maße häufiger und heftiger aneinanderstoßen, wie der Überschwang ihre Lebensfülle über ihre Schranken hinausdrängt. Was steht also als unausbleibliches Ergebnis dieser Entwicklung, herbeigeführt nicht durch Bosheit oder Unverstand, sondern eben durch die Verstärkung und Vertiefung des staatlichen Ethos, vor unseren Augen? Ein immer leidenschaftlicheres Ringen der Staatsindividuen, in dem sie letzten Endes ihre besten Kräfte verzehren müssen. Welcher Ergänzung und Erweiterung bedarf also jenes Staatsbewußtsein?

Die Menschheit. Steigen wir über die Einheit, die durch einen Kreis politisch und kulturell irgendwie einander verbundener Völker gebildet wird, noch weiter empor, so gelangen wir zu dem abschließenden Gebilde der „Menschheit“. Es fragt sich, ob wir in ihr eine wirkliche Lebenseinheit nach Art der bisher betrachteten anzuerkennen haben. An Verknüpfungen, die auf eine solche allumfassende Verbundenheit wenigstens hinstreben, fehlt es in der Tat nicht. Es sind ganz vorwiegend solche von wirtschaftlicher Art. Die Entwicklung der Weltwirtschaft verspricht die ganze Menschheit zu einem einzigen Verbande der Arbeit zusammenzuschließen. Freilich ist dies ein Verband von ausgesprochenstem Zweckcharakter, also ein Zusammenschluß, der den eigentlichen Wesensgehalt der Verbundenen völlig aus dem Spiele läßt. Die unpersönlich-technische Natur aller wirtschaftlichen Arbeit macht sie geeignet, auch da Beziehungen zu begründen, wo von wesenhafter Berührung noch keine Rede sein kann. Denn von einer solchen Ein-

heit des inneren Lebens, vergleichbar etwa der Einheit des durch die abendländische Kultur geeinten Völkerkreises, ist die Menschheit noch weit entfernt.

Neben der Einheit im Wirtschaftlichen wäre zu nennen die Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Arbeit. Sie setzt sich in den Forschungsgebieten am sichersten durch, deren Methoden und Resultate die individuelle Besonderheit der forschenden Persönlichkeiten und damit auch ihrer kulturellen Umwelt am reinsten ausschneiden: Mathematik, Naturwissenschaften und Technologie. Je mehr hingegen die Denkgebilde sich von der Vollebensbedeutung ihrer Schöpfer einverleiben, um so schwerer fällt es, sie in den geistigen Besitz der „Menschheit“ aufzunehmen.

Umfang und Bedeutung der Weltwirtschaft werden dem Schüler ohne weiteres ersichtlich, wenn man ihn veranlaßt, sich von der Herkunft der Dinge, deren sein tägliches Leben unaufhörlich bedarf, Rechenschaft zu geben. Gerade die Wirkung, die die Unterbrechung dieses Austauschs durch den Krieg nach sich zog, macht seine Bedeutung noch offensichtlicher. Welche geistigen Errungenschaften einen wirklichen Gemeinbesitz der Menschheit darstellen, ist unschwer an konkreten Einzelfällen zu zeigen. Automobilfabriken, chemische Laboratorien, drahtlose Telegraphie usf. gibt es in aller Welt, aber die Kreise, auf welche die Dichter und Denker wirken, sind um so enger, je tiefer ihr Wesen in den Geist ihres Volkes eingetaucht ist.

Individuum und Gemeinschaft. Der Gang unserer Betrachtung hat uns von den kleinsten Verbänden zu dem allumfassenden der Menschheit emporgeführt. Indem die Gemeinschaften ihrem ganzen Umfange nach immer weiter aus dem Gesichtskreis des Einzelnen hinausrückten, immer mehr das Aussehen an und für sich seiender überpersönlicher Gebilde gewannen, erwiesen sie sich doch immer wieder als nur vorhanden in, getragen von Individuen. Daß dem so ist, dessen ist jeder Einzelne sich ganz unmittelbar bewußt: weiß er sich doch in einer Person Bruder, Freund, Träger eines Berufs, Staatsbürger, Christ, Europäer, Mensch. So zeigt ihm die Selbstbeobachtung, daß er als Gemeinschaftswesen in einer außerordentlich großen Zahl von engeren und weiteren, festeren und lockereren Verbänden befaßt ist, deren jeder irgendwelchen Teil seines Wesens ergreift. Ja, es gibt kaum eine Betätigung des Ichs, von den größten und materiellsten bis zu den feinsten und innerlichsten, die nicht zum Bande der Verknüpfung mit anderen Menschen werden könnte. Wenn es aber so den Anschein hat, als könne man das Ganze der Einzelpersönlichkeit in die Teilstücke zerlegen, mit denen es diesen verschiedenen Kreisen angehört, als würde das Individuum, wie man gesagt hat, zum Schnittpunkt sozialer Fäden, so steht dem

ein anderes entgegen: nicht nur ist die Kombination aller dieser Zugehörigkeiten in einem jeden Individuum eine besondere, sondern es liegen auch diese Einzelemente in der Persönlichkeit nicht wie mechanisch zusammengefügt, gleich Steinen eines Mosaiks, nebeneinander, sondern sie werden zu einer ganz und gar einzigartigen, nur dies eine Mal verwirklichten Wesenseinheit verschmolzen, in der das Allgemeine und das Besondere völlig ineinander aufgehen und verschwinden. Wir haben ja unter rein sachlichen Gesichtspunkten das Recht, von einem konkreten Menschen zu sagen, daß in ihm jetzt der Familienvater, jetzt der Freund, jetzt der Staatsbürger, jetzt der Christ, jetzt der Träger dieses bestimmten Berufs, jetzt das Glied dieser bestimmten Partei usf. denke, wolle und handle; aber dies darf uns nicht zu der Auffassung verleiten, daß dem allem eine entsprechende Abteilung und Zerlegung des inneren Menschen gleichsam in ein wohlgeordnetes Fächerwerk gegenüberstände. Hier liegt eben das unlösbare Urgeheimnis der Individualität: daß das, was der Erfahrung von innen her nur als ein Gespaltenes bewußt wird, was die Betrachtung von außen her nur durch Zerlegung in eine Vielheit gesonderter Elemente bewältigt, nun doch seinem innersten Wesenskern nach ein Einheitliches ist — die Urform alles persönlichen Daseins überhaupt.

Man könnte sich nun fragen, ob diese Form in der Tat die einzig denkbare wäre — ja, wer erwägt, wie viele Spannungen mit dem Zusammenwirken von Individuum und Gattung unausbleiblich verbunden sind, wie aus diesem Verhältnis nicht nur störende Hemmungen und aufreibende Konflikte, sondern auch lebenvernichtende Katastrophen hervorstüben, der könnte jene Frage bis zu der Erwägung fortführen, ob nicht eine Form der menschlichen Existenz, die das Individuum ganz auf sich selbst stellte, der uns selbstverständlich erscheinenden vorzuziehen wäre. Man braucht sich nur die notwendigen Folgeerscheinungen klarzumachen, um die Antwort zu finden. Eine solche Form des Daseins würde diejenige Erfüllung des Lebens unmöglich machen, die, von der Seite des Einzelsubjekts her betrachtet, Bildung, die im Hinblick auf das Ganze der Menschheit Kultur heißt. Aus der Unendlichkeit des geistigen Gehalts, der im Zusammenspiel der Lebenseinheiten Gestalt gewinnt und in unendlichen Wandlungen sich fortpflanzt, hebt sich als Sondergebilde das Wertganze der Kultur empor. Kultur und Gemeinschaft sind unlöslich aneinander gebunden. Kultur bildet den festesten, dauerhaftesten und wertvollsten Teil des objektiven Geistes, der sich aus der gemeinsamen Arbeit der Generationen

loslöst und Eigenbestand gewinnt; die Vielheit von Menschen, in deren ineinandergreifenden Leistungen ein Kulturgebiet sich ausbaut, stellen in ihrem lebendigen Zusammenhang Arbeitsgemeinschaften von einzigartiger Intensität und Fruchtbarkeit dar. Diesen Arbeitsgemeinschaften dankt es der Forscher, wenn seine Tätigkeit einen Vorrat von gewonnenen Wahrheiten, erprobten Methoden als Stoff und Werkzeug bereit findet, dankt es der Künstler, wenn Ausdrucksformen, technische Handgriffe, künstlerische Stimmungen und Motive von ihm nicht völlig aus dem Nichts geschaffen werden müssen, sondern als fördernde Anregung und gegenständlicher Halt seinem Schaffenstrieb sich darbieten, dankt es der sittliche oder religiöse Reformator, wenn ein vertrauter Vorstellungsbestand und Ideenkreis ihn selbst wie seine Gemeinde des ratlosen Tastens nach Formen, geeignet, dem Unaussprechlichen Worte zu leihen, überhebt. Nicht besser kann die schöpferische Kraft zur Klarheit kommen über das, was in ihr zum Licht drängt, als durch Auseinandersetzung mit den ihr gegenüberstehenden Gebilden, in denen sich der Geist bereits zu klarer Form und Gegenständlichkeit gefestigt hat. Was jeder Mensch erlebt, wenn sein Geist sich des objektiven Gebildes der Sprache bemächtigt, das steigert sich im Kulturschaffen zum Akt zeugenden Lebens. Kultur aber, zurückverwandelt in die innere Bewegung der Seele und in ihr neu erzeugt, wird zur Bildung. Eine innere Form, die das Einzelwesen aus eigenen Kräften nie zustande brächte, gewinnt es in der Auseinandersetzung mit dem Geist der Gattung, der an ihm zu gestalten und an dem es zu gestalten beginnt, sobald das Erbgut gemeinsamer Arbeit ihm zugeführt wird. Beides also, Kultur wie Bildung, wird nur dadurch möglich, daß die Individuen in gesellschaftlichem Zusammenschluß sich entwickeln. Dieser Zusammenschluß aber kann wiederum Festigkeit und Dauer nicht anders als dadurch gewinnen, daß er sich das Gefüge einer geltenden und durch die Macht gesicherten Ordnung einbaut. Damit ist über alle Geisteskultur als unentfliehbare Notwendigkeit der Gegensatz verhängt, der in dem Verhältnis von Staat und Kultur seine letzte Schärfe erhält.

Es ist in der Natur der Dinge begründet, daß der Drang nach freier und ungehemmtester Bewegung des Geistes, nach unbegrenztem Spielraum für die individuelle Regsamkeit, der aller Kulturarbeit innewohnt, nur schwer sich abfindet mit der eisernen Strenge des staatlichen Machtgebots, der uniformierenden Starrheit der öffentlichen Ordnungen, dem lastenden Druck der politisch organisierten Masse, den Härten des Völkerkampfs. Das höchste Maß von

Anerkennung, das diese Betrachtungsweise sich abringen kann, ist das Zugeständnis, daß der Staat als Schirm und Schutz wie für alle, so auch für die geistig schaffende Arbeit unentbehrlich und demnach zu dulden sei — ein Standpunkt, der sich mit völliger Gleichgültigkeit, ja innerlichster Abneigung gegen den anspruchsvollen Moloch sehr wohl verträgt.

Und doch gibt diese Auffassung, auch vom Standpunkt reiner Geisteskultur betrachtet, dem Staat zu wenig. Sie wäre dann zu halten, wenn das Leben, über das der Staat seinen Schild hält, nun unter dieser Deckung ganz in seinem eigenen Kreise verlief. So steht es aber nicht: die Fülle der sozialen Verschränkungen läßt nun einmal unaufhörlich das lebendige Gebilde Staat und das lebendige Gebilde Kultur ineinander hineinwirken. Die Reibungen zwischen Staat und Kultur sind nicht Gegensätzlichkeiten zwischen gegenüberstehenden Parteien, sondern Spannungen innerhalb eines und desselben Lebenszusammenhangs. Und zwar ist diese Spannung nichts anderes als die äußerste Zuspitzung der Gegensätzlichkeit, die sich in dem Ineinanderwirken von spontaner Lebensbewegung und rationaler Lebensordnung immer wieder geltend machen muß. Ist es das Wesen der Kultur, daß in ihr das Leben des Geistes sich zur höchsten Form freier Selbstentfaltung erhebt — ist es das Wesen des Staates, daß in ihm die Rationalisierung des Seins sich zu stärkstem Druck auf das Leben steigert, so ist es gar nicht anders möglich, als daß das Ineinanderwirken dieser beiden so entgegengesetzten Tendenzen die empfindlichsten Unstimmigkeiten, Verkümmierungen und Vergewaltigungen mit sich führt.

Sind somit die Spannungen des menschlichen Zusammenlebens, die im Staat ihren Höhepunkt erreichen, zunächst der Preis, mit dem der reiche Ertrag dieses Zusammenlebens bezahlt wird, so erweisen sie sich tiefer dringender Betrachtung als zugehörig zu den Bedingungen, von denen der Reichtum dieses Ertrages abhängt. Der erkennende, der künstlerisch gestaltende, der sittlich wollende Geist — wie unausdenkbar würde er verarmen, sähe er sich nicht schauend, leidend und handelnd in die schweren und dunklen Verflechtungen hineingestellt, welche die menschliche Gemeinschaft auswirkt, sähe er sich nicht Schicksalen gegenüber, in deren Bewältigung er erst zu seiner vollen Größe emporwächst. So fließt aus dem nie in Versöhnung sich lösenden Zwiespalt zwischen dem Einzelnen und der Gesamtheit ebensoviel erdrückende Menschennot wie erhebende Menschengröße.

Man lasse den Schüler sich selbst die Frage vorlegen, innerhalb wie vieler gesellschaftlicher Kreise er mit vollem oder abgeschwächtem Bewußtsein befaßt ist, und mache ihm dann klar, daß trotz ihrer großen Zahl sein Inneres nicht ein Mosaik aus diesen verschiedenen Zugehörigkeiten, nicht ein mechanisches Nebeneinander, sondern ein organisches Ineinander bildet. Nicht minder lehrreich ist die Beobachtung, daß die ungeheuer vermehrten und verstärkten Ausgleichstendenzen, die unser gegenwärtiges soziales Leben charakterisieren, keineswegs die Menschen zunehmend uniformieren, sondern daß uns auf allen Seiten eine bunte Mannigfaltigkeit einzigartiger Wesenheiten entgegentritt. Schon der Kreis der Familie, der Mitschüler und der Lehrer gibt überzeugende Beispiele. Auf diese Wahrnehmung ist besonders Gewicht zu legen, damit nicht der Aufweis der zahllosen Gebundenheiten, innerhalb deren wir stehen, das Gefühl von der Eigenheit der Persönlichkeit erschüttere.

Wie der lebendige Prozeß der Bildung dem Bewußtsein des Schülers, der ja mit besonderer Lebhaftigkeit in ihm steht oder stehen soll, faßlich gemacht werden kann, das wurde schon oben ausgeführt.

Mit den letzten Gedanken verläßt die Betrachtung den Boden der reinen Theorie und wendet sich den metaphysischen Problemen der Persönlichkeit und der Gemeinschaft zu. Naturgemäß können die Gedanken, in die hiermit die Betrachtung einmündet, für den Lernenden nur Hinweise auf Probleme sein, deren Tiefe ihm erst das Heranreifen der eigenen Persönlichkeit erschließen kann. Man wird nicht versäumen, anzudeuten, in welchem Zusammenhang die hier berührten Fragen einerseits mit den Grundgedanken des religiösen Weltgefühls, andererseits mit den Anschauungen unserer größten Dichter und Denker stehen, die naturgemäß das Problem der Persönlichkeit innerlich am tiefsten erlebt, äußerlich am eindrucksvollsten zur Anschauung gebracht haben.

3. GEGENWART UND VERGANGENHEIT

Immer wieder wird die Forderung erhoben, der Bildungsgang müsse den Zögling lehren, „die Gegenwart aus der Vergangenheit zu verstehen“. Die Untersuchungen des ersten Teils haben uns gelehrt, daß sie ebenso berechtigt wie einseitig ist. Das Verstehen eines historischen Geschehens, möge es nun der Vergangenheit oder der Gegenwart angehören, greift über die Zeitstelle dieses Geschehens und dessen besonderen Gehalt in einer Weise hinaus, die die äußerliche Scheidung des zeitlich Auseinanderliegenden aufhebt und mit der Auffassung unverträglich ist, als könne man die Grundlagen des Verständnisses von einer isolierten Seite her gewinnen. Auch die Darlegungen dieses zweiten Teils haben es mit Bedingungen historischer Weltauffassung zu tun, die die äußerliche Trennung und Entgegenstellung von Verganzenem und Gegenwärtigem als das Ergebnis einer Oberflächenbetrachtung kenntlich

machen. Aber freilich ist es ein Gedankenzusammenhang von ganz anderer Art, in dem hier die äußere Anreihung der Geschehnisse überwunden wird. In jenem Falle waren es bestimmte, individuell besonderte Inhalte des historischen Lebensprozesses, konkrete Wirklichkeiten, deren Verständnis erstrebt und durch wechselseitige Erhaltung gewonnen wurde. Hier dagegen holt unsere Betrachtung aus dem konkreten Lebenszusammenhang, der einen jeden trägt und in einem jeden sich zum Bewußtsein erhebt, gewisse Verhältnisse heraus, die, wenn sie auch zunächst in der Analyse dieses aktuellen und insofern auch „gegenwärtigen“ Erlebens gewonnen sind, keineswegs an die inhaltliche Besonderheit dieses Erlebens und seinen historischen Ort gebunden sind, sondern bleibende, mit dem Wesen des kulturellen Lebenszusammenhangs gesetzte Aufbauprinzipien, Grundlinien gleichsam einer historischen Anatomie und Physiologie darstellen. Wir gewannen in Begriffen und Sätzen von strenger Allgemeinheit Einblick in die Art, wie stets und überall im Fluß des historischen Geschehens Persönliches und Überpersönliches, subjektiver und objektiver Geist; Leben und Lebensordnung sich ineinanderfügen. Und weil wir diesen uns zunächst aus persönlichem Erleben vertrauten Strukturzusammenhang jedem Objekt, das uns die historische Betrachtung vor Augen stellt, eingelegt denken müssen, damit es für uns lebe, so dürfen wir von den Ausführungen dieses Teiles sagen, daß sie uns zeigen, wie wir „die Vergangenheit aus der Gegenwart verstehen“. Nur daß dann auch hier mit dieser Formulierung sich nicht die Vorstellung verbinden darf, als strahle hier eine an den besonderen Inhalt dieser besonderen Zeitstelle gebundene, nur aus ihm herzuleitende Erkenntnis aus auf andere, nur durch fremdes Licht aufhellbare Inhalte des historischen Prozesses. Es ist festzuhalten, daß die an diesem persönlichen Erlebnisgehalt aufleuchtenden allgemeinen Einsichten an schlechthin jedem Punkte des kulturellen Lebens von jedem beliebigen Lebenszentrum aus gewonnen werden können.¹⁾ Gerade weil sie diesen Ursprung haben, bieten sie sich der Reflexion eines jeden ohne weiteres dar.

In der Tat ist noch nie irgendeine historische Wirklichkeit verstehend aufgefaßt worden, ohne daß der Betrachter seinem Objekt dieses Gerüst allgemeiner Strukturprinzipien eingelegt hätte. Nur hat meist der konkrete Inhalt des jeweils in Frage stehenden Stücks

1) Vgl. über die hier in Frage stehende „ideierende Abstraktion“: „Erkenntnis und Leben“ S. 46 ff.

Geschichte allzusehr den Blick auf sich gezogen, als daß die Mitwirkung dieser allgemeinen Begriffe Beachtung gefunden hätte. Unsere Betrachtung hatte wiederholt auf die Irrungen und Mißverständnisse hinzuweisen, die sich daraus ergaben, daß dieses Fundament historischen Erkennens so selten zu gesondertem Bewußtsein erhoben wurde. Hier ist der Vorschlag und Versuch gemacht, das fragliche Begriffsgefüge für sich, in strenger Ablösung von den besonderen Inhalten der Historie, zu entwickeln und damit den Verwirrungen entgegenzuarbeiten, die unausbleiblich sind, wenn allgemeine Strukturprinzipien und besondere Inhalte der Geschichte für das Denken niemals auseinandertreten.

Es ist nicht zu übersehen, daß eine solche Scheidung besonders reichen Ertrag erbringen muß für das Erkenntnisbemühen eines Geschlechts, das, wie das unsrige, die Hinterlassenschaft eines unendlich reichen Schicksalsganges gleichsam in sich aufgesammelt hat. Überwältigend ist in der Tat die Vielgestalt von Formen menschlichen Gemeinschaftslebens, die unsere Gegenwart in sich schließt. Hier fällt dem erkennenden Geist der volle Ertrag der Tatsache zu, daß die Kultur, in deren Mitte wir leben, die Zusammenhänge des menschlichen Lebens zu einem unerhörten Grad von Verflochtenheit ineinandergeschlungen hat — und dies doch wiederum nicht so, daß die komplizierteren Formen die einfacheren verdrängt hätten: nein, wie die Natur in ihrer jetzigen Stufe der Entwicklung alle die Formen des organischen Lebens von den einzelligen Wesen bis hinauf zu den höchsten Gebilden nebeneinander aufweist, die sie nacheinander aus sich hat hervorgehen lassen, so gestattet die geschichtliche Welt in ihrer heutigen Gestalt nebeneinander alle die Formen gesellschaftlicher Verknüpfung zu betrachten, durch die hindurch sie in der zeitlichen Folge zu ihrer jetzigen Komplikation emporgestiegen ist. Nur aus diesem Grunde war es ja möglich, rein aus dem Erlebnisgehalt des gegenwärtigen Menschen gesellschaftliche Zusammenhänge von so mannigfacher Abstufung der Formen herzuleiten.

In diesem Verhältnis zwischen dem Nebeneinander der Gegenwart und dem Nacheinander der Vergangenheit liegt dann aber auch gleichzeitig der Hinweis darauf, in welcher Weise dieser Reichtum an beobachteten Formen für die geschichtliche Erziehung nutzbar gemacht werden kann. Zwar hat die Geschichte nicht so sehr dem Bedürfnis des Gedankens gehorcht, daß sie nun wirklich die gesellschaftlichen Formen streng in der Reihenfolge sich hätte ablösen lassen, in der wir sie, einem unterrichtlichen Plane folgend,

aus dem Bestande der Gegenwart abgeleitet haben; auch hier war der Irrationalismus des Lebens stärker als die ordnende Systematik der Vernunft. Aber in großen Zügen betrachtet, hat sie nun doch, wie sie die höchste Komplikation an den Abschluß — an das, was unserer Betrachtung Abschluß heißt — gestellt hat, so auch die einfachsten Formen in ihren früheren Epochen aus sich hervorgehen lassen. Gerade darum fügen sich die Erkenntnisse, die wir gewannen, dem Gang der geschichtlichen Betrachtung zwanglos ein, und es erscheint unnötig, vielleicht nicht einmal ratsam, sie abgesondert in geschlossenem Zusammenhang so zu entwickeln, wie sie oben vorgelegt sind; sie werden am Abschluß einer Geschichtsbetrachtung, die sich von jenen Gedanken hat leiten lassen, von selbst zu einer einheitlichen Gesamtanschauung zusammengewachsen sein. So wenig demnach unsere Vorschläge auf einen Umsturz des bisherigen Bildungsganges abzielen, so wenig wollen sie auf eine Wiedereinsetzung des üblichen Verfahrens hinauslaufen. Denn wenn der oben entwickelte Gedankenkomplex in seine Glieder zerlegt und gliedweise in die Geschichtsbetrachtung eingeschoben wird, so würde alles das, was er bezweckt, verloren gehen, falls nun von vornherein Besonderes und Allgemeines zu dem trüben und verschwommenen Bilde zusammenflößen, in dem weder dieses noch jenes recht erkannt wird. Vielmehr gilt es in jedem Falle aus dem Besitz an eigener Erfahrung die Einsicht in den gesellschaftlichen Zusammenhang zu voller Klarheit zu bringen und dann erst an das Bild der Vergangenheit heranzutreten. Es möchte sich für die Praxis folgendes Verfahren empfehlen. Wenn der Gang der geschichtlichen Darstellung einen jener gesellschaftlichen Zusammenhänge zum ersten Male auftreten läßt, so wird die vorliegende historische Situation unter den beherrschenden Gedanken gestellt, daß hier eine Erscheinung vorliege, die nicht nur dieses eine Mal aufgetreten sei, sondern in der sich ein Grundverhältnis alles menschlichen Lebens enthülle. Das Wesen dieses Grundverhältnisses wird dann in gemeinsamer Arbeit zu möglichster Klarheit entwickelt und dann das vorgelegte geschichtliche Bild von innen heraus mit Leben erfüllt. Läßt die Geschichte im Weiterschreiten den gleichen Zusammenhang in einer neuen Erscheinungsform auftauchen, dann wird eine Rekapitulation der vorher erworbenen Einsicht ebensowohl den neuen Gegenstand der Betrachtung beleben wie auch die bereits angeeignete Erkenntnis festigen. Endlich werden dann auch die verbindenden Fäden aufgewiesen, die die verschiedenen Formen des Tuns und Leidens innerhalb der Gesellschaft zu einem

in sich einheitlichen Komplex von Lebenserscheinungen zusammenschließen.

Daß und wie die oben entwickelten Gedanken das erschütternde Schauspiel der Geschichte nicht nur in seinen Einzelercheinungen mit Leben erfüllen, sondern auch als Ganzes im Rhythmus weit ausladender Wellenbewegungen gliedern und ordnen, wie fernerhin die geschichtliche Erziehung mit ihrer Hilfe die Anhäufung zusammenhanglosen Einzelwissens, die das Geschichtsbild des Laien doch zumeist ist, zu einem organischen Lebensganzen zusammenwachsen lassen kann — das soll zum Schluß wenigstens in den Hauptzügen angedeutet werden.

Altertum. Die historischen Inhalte der Vergangenheit stehen, soweit sie hierher gehören, zu der Gegenwart in einem doppelten Verhältnis: auf der einen Seite in dem der Gleichheit, insofern sie besondere Fälle der in der Gegenwart erlebten strukturellen Zusammenhänge darstellen, auf der anderen Seite in dem des Gegensatzes, insofern sie der ins Grenzenlose sich verlierenden Verflechtung aller Lebensinhalte, die die Gegenwart kennzeichnet, eine einfachere, übersichtlichere, abgeschlossenerere Struktur der gesellschaftlichen Bildungen gegenüberstellen. Nach beiden Richtungen hin verknüpfen überaus aufschlußreiche Beziehungen die Gegenwart mit der Geschichte des Altertums, das uns auf der einen Seite in seinen gesellschaftlichen und staatlichen Gebilden Verhältnisse von ursprünglicher Einfachheit und durchsichtiger Klarheit zeigt und auf der anderen Seite in seiner späteren Entwicklung weitgreifende Staats- und Gesellschaftszusammenhänge emporwachsen läßt, die den uns geläufigen wesensverwandt erscheinen. Ich skizziere die Hauptpunkte.

Individuum und Gesellschaft: Den Gegensatz der Grundtendenzen des gesellschaftlichen Lebens verkörpern Sparta und Athen; in jenem haben Angleichung und Beharren, in diesem Besonderung und Wandlung weitaus das Übergewicht; dort herrscht das Prinzip der Autorität, hier das der Selbstbestimmung.

Abstimmung ist ein Grundelement der antiken Verfassungen. Zumal in Athen gilt das Ergebnis der Abstimmung des Volkes als unumstößliche Bekundung des höchsten Staatswillens (der *volonté générale* Rousseaus). Darum zeigt sich eben dort am unübertrefflichsten, welche Ergebnisse solche Abstimmungen haben können (Behandlung der großen Staatsmänner; der Feldherrnprozeß; Sokrates' Verurteilung). Warum fiel also in der spartanischen Ekklesie und den römischen Komitien die Debatte fort?

Satzung: Es ist die lichtvolle Klarheit begrifflichen Denkens, die die Griechen befähigt hat, Schöpfer des Rechts- und Verfassungsstaates zu werden, mit dessen Segnungen zusammen hier auch seine inneren

Spannungen deutlich offenbar werden. Das überall früh auftauchende Verlangen nach Niederschrift der Gesetze, nach fester begrifflicher Formulierung des schwankenden Gewohnheitsrechts macht deutlich, wie das menschliche Zusammenleben auf sie hindrängt. Indem die privilegierten Klassen bei der Niederschrift ihre Vorzugsstellung festzulegen suchen, drängt sich die Subjektivität in die Objektivität hinein. Muster einer abstrakten, rational-schematischen Regelung des staatlichen Lebens ist die Verfassung des Kleisthenes, in der besonders die rationale Bedeutung der reinen Zahl hervortritt. Konflikt zwischen Satzung und Leben ist die Ursache der immer wieder notwendig werdenden Reformen; aufs höchste ist ihr Widerspruch gesteigert in Sparta, während andererseits Athen die Schäden einer allzu willigen Anpassung an alle Strömungen des Augenblicks zeigt. Freie Unterordnung des Einzelnen unter den Gesetzeswillen ist Grundprinzip der antiken Staatsidee, am großartigsten verkörpert in dem Verhalten des Sokrates.

Organe: Das Wahlbeamtentum des antiken Stadtstaates. Wechselseitige Beeinflussung von Führern und Geführten ist besonders in Athen ersichtlich, dessen ausführende Gewalt in lähmender Abhängigkeit von der Volksversammlung war; noch verhängnisvoller in der Beziehung zwischen der letzteren und der Demagogie, die, in idealer Form durch Perikles verkörpert, seit Kleon und Alkibiades immer mehr entartete. Viel heilsamer die Beziehungen zwischen Senat und Beamtschaft in Rom. Eben dort zeigt sich dann die Entartung in dem demoralisierenden Verhältnis zwischen Nobilität und Volk, zwischen Führer und Heer bei beginnender Militärdiktatur. — Mißgriffe bei der Wahl: z.B. Nikias; Alkibiades, Terentius Varro; überhaupt Mangel an Stetigkeit infolge des allzu häufigen Personenwechsels. — Subjektivität der Führenden und objektives Interesse des Ganzen. a) Hingabe der Persönlichkeit an das letztere: z.B. Solon, Perikles, Epaminondas, Hannibal, Scipio Amilianus, Trajan, Marc Aurel, Diocletian. b) Ausnutzung des Amtes im subjektiven Interesse: die entartete Tyrannis, Pausanias, Alkibiades, Tharameas, Kritias, römische Nobilität, gewisse Kaiser. c) Problematische Mischung der Elemente: Alexander, Sulla, Cicero, Cäsar, Augustus, Tiberius, Konstantin.

Lebenslänglichkeit des Amtes: Gerusia, Areopag, Senat. Der letztere zeigt in der früheren Zeit die Vorzüge der Einrichtung als Hüter gesunder Tradition und Wahrer der objektiven Interessen, später die Schäden durch herrschsüchtigen und engherzigen Egoismus. Ernanntes und spezialisiertes Beamtentum: die Bureaukratie des hellenistischen Großstaates und des römischen Kaiserreichs.

Dauer und Ausdehnung der Gruppe: Sobald man von der Eigenart gewisser Stämme (z.B. dem charakteristischen Gegensatz des dorischen und ionischen Stammes), gewisser Stände (z.B. griechisches Rittertum, Bürgertum, römisches Patriziat) spricht, diese also als in sich einheitliche Gebilde behandelt, ist die Tatsache dieser Einheitlichkeit zu erklären.

Objektiver Geist: in besonderer Stärke gegenüber der Subjektivität wirksam in Gestalt der ritterlichen Standessitte des griechischen Mittelalters, fortlebend in der strengen Bindung des spartanischen Lebens; ebenso in der römischen Staatsgesinnung und Sitte. Umgekehrt

lehnt sich in grundsätzlicher Klarheit die Subjektivität gegen den objektiven Geist auf in der Bewegung der Sophistik, die naturgemäß in Athen ihren besten Boden fand. Der objektive Geist wird wieder in sein Recht eingesetzt durch Sokrates. Mit besonderer gedanklicher Klarheit ist der objektive Geist erfaßt in dem unübersetzbaren griechischen Begriff des νόμος.¹⁾ Ebenso haben die Griechen — anders als die Römer — die lebendige Einheit der Gemeinschaft plastisch verkörpert in der Gestalt des Heroen, dessen Kultus den Mittelpunkt jeglicher Genossenschaft bildete.²⁾ — Schädigung des Gesamtinteresses durch Bestrebungen von Sondergruppen: die Parteikämpfe, zumal in ihrer schlimmsten Entartung innerhalb der griechischen Stadtstaaten.

Familie: Bedeutung der Familie und des Geschlechts für die ältesten staatlichen Zusammenhänge; sie tritt in demselben Maße zurück, wie die rationale Organisation des Staates sich ausbaut.

Volk: Die Offenbarung eines einheitlichen Volksgeistes in Sitte, Sprache, Literatur, Kunst, Religion ist zu begründen; seine individuelle Besonderheit wird durch die Entgegenstellung griechischen und römischen Wesens gerade angesichts ihrer engen Berührung ersichtlich. Die Unterschiedenheit von Volk und Staat läßt besonders Griechenland erkennen: geistig-kulturelle Einheit bei staatlicher Zerrissenheit. — Arbeitsteilung: Das Altertum zeigt in seinen Anfängen den Zustand, der dem uns geläufigen entgegengesetzt ist; später nähert es sich diesem immer mehr.

Staat: Der antike Staat in seiner klassischen Ausprägung als Stadtstaat steht zu dem modernen im Verhältnis der Gleichheit und des Gegensatzes. Er ist ihm wesensverwandt hinsichtlich seiner geistig-kulturellen Grundlagen und seiner Organisationsformen; er unterscheidet sich von ihm durch seine Ausdehnung. Auf den ersten Blick könnte diese rein quantitative Abweichung belanglos erscheinen, weil sie keinen Unterschied des Wesens zu begründen brauchte. Daß sie aber von höchster Bedeutung ist, wird auf Grund der Erwägungen verständlich, zu denen uns die Beobachtung der sich numerisch erweiternden Gruppe veranlaßt und die nun auf diese bedeutungsvolle Erscheinung angewandt werden müssen. Daß der antike Staat durch seine rationalen Ordnungen und seine personalen Vertretungen dem modernen nahe verwandt, daß er Rechts- und Verfassungsstaat ist, wurde schon erwähnt. Welche Wirkung hat aber nun seine geringe Ausdehnung, die größere Einfachheit und Übersichtlichkeit seiner Verhältnisse? 1. Der Gesamtwille wird durch die Urversammlung der Vollbürger herbeigeführt, nicht durch ein vertretendes Organ. 2. Der Staat wird verwaltet nicht durch ein fachmäßig spezialisiertes Beamtentum, sondern durch ein meist jährlich wechselndes, aus Wahl hervorgehendes Laienbeamtentum. Zu prinzipieller Klar-

1) v. Wilamowitz, Staat und Gesellschaft der Griechen, in „Die Kultur der Gegenwart“, Teil II, Abt. IV, 1, S. 58.

2) Ebendort S. 47: Das Lebendige, das in jeder Gemeinschaft steckt, kondensiert sich für den Hellenen in einem Gott, genauer, es wird, weil es lebt, als göttlich, dann als persönlich empfunden, und endlich in einer Person benannt. In dem gemeinsamen Kultus dieser Gottheit bekennen und stärken die Genossen ihr Gemeinschaftsgefühl.

heit hat wieder die athenische Demokratie den Grundgedanken dieses Systems gebracht, indem sie die meisten Beamten ausloste auf Grund der Annahme, daß schlechthin jeder zur Erfüllung staatlicher Aufgaben in der Lage sei. Die Verhältnisse sind so klein, die Technik der staatlichen Verwaltung ist so einfach, daß jeder den staatlichen Lebensprozeß nicht nur überschauen, sondern auch an verantwortlicher Stelle in ihm mithandeln kann. Deshalb ist jedem einzelnen dieses Gesamtleben so unmittelbar gegenwärtig, daß er sich ihm durch ein lebendiges und fragloses Gefühl der Gemeinschaft innerlichst verbunden fühlt: der Enge des Verbandes entspricht ein solidarisches Empfinden, wie es in solcher Lebhaftigkeit und so allgemeiner Verbreitung dem Staat gegenüber niemals wieder in der Geschichte aufgetreten ist, auch in der Gegenwart nicht, deren Staatsbegriff unausbleiblich einen abstrakteren Charakter tragen muß. Der Einzelne identifiziert sich mit dem Ganzen so vorbehaltlos, daß für eine überstaatliche Sphäre der persönlichen Freiheit kaum Sinn und Bedürfnis besteht (Sokrates' Gehorsam gegen die Gesetze; Platons Idealstaat; Aristoteles' Politik; römische Bürgertugend) — bis zur völligen Aufsaugung der Persönlichkeit in Sparta. Der Lebensfülle, die auf diese Weise der Staat gewinnt, entspricht die unbeirrbar Folgerichtigkeit, mit der er über allen Wechsel der Personen und Formen hinweg in der äußeren Politik seinen Weg geht, wofür Rom das großartigste Beispiel bietet.

Wie sehr die Stärke des antiken Staatsgedankens mit seinen äußeren Dimensionen zusammenhängt, tritt deutlich zutage, sobald die großräumige Monarchie sich durchsetzt. Der Absolutismus der hellenistischen Staaten und der römischen Kaiserzeit muß die Beteiligung des Volks — die z. B. in Rom zu voller Unnatur geworden ist — ausschalten und den Staat durch ein fachmäßig spezialisiertes Berufsbeamtentum verwalten. Dem entspricht es, daß der Bürgersinn abstirbt und bei den Edelsten ersetzt wird durch Kosmopolitismus und Individualismus, die oberhalb und unterhalb des Staates, nicht in ihm ihre Sphäre finden. Doch wird durch solche Sinneswandlung der Bestand des Staates nicht berührt. Die rationalen Ordnungen staatlicher Organisation sind bereits so durchgebildet und gefestigt, daß der Staat des solidarischen Empfindens seiner Bürger nicht mehr bedarf, um zu existieren.

Staatengesellschaft: Anschauliches Beispiel in engem Rahmen ist die griechische Staatenwelt mit ihrem Reichtum an individuell ausgeprägten Staatspersönlichkeiten. Sie lehrt vor allem eins mit unwiderstehlicher Überzeugungskraft: die schrankenlose und unbedingte Bejahung des eigenen Staatszwecks macht blind gegen die solidarischen Interessen, die über seine Grenzen hinausweisen: „dem kräftigsten Stadtpatriotismus entspricht der engherzigste Stadttegoismus“. Weil innerhalb der griechischen Welt das Gefühl für die Solidarität, die nach Schicksal und Wesen tatsächlich besteht, durchaus fehlt — nur unter dem Druck der Persergefahr war sie vorübergehend anerkannt worden —, zerfleischt sie sich in endlosen Kämpfen, statt in gegenseitiger Beschränkung gemeinsame Kulturarbeit zu leisten. Zur Eintracht bringt sie nicht eigene Selbsteinkehr, sondern erst das Machtgebot der Fremdherrschaft. — Ähnlich verfahren die Diadochenstaaten, die gallischen und germanischen Stämme gegenüber Rom. — Staatenbünde; peloponnesischer, attischer,

italischer, achäischer, ätolischer Bund. — Kulturgemeinschaft: griechische Welt, hellenistisches Staatensystem; griechisch-römische Kultureinheit der Mittelmeerländer.

Menschheit: innerhalb der Grenzen der Alten Welt sich darstellend in der Monarchie Alexanders, vollendet in dem Universalismus des Römerreichs, in dem die individuellen Staatspersönlichkeiten absterben. Dem entspricht als Idee der Kosmopolitismus der hellenistisch-römischen Philosophie und die Weltreligion des Christentums.

Im Rückblick auf diese Übersicht sei auf eines hingewiesen: sie enthält nichts, was nicht von jeher Gegenstand der geschichtlichen Betrachtung gewesen wäre, nur daß man bisher zwar die sichtbaren Resultate feststellte — daß der dorische Stamm diesen, der ionische Stamm jenen „Geist“ hatte, daß der römische Staat „sich“ mit nie abirrender Konsequenz „entwickelte“, daß hier und dort das Leben gegen die Satzung protestierte — dagegen in welchen konkreten Formen dies alles Wirklichkeit wurde, so unberücksichtigt ließ, als ob es schlechthin selbstverständlich sei. Daß man dort in weiter Überschau nichts anderes betrachtete als die Ergebnisse der Zusammenhänge, von denen jeder Mensch ein Stück erlebt, das blieb im Dunklen, die Möglichkeit, von diesem her jene zu erleuchten, ungenutzt. Und so wurde denn in der Tat unausbleiblich die Vorstellung genährt, daß die über alles Personale hinweggreifende Kontinuität der menschlichen Entwicklungen, die man doch allenthalben in ihrer handgreiflichen Tatsächlichkeit feststellte und feststellen mußte, das Werk einer schattenhaft vorgestellten überpersonalen Macht, des Volksgeistes, der Staatsidee usw. sei. Daß aber diese Vorstellung nicht etwa nur ein nebensächlicher, bedeutungsloser Teilirrtum ist, sondern daß von ihr aus die Gesamtauffassung der menschlichen Lebenszusammenhänge gefälscht und das Handeln innerhalb dieser Zusammenhänge mißleitet wird, dies darzutun war ja ein wesentlicher Zweck der vorausgegangenen Ausführungen.

Die obigen Darlegungen dürften vielleicht auch Fingerzeige geben für eine Sichtung des Stoffs, den der Unterricht in der alten Geschichte behandelt. Eine solche ist nicht nur aus dem Grunde unerläßlich, weil die neueren Entwicklungen der Geschichte ihr Recht und ihre Zeit verlangen, sondern auch deshalb ratsam, weil der Unterricht in der alten Geschichte doch noch mancherlei Ballast mit sich schleppt: nicht nur belanglose Einzelheiten aus der Kriegsgeschichte — mit denen man ja aufzuräumen begonnen hat — sondern auch allerlei Notizen, die nur die äußerliche Technik des Staatslebens angehen. Gerade hier gilt es das, was die konkrete Erscheinung eines immer von neuem auftauchenden staatlichen Pro-

blems ist, von dem zu scheiden, was rein zeitlich bedingt und ohne inneren Zusammenhang mit dem Kernproblem ist. Wozu braucht der Schüler zu wissen, wieviel Scheffel die Bürger in den solonischen Schätzungsklassen ernteten, wo die Heliäa tagte, wer in Rom die Marktpolizei hatte, in welchem Alter man Quästor werden konnte?

Mittelalter. Die folgenden Epochen der Geschichte lassen naturgemäß eine Reihe der besprochenen Grundformen in wachsender Zahl und immer neuen Abwandlungen auftauchen, ohne daß es nötig oder möglich wäre, alle Einzelfälle zu registrieren. Darum sei von nun an nur die Entwicklung herausgehoben, die das machtvollste gesellschaftliche Gebilde durchgemacht hat: der Staat. Welche Gestalt gaben ihm die gesellschaftlichen Zustände des Mittelalters?

Der Staat des Mittelalters steht zu dem modernen in dem umgekehrten Verhältnis wie der antike Stadtstaat. Er hat mit ihm gemeinsam die äußeren Dimensionen, er unterscheidet sich von ihm in den geistig-kulturellen Grundlagen und in den Formen der Organisation. Darin liegt enthalten, daß die Abweichung doch eine tiefere ist als die dort festgestellte. Das besagt natürlich nicht, daß die Gegenwart in geringerem Maße die Elemente des Verständnisses liefern müßte als dort, nur müssen diese Elemente eben an einer anderen Stelle gesucht werden.

Wir sahen, daß selbst das entwickelte staatliche Denken des Altertums mit der Ausdehnung der Großreiche nicht Schritt hielt. Wieviel mehr mußte dies bei der durchaus konkreten, am Anschaulichen haftenden Denkweise des Mittelalters der Fall sein. Die Teilnahme aller Bürger am Staatsleben wird angesichts der Ausdehnung des Ganzen zur Unmöglichkeit. Nur die persönlich erlebten und empfundenen Beziehungen werden erfaßt und bestimmen das praktische Verhalten. Zwar wird der charakteristische Versuch gemacht, das abstrakte Staatsganze wenigstens durch unmittelbare Berührung des Herrschers mit den Untertanen dem Bewußtsein lebendig zu machen: das Wandern der königlichen Residenz ist zum Teil auf dieses Motiv zurückzuführen. Doch bleibt dies Mittel auf die Dauer unwirksam. Die indirekten Wechselbeziehungen, so zahlreich und folgenreich für unsere Gegenwart, werden vermindert und verkürzt, weil der Verkehr schwach entwickelt, die Schrift wenig in Gebrauch ist. So bilden sich innerhalb des Staatsganzen eine Reihe von größeren und kleineren geschlossenen Sondergruppen, die im allgemeinen Fühlen das Übergewicht über das Ganze gewinnen müssen. Stammesbewußtsein geht vor Volksbewußtsein, fürstliche Sonderinteressen vor Gesamtinteressen; ritterliche Verbände, Stadtgemeinden, Gilden, Zünfte, Markgenossenschaften bilden die Kreise, denen sich der einzelne durch alle Lebensbeziehungen und mit allen Betätigungen seines Daseins so unlöslich verbunden fühlt, wie der antike Mensch dem — ebenso äußerlich beschränkten — Staat. Je stärker aber das solidarische

Empfinden sich mit diesen Sondergruppen in eins setzt, desto schwächer wird — auch hier wie im Altertum — Erkenntnis und Empfindung derjenigen Schicksalsverbundenheiten, die über die Grenzen der Sondergruppen hinausweisen. Die Individualität der Sondergruppen läßt dem Ganzen keinen genügenden Raum.

Der großräumige Staat des Altertums konnte, so sahen wir, kraft seiner durchgebildeten Organisation auch ohne das solidarische Empfinden seiner Bürger fortbestehen. Der mittelalterliche Staat ist in einer gänzlich anderen Lage, weil bei dem niedrigen Stand der allgemeinen Kultur die rationalen Mittel der staatlichen Organisation, deren es hier doppelt bedurft hätte, an Durchbildung und Wirksamkeit weit hinter der antiken Vollendung zurückbleiben. Satzung: Recht und Verfassung beruhen auf Gewohnheit, so daß ihnen begriffliche Klarheit und Stetigkeit abgeht. Dies erklärt sich vor allem dadurch, daß in Laienkreisen der Gebrauch der Schrift wenig verbreitet, sowie Neigung und Fähigkeit zu abstraktem Denken, auf dem ja alle Satzung beruht, gering entwickelt ist. Tradition, Gewöhnung, persönliche Entscheidung im Einzelfalle ersetzen nur unvollkommen die allgemein bindende Regelung durch schriftlich und begrifflich festgelegte Normen. Je schwächer die objektive Ordnung ist, desto einflußreicher die Subjektivität. Rechtsunsicherheit und Selbsthilfe zeigen die Folgen davon, daß die Segnungen der Gleichmäßigkeit und Stetigkeit fehlen. — Organe: Zwar kennt auch der mittelalterliche Staat ein Beamtentum. Aber dessen Tätigkeit ist nicht genau gesetzlich umgrenzt; die räumliche Ausdehnung im Verein mit der Zurückgebliebenheit der Verkehrsverhältnisse, die Seltenheit des Schriftgebrauchs lockert die geistige Verbindung mit der Zentralstelle; das Fehlen einer staatlichen Arbeitsteilung bewirkt, daß der einzelne Beamte innerhalb seines Amtskreises die Gesamtheit der Regierungsaufgaben, wenn auch unvollkommen, so doch ausnahmslos ausübt; das auf der Grundlage der Naturalwirtschaft sich erhebende Lehnswesen löst den Beamten aus der materiellen Abhängigkeit von der Staatsleitung — kurz, die Wechselbeziehungen zwischen dem Organ und dem Ganzen schwinden immer mehr dahin, das Organ verselbständigt sich völlig und hört auf, Mittel zum Zweck des Ganzen zu sein. Alle schädlichen Wirkungen, die von einem Beamtentum ausgehen können, das nicht mehr in Wechselbeziehungen mit der Gesamtgruppe besteht, treten hier überzeugend in die Erscheinung.

Während also der antike Großstaat und der mittelalterliche Staat sich darin gleich sind, daß sie mit ihrer räumlichen Ausweitung nicht mehr von dem solidarischen Empfinden aller ihrer Glieder getragen werden, ist dieser gegenüber jenem im Nachteil, weil er auch noch die Umklammerung einer gefestigten Organisation entbehren muß. Die Sondergruppen, die in offenem Kampf einander gegenübertreten, zehren das Gesamtleben auf. Daher mangelt es auch dem mittelalterlichen Staat durchaus an jener überpersonalen Festigkeit und Folgerichtigkeit, mit der einerseits der antike, andererseits der moderne Staat sich fortentwickeln. Weil das Ganze nicht in sich, durch seine eigenen Kräfte und Ordnungen besteht, hängt sein Bestehen und Ergehen durchaus von den Zufälligkeiten der Personen ab, die das Ganze leiten. Daher die seltsame Erscheinung, daß der Staat in der Hand energischer

Persönlichkeiten (Karl der Große, Otto der Große, Konrad II., Barbarossa, Heinrich VI.) ein überraschendes Maß von Kraft entwickelt, um gleich darauf in den Zustand hilfloser Schwäche zu versinken (Ludwig der Fromme, Otto III., Heinrich IV., Philipp von Schwaben): der Staat ist nicht kraft eigener Persönlichkeit, sondern nur durch die Persönlichkeit der Herrscher, die demnach Segen wie Fluch der personalen Vertretung des Ganzen aufs deutlichste enthüllen.

Daß es dem Staat so an überpersonalen Kräften des Zusammenhangs fehlt, kommt zu seiner tiefsten Wirkung erst dadurch, daß ihm ein anderes soziologisches Gebilde gegenübertritt, das alles das in reichstem Maße besitzt, was ihm fehlt: die Kirche. Sie verfügt auf der einen Seite über eine in Satzung (kanonisches Recht) und Organen (Hierarchie) völlig durchgebildete Organisation, in der die Errungenschaften des antiken Staates fortleben, getragen durch den bei ihren Mitgliedern verbreiteten Gebrauch der Schrift und die Fähigkeit schärfsten abstrakten Denkens (Scholastik); sie entwickelt andererseits innerhalb dieser Formen ein solidarisches Empfinden und einen objektiven Geist, dessen unangreifbare Dauerhaftigkeit um so bewunderswürdiger ist, als sie infolge des Zölibats nicht von der Kontinuität der natürlichen Fortpflanzung getragen ist. Indem diese überstaatliche Organisation alle ihre Glieder durch rein geistige Mittel unlösbar an sich fesselt, wirkt sie mit den oben genannten unterstaatlichen Organisationen zusammen, um dem Staat den Raum im Leben seiner Glieder noch weiterhin zu beengen. Das in den konkreten Wechselbeziehungen begründete Solidaritätsgefühl mit der Einung einerseits, das in den innersten seelischen Bedürfnissen verankerte Solidaritätsgefühl mit der Kirche andererseits ersticken das Staatsbewußtsein.

Aufgabe der unterrichtlichen Behandlung ist es, in der Art der vorliegenden Betrachtung nachzuweisen, 1. daß das Leben des Staats im Mittelalter unter der Herrschaft ganz andersartiger gesellschaftlicher Bedingungen steht, als die sind, die sein gegenwärtiges Leben bestimmen, 2. daß diese Bedingungen nun doch auch innerhalb des gegenwärtigen gesellschaftlichen Lebens zum Teil noch in Erscheinung treten, nur daß sie heute innerhalb des festen Rahmens des Staates wirksam werden können, ohne seinen Bestand zu bedrohen, weil er durch die unterdessen gewonnene Kraft und Festigkeit seines Eigenlebens gegen derartige Hemmungen viel unempfindlicher geworden ist.

Neuzeit. Der Weg, den die Betrachtung von da an zu gehen hat, ist ohne weiteres deutlich. An seinem Abschluß steht der moderne Staat, wie wir ihn oben kennen lernten. Er unterscheidet sich von dem mittelalterlichen 1. durch die allgemeine und uneingeschränkte Herrschaft seiner bis ins feinste durchgebildeten organisatorischen Ordnungen, 2. durch den Anteil, den sämtliche Staatsbürger an seinem Lebensprozeß nehmen — beides Momente, die er mit dem

antiken Stadtstaat gemeinsam hat. Wie hat er diese Errungenschaften wiedergewonnen?

1. Von innen her, aus einem Sichbesinnen der Sondergruppen heraus konnte ihm die verlorene Einheit nicht wiedergeschenkt werden. Zu fest hatte sich deren solidarisches Empfinden in seinen engen Grenzen festgelegt. Wie in der Griechenwelt, so konnten auch hier nur von oben her, durch das Machtgebot einer übergeordneten Gewalt die auseinanderstrebenden Teile zusammengezwungen werden. Hier liegt die historische Leistung des Absolutismus. Er vollbringt sie durch Neubelebung der Mittel, die in aller gesellschaftlichen Organisation wiederkehren. Organe: ein fachmäßig spezialisiertes, durch Besoldung in engster Abhängigkeit gehaltenes, von der Kirche gelöstes Beamtentum wird ein wesentliches Werkzeug der neuen Ordnung, deren Durchführung durch allgemeine Verwendung von Schrift und Druck, sowie durch die Belebung des Verkehrs weitgehend erleichtert wird. Alles Leben wird bürokratischer Leitung und Aufsicht unterworfen. Satzung: Verordnungen, Paragraphen und Gesetze ohne Ende machen besonders das Wesen des neuen Staates aus. In seinem Aufkommen findet er eine wichtige Stütze an dem wiedererstandenen römischen Recht, dem wertvollsten Erbe des antiken Staats; neue Rechtskodifikationen gehören zu seinen dauerhaftesten Leistungen. Einheitliche Regelung alles Tuns heißt nun die Lösung. Alle Mannigfaltigkeit wird in die Uniform — nicht nur im militärischen Sinne — gepreßt. Und nicht immer dienen die auferlegten Ordnungen dem wohlverstandenen Gesamtinteresse. Selten hat die Geschichte Segen wie Gefahr der abstrakten Regelung so offenkundig werden lassen wie hier. Die derart sich ausbauende Organisation, eine Organisation von ausgesprochen rationalem, „aufgeklärtem“ Charakter, zerbricht, getragen durch die Macht des Heeres, den Egoismus der Sondergruppen und schafft die Staatseinheit. Ihre Bindekraft erweist sich als stark genug, um schon dem absoluten Staat jene innere Folgerichtigkeit der Entwicklung zu geben, die ihm im Mittelalter fehlte. Es gestaltet sich die Staatspersönlichkeit.

2. Nachdem so das feste Gehäuse durch den souveränen Willen des Monarchen geschaffen ist, regt sich innerhalb seines Gefüges der erwachende Wille der materiell und geistig emporgestiegenen Bürger, die nun nach schaffendem Anteil an diesem Leben verlangen. Die individuelle Freiheit lehnt sich auf gegen den beengenden Zwang der Staatsordnung (Liberalismus), wie auch gegen die bindenden Normen des objektiven Geistes (Aufklärung); die natürlich gewachsenen Kräfte des Volks streben die bewußt geschaffenen Ordnungen mit ihrem Leben zu erfüllen. So entsteht der nationale Verfassungsstaat, in dem zweckbestimmte Ordnungen und naturgewachsene Geisteskräfte sich zu der Einheit eines gewaltigen Lebensprozesses zusammenschließen. In der zeitlichen Folge der Entwicklungsstadien ist also der moderne Staat dem antiken entgegengesetzt. Im Altertum wachsen die rationalen Ordnungen aus dem lebendigen Staatsgefühl der Gesamtheit hervor, um dann, indem sie ihr Gefüge zu immer größeren Maßen ausweiten, von diesem völlig entleert und nur von oben her gehalten zu werden; in der Neuzeit werden diese Ordnungen von oben her der Gesamtheit auferlegt

und dann erst von innen mit dem lebendigen Geist staatlichen Bewußtseins ausgefüllt. So steht, was im Altertum den Anfang bildete, hier am Ende der Entwicklung. Nur führen die Unterschiede der Dimensionen zu einer folgenreichen Neuschöpfung: der moderne Staat beruht, ungleich dem alten, auf dem Prinzip der Repräsentation, der einzigen Form, in der innerhalb der vergrößerten Maße des modernen staatlichen Lebens die Gesamtheit der Bürger tätig mitwirken kann. Die immer gewaltigeren Dimensionen der staatlichen Gesamtarbeit und ihre immer unübersehbarere arbeitsteilige Zerlegung machen es unmöglich, daß das Staatsganze dem Einzelnen in so konkreter Lebendigkeit gegenwärtig sei wie dem antiken Bürger: weder vermag er es in seinem Verlauf zu überschauen noch in so hohem Maße wie dort schaffenden Anteil zu nehmen. Daher hat die moderne Staatsidee für das Denken allzu leicht die Blässe des abstrakten Begriffs; daher jene Schwäche des staatsbürgerlichen Empfindens, deren Gründe uns oben beschäftigten.

Derart ließe sich der Gang der abendländischen Staatsentwicklung etwa darstellen, wenn man sich die Aufgabe stellte, in ihm mit möglichster Deutlichkeit diejenigen Formen und Probleme menschlichen Zusammenlebens hervortreten zu lassen, die uns die Strukturanalyse zur Anschauung brachte. Auch hier gilt das schon oben Bemerkte: nicht sowohl bestimmte Tatsachenverläufe aufzuweisen ist hier das Wesentliche, als vielmehr diesen Entwicklungsreihen das feste Fundament klarer strukturtheoretischer Grundeinsichten unterzubauen. Wer in solchen Einsichten das verknüpfende Band zwischen Geschichte und Leben gefunden hat, der ist gleichmäßig davor geschützt, in den historischen Schicksalen das Werk übermenschlich dämonischer Gewalten wie die Anzettlung allzu menschlicher Strebungen zu erblicken, der wird in dem engen Umkreis persönlichen Erlebens dieselben Kräfte am Werke sehen, die an dem alles mitreißenden Schicksal der Völker weben.

Sprachunterricht. Mit Notwendigkeit hat der Gang der Betrachtung es mit sich gebracht, daß unter den betrachteten Zusammenhängen die staatlichen weitaus die erste Stelle einnahmen. Wie konnte es auch anders sein? In den Formen und Entwicklungen des staatlichen Lebens sammeln sich die Ergebnisse der tausendfach verzweigten und verwickelten gesellschaftlichen Zusammenhänge zu großen, weltbewegenden Ereignissen; hier hat der betrachtende Geist gewissermaßen die Schlußabrechnung jeder Epoche vor sich. Dagegen von dem geistigen Gehalt, der innerhalb und unterhalb dieser Formen lebt und webt, sich und anderen Rechenschaft zu geben ist deshalb so sehr viel schwieriger, weil der Geist der Völker als solcher ein unendlich bewegtes und vielgestaltiges Leben

ist, das sich nirgends in klaren Satzungen und einheitlichen Aktionen verdichtet, sondern in allen seinen Äußerungen gleich gegenwärtig ist. Er lebt in allen rein individuellen Schöpfungen, die ein Volk hervorbringt, in denen er sich wie in tausend Strahlen bricht. In jeder dieser Schöpfungen aber tritt er uns nun wiederum vor allem als rein individueller Geist entgegen, gefärbt durch die Besonderheit der gestaltenden Einzelpersönlichkeit. Den Volksgeist als Ganzes, in seiner überpersönlichen Macht und Geschlossenheit, können wir nur in einer solchen Schöpfung ergreifen, die geistig ist nach Ursprung und Inhalt und doch nicht das Werk eines Einzelgeistes. Es ist ein einziges Gebilde dieser Art, das dem heranreifenden Geist zugänglich ist — ein Gebilde, das dafür aber auch den Gemeingeist in einer schlechthin einzigartigen Form verkörpert und verdichtet: die Sprache. Welche Ziele das gemeinsame Wollen des Volks sich setzte, lehrt sein bewußt gelenktes staatliches Handeln; aus welchen Gründen gemeinsamen Wesens aber all sein Wollen emporstieg, das lehrt die Schöpfung gemeinsamen Fühlens und Denkens, die Sprache.¹⁾ Soll diese uns aber die Wesens-tiefen der Gemeinschaft entschleiern, dann müssen auch die Gebilde, in denen sie unserer Betrachtung gegenübertritt, von innen her be-seelt werden aus dem lebendigen Prozeß sprachlichen Werdens, in den wir selbst tragend und getragen uns eingereiht fühlen. In welchen Formen die Subjektivität die Sprache als bereitliegenden Gemeinbesitz vorfindet und in ihr Eigenleben einbezieht, wie diese sich jener, jene sich dieser anschmiegt — das muß aufmerksame Selbstbeobachtung uns gelehrt haben, ehe wir die festgewordenen Inhalte, in denen die Sprachen der Völker uns gegeben sind, als Produkte eines nie rastenden Lebensprozesses begreifen können.²⁾

Unter welchem Gesichtspunkt das persönliche Erleben der Sprache, dieser so überaus wesentliche, so oft unterschätzte Teil des individuellen Werdegangs eines jeden, zu betrachten ist, wurde oben (S. 101) ausgeführt. Wo und wie die dort gewonnenen Einsichten sich den Stoffen

1) Bei dieser Teilung der Aufgaben zwischen Geschichtsunterricht und Sprachunterricht ist es also nicht willkürlich, sondern wohlbegründet, wenn der Geschichtsunterricht seine wesentliche Aufgabe in der Behandlung der politischen Geschichte erblickt. Daß beide Fächer auch in anderer Hinsicht im Verhältnis wechselseitiger Ergänzung stehen, sucht mein Aufsatz „Geschichtsunterricht und Sprachunterricht“ (I. Anhang) nachzuweisen.

2) Es sei nicht versäumt, darauf hinzuweisen, daß diese Beobachtung des Sprachlebens an der Muttersprache etwas ganz und gar anderes ist als die Aneignung der muttersprachlichen Grammatik.

des Sprachunterrichts vermählen, sei in einigen Beispielen angedeutet. In einer besonders günstigen Lage ist dieser Unterricht, wenn die von ihm behandelten Literaturwerke zwei verschiedene Stadien der Sprachentwicklung zur Anschauung bringen. Von dieser Gunst macht der griechische Unterricht Gebrauch, wenn er homerisches und attisches Griechisch nebeneinanderstellt. In unserem Zusammenhang kommt es nicht auf einen Vergleich der Laute und Formen an sich an, sondern auf eine Feststellung der geistigen Bildungskräfte, die hier und dort kenntlich werden. Da gewahren wir nun dort eine bunte Fülle ursprünglichen Formenreichtums, dessen Bildungselemente noch vielfach ungeschieden durcheinander wogen, von jugendlichen Werdekräften hin und her getrieben; hier dagegen sehen wir diese Elemente klar gesondert, geordnet, mehr oder minder systematisch abgerundet, manches Triebkräftige beschnitten, manches ursprüngliche Wachstum gehemmt — inmitten dieser geregelten Ordnung aber noch manchen Rest des früheren Zustandes fortlebend. In dieser Gestalt also stehen zwei zeitlich weit voneinander abstehende Stufen der Sprache, zwei Durchschnitte gleichsam durch den Stamm ihres Wachstums, vor unseren Augen: sie wollen nun als Momente eines kontinuierlichen Entwicklungsgangs aus eigenem Erleben heraus gedeutet werden. Welcher Vorgang liegt zwischen beiden? Es ist kein anderer als der, den uns in begrifflicher Klarheit die Ausbildung der Satzung vor Augen führte: die gleichmäßige Regelung und abstrakte Systematisierung eines unendlich mannigfaltigen Lebens. Die sprachschöpferische Gemeinschaft hat ihr gemeinsames geistiges Leben in Gesetzen geklärt und gefestigt, der objektive Sprachgeist hat sich über das individuelle Belieben erhoben. Aber freilich, was an Ordnung und Stetigkeit gewonnen ist, geht an lebendiger Beweglichkeit verloren; die zeugenden Kräfte des Sprachgeistes werden in demselben Maße schwächer, wie er sich selbst in Gesetze einschließt.

Auch wo zur Betrachtung mehrerer Entwicklungsstufen der Sprache keine Gelegenheit ist, bietet ihr Zustand in einem Zeitpunkt ihres Werdens reichliches Material, aus dem die gleichen Einsichten hergeleitet werden können. Denn stets enthält sie — auch hierin eine verkleinerte Widerspiegelung des gesellschaftlichen Lebensganzen — in sich in mancherlei rudimentären Formen die Spuren der Entwicklungsstufen, die hinter ihr liegen. Es gehört zu den fruchtbarsten Aufgaben sprachgeschichtlicher Betrachtung, dieses Hervorgehen des wohlgeordneten Systems aus dem ursprünglich wilden Wachstum in dem vorliegenden Sprachbefund aufzuspüren und in diesem Prozeß das Walten tiefster Grundkräfte der menschlichen Seele nachzuweisen.¹⁾

Von der immer wieder sich erneuernden Auseinandersetzung zwischen dem objektiven Geist der Sprache und der Individualität legt natürlich jegliches Literaturwerk Zeugnis ab. Die Behandlung wird deshalb Wert darauf zu legen haben, daß die individuelle Physiognomie des Schriftstellers nicht nur aus dem Gedankengehalt seiner Schöpfung, sondern auch aus der Art, wie er mit dem vorgefundenen Sprachgut schaltet,

1) Welcher Wert diesem Teil der Sprachbetrachtung zukommt, darauf hat mit besonderem Nachdruck P. Cauer hingewiesen. (*Grammatica militans*³ 1912, S. 73; *Das Altertum im Leben der Gegenwart*² 1915, S. 98.)

herausgearbeitet werde. Überlegene Gestaltungskraft pflegt der Auffassung des Schülers immer dann am bemerklichsten zu werden, wenn er die gleiche Sprache in der gleichen Zeit unter den Händen verschiedener Bildner ganz verschiedene Formen annehmen sieht: Xenophon und Platon, Sallust und Cicero.

Gesamtauffassung. Wenn so die Strukturtheorie die inneren Zusammenhänge zweckbewußten Tuns und unbewußten Werdens, deren Ineinander den Inhalt des geschichtlichen Lebens ausmacht, erfaßt und aufdeckt, so gibt sie darüber hinaus dem Gesamtbild, zu dem sich die also gewonnenen Teilerkenntnisse zusammenfügen sollen, eine gemeinsame Unterlage, wie sie die Forschungsarbeit der historischen Einzeldisziplinen in so durchgehender Einheitlichkeit nicht schaffen kann. Jede Art von historischer Überschau über die menschliche Gesamtentwicklung leidet unter der erdrückenden Fülle des Stoffs, den sie umfassen möchte. Dieser ist schon längst über den Umfang hinausgewachsen, den irgendein betrachtender Geist bemeistern könnte. Selbst wer historischem Erkennen die Kraft eines Lebens weiht, vermag nur in einem Teilgebiet des Gesamtverlaufs selbst auf den Grund der Erscheinungen vorzudringen — mag er nun eine zeitlich abgegrenzte oder eine sachlich bestimmte Entwicklungsreihe zum Gegenstand seines Denkens machen. Dadurch nimmt das Erkenntnisbild leicht einen einseitigen und fragmentarischen Charakter an; das Sondergebiet, dem Interesse und Forschung sich zuwenden, erscheint wie losgelöst von den vorausgegangenen und nebenherlaufenden Entwicklungsreihen und verselbständigt sich, als ob es alle seine Bedingungen in sich selbst trüge. Vollends das Geschichtsbild des Laien gleicht meist einer Skizze, von der nur einige hier und dort zerstreute Stellen ausgeführt sind. So fehlt es dem Bild, in dem die Totalität historischen Lebens sich darstellt, an Zusammenhang, Gleichmäßigkeit, Abrundung.

Eine vollkommene Abhilfe für diese Unzulänglichkeit gibt es nicht; zu begrenzt ist das individuelle Wissen, zu bedingt das historische Erkennen überhaupt, als daß das Gesamtbild in allen Teilen gleichmäßig ausgeführt werden könnte. Wohl aber kann die hier durchgeführte Betrachtung die Struktur des gemeinsamen, verbindenden Untergrundes deutlich werden lassen, von dem jene historischen Teilerkenntnisse in scheinbarer Vereinzelung sich abheben. Zwar zeigt sie nicht, wie das historische Leben damals und dort zwischen den sachlich getrennten Entwicklungsreihen den Austausch wechselseitiger Einwirkungen vermittelte, wohl aber, daß und mit

welchen Mitteln es dies stets und überall zuwege bringt. Damit erhebt sie es dem Betrachtenden zur unmittelbaren Gewißheit, daß das, was das vielfach in Raum und Zeit Verteilte zusammenhält, nichts anderes ist als die große Einheit des geistigen Lebens, das sich durch die Jahrtausende in nie unterbrochenem Strom weiterträgt und die Ersten wie die Letzten, die Frühesten und die Spätesten als Glieder eines umfassenden Arbeitszusammenhangs verbindet.

Diese Einsicht erweist sich dann nicht minder fruchtbar, wenn das Einzelich seine eigene Stellung inmitten des gegenwärtigen Lebens zu erfassen sucht. Das Leben, das seinen Inhalt zu einer immer bunteren Mannigfaltigkeit sachlich geschiedener Reihen sich ausbreiten läßt, das dem Einzelnen nur eine kleine Teilstrecke einer einzigen dieser Reihen als Material seines Daseins zuweist, zerfällt für die Betrachtung, die es als Einheit zusammenschauen möchte, immer mehr in eine Vielheit von Lebensbetätigungen, in denen der Geist vergeblich Ausstrahlungen derselben Lebenssubstanz zu erkennen sucht; so wird es immer schwerer, den Sinn, der das Getriebe zusammenhält, dem die Einzelarbeit sich einordnet, aufzufinden. Auch dieser unbefriedigten Sehnsucht kann die Strukturtheorie keine volle Erlösung bringen; sie kann nicht einem einzigen derart den Blick schärfen, daß er die Energien, die ihn treffen und die von ihm ausgehen, bis in alle Fernen und Weiten von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft überschauen könnte. Wohl aber bringt sie ihm zum Bewußtsein, daß seine scheinbar so hoffnungslos vereinzelte und in ihrer Vereinzelung an eigenem Sinn so arme Existenz Zielpunkt und Ausgangspunkt einer Unendlichkeit von Wirkungen ist, die ihn einem unabsehbaren, in sich einheitlichen System von geistigen Kräften einordnet.

*

Freilich werden nicht wenige meinen, daß der Gewinn, den solche Betrachtung bereite, allzu teuer erkauft sei. Daß überhaupt der Vorschlag, den von der Schule von jeher behandelten historischen Stoff in das Licht dieser Gedanken zu rücken, manchem Einspruch begegnen wird, läßt sich voraussehen. Man wird zunächst meinen, sie seien selbst für das Denken reiferer Schüler zu schwer und zu abstrakt. Nun sind die Bedenken gegen Abstraktion überall da vollauf berechtigt, wo die Anschauung als Unterlage fehlt, wo jene die Fülle des Konkreten verdrängen, ersetzen will. Das ist hier nicht zu befürchten. Die hier befürwortete Betrachtungsweise geht

von dem Nächsten, Unmittelbarsten aus, was der Betrachtung vorliegt: dem eigenen Erleben. Sie faßt den unendlichen historischen Lebensprozeß an der Stelle, wo er als Wirklichkeit in das Einzeldasein eines jeden hineinreicht, nämlich in den Verbindungsfäden, die ihn mit der nächsten menschlichen Umgebung und durch deren Vermittlung hindurch mit der unendlichen Kontinuität vergangenen und zukünftigen historischen Lebens verknüpfen. Im letzten Grunde ist doch immer wieder das Einzelich sich selbst der Ausgangspunkt, das Kernproblem aller Welt- und Lebensbetrachtung. Nichts verbietet ihm darum, eben dieses Ich als den Mittelpunkt anzusehen, zu dem die Fülle des historisch Gewordenen zusammenströmt, in dem sie die Form persönlicher Einheit gewinnt und von dem aus sie sich wieder in die Weite des Kommenden hinein ausbreitet. Von dem Einzelmenschen als dem Urstoff historischen Lebens, wie er sich erlebt, bevor er sich betrachtet, geht unsere Abstraktion aus. Sie trägt nicht einen zeitlich oder sachlich fernliegenden Stoff vor der Zeit an den werdenden Geist heran, sondern hebt einen Stoff, der von Uranfang an in ihm selbst liegt, zur Klarheit bewußten Selbsterfassens empor. Aber ein Zweites kommt hinzu. Die Begriffe, denen die Abstraktion jene Erfahrungselemente einordnet, auch sie sind dem Geist nichts Fremdes. Bildung, Leben, Entwicklung, Organisation, Geist von Gemeinschaften sind in aller Munde, wo immer Tun und Leiden der geschichtlichen Mächte in Vergangenheit und Gegenwart zur Verhandlung stehen. Nur wird man leicht bemerken, daß diese Begriffe in ihrer üblichen Verwendung eben jene innere Unzulänglichkeit fehlerhafter Abstraktion an sich haben, daß sie nämlich die Fülle des Lebens verdecken und ersetzen, statt sie zu klären. Was jene Worte bezeichnen, das sind für die meisten mystische Substanzen, unerklärlich geheimnisvolle Mächte, die wie aus einer eigenen Welt heraus das geschichtliche Leben lenken. So stehen denn dort fragmentarische, oberflächlich erfaßte Erfahrungen des eigenen Lebens, hier allgemeine und vage Begriffe einander ohne Zusammenhang gegenüber. Gelingt es der Erziehung, die Verbindung sichtbar zu machen, in der beide stehen, zu zeigen, daß diese nur die Denkformen sind, jene zu erfassen, dann ist ein Doppeltes gewonnen: die eigenen Erfahrungen gewinnen gedankliche Klarheit und Abrundung, die Begriffe einen anschaulichen Inhalt.

Noch mehr Gewicht wird man einem zweiten Einwand beilegen. Eine Betrachtung, so wird es heißen, die die vielfache Bedingtheit des Individuums, seine Abhängigkeit von Vorwelt und Mitwelt in ihrer ganzen Ausdehnung aufdecke, müsse die freudige Zuversicht,

mit der der junge Mensch dem Leben gegenüberträte, das Vertrauen auf das eigene Wollen und Können lähmen und eine resignierte Ergebung in das Unabänderliche zur vorherrschenden Lebensstimmung machen. Nun würde dieser Einwand zunächst nichts gegen die Wahrheit der Darlegungen besagen. Ist einmal anerkannt, daß sie den wirklichen Sachverhalt treffen, so bleibt höchstens zu fragen, ob Gründe erziehlicher Art es rechtfertigen können, wenn die Einsicht in diese Zusammenhänge dem Geist möglichst lange oder gar dauernd vorenthalten bliebe. Dagegen erhebt von vornherein der Geist der Wahrheit, dem auch die Erziehung dient, Einspruch. Aber auch eine weitere Erwägung steht im Wege: eine tatsächlich vorhandene Abhängigkeit bindet eben den am festesten, der sie nicht bemerken kann oder will. Es liegt im Wesen neuzeitlicher Entwicklung, daß sie an die Stelle der wenigen, groben und nicht zu verkennenden Bindungen primitiver Zeit ein verwickeltes Geflecht zarterer Fäden gesetzt hat, das minder unmittelbar gespürt wird, aber darum nicht weniger wirksam festlegt. Von diesem Netz sich hier oder dort zu lösen vermag nur der Geist, der wenigstens einzelne seiner Fäden laufen sieht und darum erfassen kann.

Zudem liegt die befürchtete Stimmung skeptischer Resignation durchaus nicht in der Richtung, in die das Prinzip der Gesamtbetrachtung weist. Wenn sie erkennen lehrt, daß der Einzelne ohne das Ganze nichts ist, so verkündet sie nicht minder eindringlich, daß das Ganze ohne den Einzelnen nichts ist. Die Lebensbetrachtung, die den Einzelnen ganz und gar auf sich gestellt glaubt, hat ihre unausbleibliche Ergänzung an der Vorstellung, daß auch das Ganze durch und in sich bestehe. Wer da glaubt, daß Individuum und Gemeinschaft ihr abgesondertes Leben führen, den kann sein Glaube ebensowohl dahin bringen, dem Wollen des Einzelnen wie der Aktion des Ganzen schlechthin alles zuzutrauen. Und es ist nur zu natürlich, daß der eingeborene Egoismus sich der letzten Folgerung bereitwilliger zuwendet, als der ersten. Damit erstreckt sich dann jene Theorie mit folgenreichen Wirkungen in das Gebiet praktischen Handelns hinein. Wenn demgegenüber unsere Betrachtung eine Illusion zerstört, die der Eigenliebe des Einzelnen schmeichelt, so beseitigt sie nicht minder eine Täuschung, die die Wohlfahrt des Ganzen schädigt. Sie lehrt erkennen, daß in dem Arbeitszusammenhang, der Gruppe, Volk, Kulturkreis, Menschheit einigt, auch nicht der kleinste Beitrag bedeutungslos oder ersetzbar ist, daß jegliches Tun und jegliches Lassen,

wie es mit seinen Vorbedingungen in die fernste Vergangenheit zurückweist, so mit seinen Wirkungen in die unbegrenzte Zukunft hinein fort dauert. Und damit weckt sie Ehrfurcht vor der Unendlichkeit einer geistigen Welt, an der auch der Ärmste im Geist teil hat. Nur auf der Grundlage solcher Einsicht können, soviel ich sehe, die beherrschenden Gedanken des deutschen Idealismus, die die aufwühlende Gewalt erschütternden Schicksals zu neuem Leben erweckt hat, auch in Zeiten kühlerer Seelenstimmung dem tiefen Bedürfnis nach einer Verknüpfung mit der Erfahrung standhalten, das nun einmal zum Wesen unserer gegenwärtigen Geisteswelt gehört.¹⁾

Aber jene Scheidung dessen, was in Wahrheit ein Einziges ist, pflegt noch eine zweite Nutzenanwendung zu gestatten und zu erfahren. Sucht man, wo eigenes Handeln in Frage steht, mit ihrer Hilfe die ganze Verantwortungslast von sich weg dem Ganzen zuzuschieben, so wird, wenn es das Verhalten des Gegners zu erklären gilt, gerade umgekehrt verfahren: die ganze Motivierung wird in den Kreis des Individuellen verlegt. Damit breitet sich die praktische Wirkung jener Denkweise über den ganzen Bereich des Lebens aus, in dem Gemeinschaften gegen Gemeinschaften stehen — in äußerer wie innerer Politik, im sozialen, wirtschaftlichen, geistigen Leben. Sie vergiftet die durch die Sache gebotenen Auseinandersetzungen und Kämpfe durch die Leidenschaft eines rein persönlichen Hasses. Gelingt es nun, der Einsicht Boden zu gewinnen, wie seltsam und kaum entwirrbar in dem Gewebe menschlicher Gemeinschaft die Fäden laufen, die den Menschen mit dem Menschen, den Menschen mit dem geschriebenen und ungeschriebenen Gesetz der Gattung, den Menschen mit dem höheren Zweck des Ganzen verbinden — gelingt es, zum Bewußtsein zu bringen, wie schwer die Betrachtung sondert, was frei schaltende Willkür, lähmende Abhängigkeit von anderen, willige Einfügung in den Sinn des Ganzen wirkt, dann wird jene Neigung nicht mehr so hemmungslos das Erkenntnisbild bestimmen können. Dagegen wird nun wiederum das Bedenken laut werden, eine Betrachtungsweise, die also gewissenhaft die Motive des gegnerischen Handelns abwäge, müsse die leidenschaftliche Energie des Fühlens abschwächen, die zu jeder rechten Tat unentbehrlich sei. Nun würde auch dieser Einwand den

1) Das will nicht besagen, daß die Strukturtheorie von sich aus die Werte des gemeinschaftlichen Lebens inhaltlich bestimmen könnte; wohl aber macht sie deutlich, wie diese Werte nur in gemeinsamer Arbeit verwirklicht werden können und der willigen Mitarbeit eines jeden bedürfen, damit sie als Gemeinbesitz erhalten bleiben.

sachlichen Inhalt der Darlegungen nicht treffen. Wer diesen als zutreffend anerkennt und dabei an jenem Einwand festhält, der tritt dafür ein, daß die Erziehung auf Kosten der Wahrheit eine Gesinnung sich entwickeln lasse oder gar züchte, die nicht nur die nach dem Lauf der menschlichen Dinge nun einmal unvermeidlichen Konflikte über das Maß des sachlich Notwendigen hinaus verschärft, sondern selbst aus sich neue Zwietracht hervortreiben muß. Es ist ein grauenvoller Zirkel, der um des Kampfes willen den Haß und aus dem Haß neuen Kampf erzeugt. Zudem ist wahrhaftig zu jener Befürchtung kein Anlaß. Daß die Kämpfe der großen Menschheitsgruppen mit mitleidloser Konsequenz und unter Einsetzung aller Kräfte geführt werden, dafür sorgen zur Genüge die sachlichen Bedingungen und Verwicklungen des Kampfes wie auch die Schonungslosigkeit der Waffen — im geistigen wie im technischen Sinn gesprochen —, die die Gegenwart den Kämpfern in die Hand gibt. Nein: wenn denn in der Tat die Erziehung ihren höchsten Beruf darin erblicken soll, nicht Erkenntnisse zu übermitteln, sondern Gesinnungen zu pflegen, dann sollen es Gesinnungen ganz anderer Art sein, denen sie den Weg bereitet. Zwar ist es ein Wahn, wenn man meint, die Erziehung vermöchte der Seele Tugenden einzupflanzen, die nicht als richtunggebende Grundkräfte ihr eingeboren sind. Wohl aber kann sie dahin wirken, die Hemmungen und Ableitungen zu beseitigen, die unzureichender Einsicht entspringen. Lehrt sie den Geist tiefer in die ohne Ende sich fortspinnende Auseinandersetzung des Einzelnen und der Gesamtheit hineinblicken, dann hilft sie den Tugenden freie Bahn schaffen, die wirksamer als Satzung und Machtgebot die Gemeinschaften binden und die vielleicht, wäre ihre Stimme gehört worden, der europäischen Völkergemeinschaft die schwerste aller Prüfungen hätten ersparen können: Verantwortungsgefühl und Gerechtigkeit.

Historisches Leben und historisches Verstehen. Erziehung zum historischen Denken: fürwahr nicht nur ein Bedürfnis des betrachtenden Geistes, das erst nach gemächlicher Überlegung befriedigt zu werden brauchte, sondern eine Forderung der handelnden und leidenden Menschen, die schleunige Erfüllung verlangt. Das geschichtliche Leben hat in stürmischem Voranschreiten seiner Entwicklung eine Stufe erreicht, bis zu der ihm der langsamere Fortgang der durchschnittlichen Denkweise nicht hat zu folgen ver-

mocht. Sie sucht des Gewirres von tausendfach sich durchkreuzenden Ereignisketten, in deren Mitte sie steht, mit den Denkformen Herr zu werden, die selbst auf einfachere Zeiten angewandt nur einen Teil der Wahrheit ans Licht fördern, jetzt aber vollends nur ein Zerrbild der Wirklichkeit zustande bringen können. Und dieses Zurückbleiben des Erkenntnisvermögens bedeutet in seinen Wirkungen unendlich viel mehr als ein bloßes intellektuelles Versagen. Es dürfte nicht zu viel behauptet sein, daß nicht wenige der schweren Krisen, von denen die gegenwärtige Menschheit heimgesucht wird, in diesem Mißverhältnis einen entscheidenden Grund haben. Je schneller es gelingt, den Abstand, in dem die allgemeine Lebenskenntnis dem Leben folgt, zu verringern, desto eher möchte es möglich werden, einen Teil seiner inneren Unausgeglichenheiten wenigstens zu mildern. Unverkennbar liegt hier eine Aufgabe vor, zu deren Lösung die höhere Schule ein Beträchtliches beitragen kann. In den Dienst dieser verantwortungsvollen Aufgabe stellen sich die zwei Reihen von Vorschlägen, die im Vorstehenden entwickelt sind. Es sei gestattet, hier zusammenfassend darzulegen, daß und inwiefern beide Reihen von einer Grundanschauung ausgehen, in der Verfolgung ihrer Aufgabe parallele Wege nehmen und in die gleichen Ziele einmünden. Beiden liegt zugrunde die Überzeugung, daß die Mittel, mit denen die Erziehung bisher vorzugsweise historisches Verständnis zu wecken suchte, nicht zum Ziele führen und daß auch die durch die jüngsten Ereignisse hervorgerufenen Reformvorschläge nur den Stoff verschieben, ohne an dem grundsätzlichen Mangel des bisher üblichen Verfahrens etwas zu wandeln. Man überschüttet den Lernenden mit dem fertigen Stoff; man übermittelt umfassende Begriffe, wo Anschauungen fehlen; man redet von Leben, Entwicklung, Geist der Völker, wo die selbst-erlebten Urelemente des Historischen noch nicht erfaßt sind; man gibt Bilder von Völkern, Männern, Zeiten, die in ihrer schematischen Dürftigkeit den Reichtum der Wirklichkeit verdecken; man fängt von oben her, mit den fertigen Resultaten an, statt von unten her, aus den Grundelementen aufzubauen.¹⁾ Von diesen Grund-

1) Ich kann es mir nicht versagen, einige Sätze von Nietzsche herzusetzen, die, geschrieben im Jahre 1874, die treffendste Kritik der neuen und neuesten Vorschläge zur Reform der historischen Bildung darstellen. (Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, Taschen-ausg. II, S. 199):

„Prüfe nur einer die Literatur des höheren Schul- und Erziehungswesens aus den letzten Jahrzehnten gerade daraufhin: der Prüfende wird

elementen, die der erwachende Geist in sich selbst als Stücke seines Lebens vorfindet, gehen beide Gedankenreihen aus, hier von den Grundelementen historischen Lebens, dort von denen historischen Erkennens: der Mensch beginnt historisch zu leben, sobald er in Wechselverkehr mit seiner Umgebung eintritt, er beginnt primitiv historisch zu erkennen, sobald er deren menschliches Wesen zu verstehen sucht. Diese Grunderlebnisse werden ins Bewußtsein erhoben, begrifflich erfaßt: das Wesen hier des geschichtlichen Lebens, dort des geschichtlichen Erkennens wird deutlich. Beide haben ihr Ziel in der Herstellung von Einheiten aus demselben Vielfachen: das geschichtliche Leben schafft aus der Vielheit lebender Individuen die gesellschaftliche Einheit, das geschichtliche Erkennen aus der Vielheit zu erkennender Individuen die Begriffseinheit. Beide finden die gleiche Schwierigkeit in der unendlichen Bewegtheit und Mannigfaltigkeit des Wirklichen: sie widerstrebt ebensosehr der Vereinheitlichung, die das Leben mit den Mitteln der Gesellschaft,

zu seinem unmutigen Erstaunen gewahr werden, wie gleichförmig bei allen Schwankungen der Vorschläge, bei aller Heftigkeit der Widersprüche die gesamte Absicht der Erziehung gedacht wird, wie unbedenklich das bisherige Ergebnis, der „gebildete Mensch“, wie er jetzt verstanden wird, als notwendiges und vernünftiges Fundament jeder weiteren Erziehung angenommen ist. So aber würde jener eintönige Kanon ungefähr lauten: der junge Mensch hat mit einem Wissen um die Bildung, nicht einmal mit einem Wissen um das Leben, noch weniger mit dem Leben und Erleben selbst zu beginnen. Und zwar wird dieses Wissen um die Bildung als historisches Wissen dem Jüngling eingebläut oder eingerührt, d. h. sein Kopf wird mit einer ungeheueren Anzahl von Begriffen angefüllt, die aus der höchstmittelbaren Kenntnis vergangener Zeiten und Völker, nicht aus der unmittelbaren Anschauung des Lebens abgezogen sind, seine Begierde, selbst etwas zu erfahren und ein zusammenhängend lebendiges System von eigenen Erfahrungen in sich wachsen zu fühlen — eine solche Begierde wird betäubt und gleichsam trunken gemacht, nämlich durch die üppige Vorspiegelung, als ob es in wenig Jahren möglich sei, die höchsten und merkwürdigsten Erfahrungen alter Zeiten, und gerade der größten Zeiten, in sich zu summieren. Es ist ganz dieselbe wahnwitzige Methode, die unsere jungen bildenden Künstler in die Kunstkammern und Galerien führt, statt in die Werkstätte eines Meisters und vor allem in die einzige Werkstätte der einzigen Meisterin Natur. Ja, als ob man so als flüchtiger Spaziergänger in der Historie den Vergangenheiten ihre Griffe und Künste, ihren eigentlichen Lebensertrag absehen könnte! Ja, als ob das Leben nicht selbst ein Handwerk wäre, das aus dem Grunde und stetig gelernt und ohne Schonung geübt werden muß, wenn es nicht Stümper und Schwätzer auskriechen lassen soll!“ (Von mir gesperrt.)

wie derjenigen, die das Erkennen mit den Mitteln des Begreifens herzustellen sucht; sie fügt sich gleich wenig der Starrheit der Satzungen, die sie regeln, wie der Starrheit der Begriffe, die sie erkennen wollen. Indem beide Betrachtungsreihen so gleichartig voranschreiten, wollen sie nicht nur die Einsicht in die Zusammenhänge, die das geschichtliche Leben schafft, das geschichtliche Erkennen begreift, vertiefen, sondern auch bestimmten Gesinnungen Raum schaffen: einem Verantwortungsgefühl, das hier das eigene Handeln, dort das eigene Urteilen nach seinen Rückwirkungen auf das Ganze gewissenhaft abwägt, einer Gerechtigkeit, die in Rechnung setzt, wie sehr das Handeln des anderen durch die Schranken der Gesellschaft, wie sehr das Verstehen des anderen durch die Schranken des Erkennens bedingt ist.

Daß beide Gedankenreihen Glied für Glied durch ein inneres Band zusammengehalten werden, ist ein Beweis, daß nicht eine mehr oder minder zufällige oder willkürliche Bewegung des Denkens sie zusammengefügt hat, sondern daß beide ein und demselben im Grunde unserer Geistigkeit wurzelnden Prinzip entsprungen sind. Daß dem so ist, hat seinen tiefen Sinn: ist es doch derselbe Geist, der mit derselben geschichtlichen Welt von innen her als Handelnder, von außen her als Betrachtender sich ausinandersetzt, um dort wie hier in ihr sich selbst wiederzufinden.

III. HISTORIE UND WERTSETZUNG

1. ALTERTUM UND GEGENWART

Vergangenheit und Gegenwart: in wechselnden Gestalten trat uns in den vorausgegangenen Erörterungen das in diesem Begriffspaar ausgedrückte Problem vor Augen. Trotzdem ist sein Gehalt noch nicht erschöpft; ja, es ist vielleicht die heikelste unter seinen Ausformungen, deren Behandlung noch aussteht. Gegenwart ist Leben, ist Handeln und Wirken, ist Hinstreben auf selbstgewählte Ziele — Vergangenheit, in der Erinnerung zu fester Gestalt fixiert, war auch einmal Gegenwart und als solche genau so ein Hindrängen auf noch nicht Wirkliches, durch freie Tat erst ins Dasein zu Rufendes. Wenn nun die Gegenwart, zur Erfüllung ihrer Aufgaben beberufen und gerüstet, den betrachtenden Blick zurücksendet zu den Leitbildern, denen das Streben vergangener Geschlechter gehörte — wird die Förderung eigenen und die Betrachtung fremden Strebens ohne Beziehung bleiben, oder wird in jener die Wirkung dieser irgendwie, sei es als heilsamer Antrieb, sei es als Hemmnis und Beeinträchtigung zu spüren sein?

Wir geben dieser allgemeinen Frage die Wendung auf ein konkretes Einzelproblem, das vermöge seiner zentralen Bedeutung besonders geeignet erscheint, die in ihr berührten Verwicklungen auseinanderzulegen. Es ist das Problem des Verhältnisses, das zwischen uns und der Antike obwaltet. Ein Grundanliegen der gesamten deutschen Bildungsgeschichte, hat es in der gegenwärtigen Lage noch erhöhtes Gewicht erhalten. Von der Gewissensprüfung, der die gegenwärtige Krisis wie alle Lebensmächte und -einrichtungen so auch unser Bildungswesen unterworfen hat, ist die Gruppe der humanistischen Bildungsgüter wie keine andere betroffen worden. Das ist im Wesen der Sache begründet und auch sicherlich nicht ohne heilsame Wirkungen: kein Bestandteil der Jugendbildung ist so sehr der Gefahr ausgesetzt, den Zusammenhang mit den letzten Zielen des Geisteslebens aus den Augen zu verlieren, keiner also in gleichem Maße einer steten Selbstauffrüttelung und Selbstbesinnung bedürftig wie der altsprachliche. Das alte und ewig

neue Thema „Die Antike und wir“ ist wieder einmal zum Leben erwacht, und kaum je haben die Verfechter des Alten einen gleich heftigen Ansturm der verschiedenartigsten Gegner zu bestehen gehabt. So rüstig und unermüdlich die Verteidigung nun auch ist, so kann man nicht sagen, daß sie ihre Stellungen gerade immer glücklich gewählt hätte. Wer die Antike als lebengestaltende Macht zu erhalten wünscht, wird gut tun, das, was an ihr wirklich unserer Zeit etwas bedeuten kann, aufs sorgsamste von dem zu scheiden, was ihr innerlich ferngerückt ist. Gerade das letztere pflegen die Gegner, sobald es Fürsprecher findet, mit Leidenschaft aufzugreifen, um an ihm die Überlebtheit des Ganzen darzutun. Bedenken dieser Art erweckt besonders der neuerdings wieder auflebende Streit über die Frage, ob und inwieweit die Antike noch eine Synthese mit der Gegenwart eingehen, ob sie noch Werte übermitteln, Geltung beanspruchen, Normen abgeben könne, oder ob sie rein historisch zu behandeln sei.

Wenn dieser Streit, den man eigentlich nach mannigfachen Erörterungen der letzten Jahrzehnte entschieden glaubte, immer wieder auflebt, so liegt dies, wie mir scheint, nicht nur an der verwickelten Natur des Gesamtproblems, sondern auch an der keineswegs durchsichtigen Beschaffenheit der Begriffe, die als Leitmotive dieser Diskussion fortgesetzt auftauchen und doch in ihrem Gehalt keineswegs immer in völlig eindeutiger Klarheit erfaßt sind. Wo dies aber der Fall ist, da muß die Auseinandersetzung notwendig verschwommen werden, ja letztlich ins Ziellose sich verlieren, weil die grundlegenden Schwierigkeiten sich hinter mangelhaft oder zwiefach verstandenen Bezeichnungen verstecken. Die alte Erfahrung, daß Worte ebensowohl den Sachverhalt verschleiern als klären können, tritt bei so allgemeinen und umfassenden Gedankengebilden in besonders peinlicher Form zutage.

Wenn von der Möglichkeit einer Synthese zwischen Altertum und Gegenwart gesprochen wird, so bezeichnet dieser Begriff einen historischen Prozeß, der recht eigentlich den Grundvorgang aller Kulturentwicklung bildet. Ihn in einfachster Form anschaulich zu machen, ist die Entwicklung des einzelnen Individuums geeignet. Was wir die Bildung des einzelnen Menschen nennen, ist nichts anderes als eine Folge immer neuer Synthesen: eine irgendwie geartete Form gewordene Innerlichkeit kommt mit einer Reihe von außen herantretender geistiger Gehalte in Berührung, um sie in irgendeiner Weise in sich aufzunehmen. In jedem derartigen Falle werden der vorhandene geistige Bestand und das einströmende Neue

nicht etwa gleichsam mechanisch addiert, zueinander gelegt, sondern derart zusammengeschmolzen, daß die Zusammengeführten sich durchdringen und so schließlich ein Drittes aus dem Zusammenwachsen der zwei hervorgeht. Diese Synthesen unterscheiden sich nicht nur inhaltlich, sondern auch durch die Umstände, unter denen sie erfolgen, sehr charakteristisch. Manche finden mit vollem Bewußtsein und auf Grund eines klaren Wollens statt: so z. B. wo immer ein Mensch bei einem anderen oder bei einer geistigen Macht „in die Schule geht“; manche vollziehen sich mehr oder minder unbewußt und in unwillkürlicher Einwirkung von Mensch zu Mensch, von Geist zu Geist. Gewisse Synthesen verwirklichen sich in direkter Berührung der zusammenfließenden Elemente, andere vermittelt durch mehr oder minder zahlreiche Zwischenglieder hindurch. Bestimmte Synthesen bleiben der Erinnerung des Einzelnen dauernd als solche nach Zeit und Umständen gegenwärtig, andere dauern zwar in ihrer Wirkung fort, können aber nach Ursprung und Zeit späterhin nicht mehr lokalisiert werden. Kurz, wer etwa in einem Stadium seines Werdegangs gleichsam haltmacht, um die geistigen Bestände zu mustern, die sein Bildungsprozeß, verwirklicht in Kindheitserziehung, Schule, Studium, Lektüre, menschlicher Einwirkung usf. zusammengetragen hat, wird oft Mühe haben, auch nur einigermaßen sich von ihrem Ursprung Rechenschaft zu geben, und schließlich zu der Einsicht gelangen, daß aus allen Bestandteilen ein in sich einheitliches, nicht mehr aufzulösendes organisches Gesamtgebilde entstanden ist. Analog verläuft der Prozeß des geistigen Werdens innerhalb von Gemeinschaften, sofern diese überhaupt geistige Einwirkungen auf sich erfahren. Unter diesen Gemeinschaften stehen für unsere historische Erfahrung diejenigen der Völker und Nationen im Vordergrund. Doch ist nicht zu vergessen, daß die Geschichte uns nicht minder sowohl größere Verbände — etwa ganze Völkerkreise — als auch kleinere, etwa bestimmte Stände, Bildungsklassen, Interessengruppen usf. vor Augen führt, die ebenfalls solche Synthesen vollziehen. Auch hier schreitet der historische Kreis in der Weise vorwärts, daß er bestimmte geistige Einwirkungen in sich aufnimmt und assimilierend sich einverleibt. Die zeitliche Dauer und numerische Ausdehnung dieser Gruppen bringt es mit sich, daß unter den zahlreichen Synthesen, die ihr geistiges Wesen formen, die unbewußt stattfindenden und die durch Zwischenglieder vermittelten neben den bewußt vollzogenen und unmittelbar wirkenden den weitesten Raum einnehmen, daß fernerhin die Erinnerung an die Synthesen, selbst wenn

sie zunächst bewußt vollzogen waren, entsprechend leicht verloren geht und schwer wieder zu gewinnen ist. Wenn also eine solche Gemeinschaft an gewissen Stellen ihres Werdegangs ihren eigenen geistigen Besitz nach seiner Herkunft auseinanderzulegen und zu ordnen versucht, so wird diese Aufgabe entsprechend den raumzeitlichen Maßen ihrer Existenz nur schwer, zum Teil überhaupt nicht lösbar sein.

Der geistige Verschmelzungsprozeß nun, dessen Wesen hiermit angedeutet ist, ist in immer neuen Formen überall da vollzogen worden, wo die Antike irgendwie den europäischen Kulturvölkern nahe trat. Die Vorgänge der Renaissance, des Humanismus und des Neuhumanismus stellen Formen der Synthese dar, die mit vollem Bewußtsein und mit dem Willen, von einer bewundernten, als vorbildlich gewerteten Kulturmacht das eigene Wesen formen zu lassen, vollzogen sind, und sie bilden in der Tat durch Breite und Tiefe dieser Einwirkung Höhepunkte dieses Prozesses. Synthesen gleicher Art, aber von partikularer Erstreckung sind neben ihnen wiederholt vollzogen worden; ich nenne als Beispiel etwa die Übernahme des römischen Rechts und die der aristotelischen Philosophie. Aber die Gesamtheit dieser Vorgänge bildet doch nur einen, wenn auch den wichtigsten Teil dieser Beeinflussung. Setzen wir den Fall, sie wären nicht eingetreten, so würde dessenungeachtet das geistige Wesen der europäischen Kulturvölker nur aus der Synthese ihres geistigen Eigenbesitzes mit den fortwirkenden Elementen des antiken Lebens verständlich sein. Die mehr oder minder unbewußten, manchmal durch eine Unzahl von Zwischengliedern vermittelten Einwirkungen, die z.B. Christentum und Germanentum von dem Gestaltungswillen, der Staatsidee, den Organisationsformen, der Weltanschauung der Antike her erfahren haben, würden auch in dem Fall tiefe Spuren in dem geistigen Gesamtzustande der abendländischen Völker zurückgelassen haben, wenn jedes Bewußtsein dieses Zusammenhangs und jede direkte Berührung mit den Quellen dieser Gedanken verloren gegangen wäre. Und wenn jene bewußten Synthesen an Nachhaltigkeit und Fruchtbarkeit allen anderen voranstellen, so darf nicht übersehen werden, daß sie niemals so in die Wesenstiefen hinein hätten wirken können, wenn nicht die unbewußten und vermittelten Einwirkungen ihnen den Boden bereitet hätten, auf dem sie sich entfalteten. Es ist ein ungemein fesselnder geistiger Prozeß, der sich in diesem Zusammenreffen verwirklichte. Als etwa die Renaissance mit staunender Entdeckerfreude in die Welt der platonischen Gedanken eindrang, da

traten geistige Bildungen vor ihre Augen, unter deren durch mannigfache Zwischenglieder vermittelten Einwirkung die mittelalterliche Welt, aus der sie hervorbühte, in der Tat längst gestanden hatte. Was in vielfacher Umbildung, oft bis zur Unkenntlichkeit seinem ursprünglichen Sinn entfremdet, einen wesentlichen Bestandteil des geistigen Besitzes gebildet hatte, das trat nun in der unberührten Herrlichkeit ursprünglicher Gestalt dieser Welt gegenüber. Daß man damit zur Wurzel eines Baumes vordrang, von dessen Früchten man längst gezehrt hatte, das blieb außer acht. Und doch gehörte dieser Sachverhalt, so wenig er zum Bewußtsein gelangen mochte, unfraglich zu den Bedingungen, von denen der unendlich reiche Ertrag dieser Entdeckungsfahrt abhing. Gerade weil das, was man sich neu eroberte, dem wesens- und ursprungsverwandt war, was man besaß, konnte die mit Bewußtsein vollzogene Synthese aus altem Besitz und neuem Erwerb ein Drittes entstehen lassen, das in der harmonischen Einheitlichkeit seines inneren Reichtums ein in sich geschlossenes neues Gebilde darstellte. Nehmen wir an, statt der neuerschlossenen Antike wäre etwa der Kulturbesitz der ostasiatischen Völkerwelt dem Abendlande irgendwie nahegebracht worden — er hätte Gegenstand verwunderter Betrachtung werden, aber nie so in das eigene Wesen einbezogen werden können. Die geschichtliche Forschung ist bestrebt, in dem so entstandenen Gebilde auf Grund gewissenhafter Prüfung zu sondern, was wirklich Erbe der alten Zeit war, was neuerobernde Schöpferkraft hervorgebracht hat. So wertvolle Einsicht diese Forschungsarbeit verspricht, so wenig darf sie darüber hinwegtäuschen, daß eine andere Lösung dieses Problems als eine vergrößernde, mechanisierende dem Wesen der Sache nach ausgeschlossen ist. Jede wahrhaft innerliche Synthese von geistigen Mächten läßt eben als Ergebnis ein Gebilde entstehen, in dem die Elemente völlig ineinander aufgehen und sich nach Form und Inhalt so durchdringen, daß keine Zergliederungskunst sie wieder auseinanderlegen könnte.

Das gleiche gilt auch von der neuen Befruchtung durch die Antike, aus welcher der Neuhumanismus unserer klassischen Literatur-epoche hervorging. Auch hier war das Ergebnis der Synthese nicht ein mechanisches Nebeneinander zweier geistiger Elemente, sondern ein neuartiges drittes, das einer nachträglichen Verteilung auf die beiden Komponenten spottet.

Aus dem Boden dieser Geistesepoche ist dann aber die geistige Bewegung hervorgewachsen, die unser Verhältnis zur Antike

unausweichlich gewandelt hat. Das historische Denken, dessen Siegeszug sich über alle Gebiete des geistigen Lebens erstreckte, machte die Erscheinungen des klassischen Altertums, die als schlecht-hin vorbildlich, ideal, absolut gegolten hatten, in ihrer historischen Bedingtheit kenntlich und ließ schließlich Zweifel darüber aufsteigen, ob das Altertum uns mehr sein könne als Gegenstand einer lediglich historischen Betrachtung, ob es überhaupt dem Leben der Gegenwart noch etwas bedeute.

Nun ist diese Frage nach einer Richtung hin, kaum gestellt, auch schon beantwortet. Die Antike lebt in unserer Gegenwart fort, ganz unabhängig davon, ob überhaupt jemand sich dessen als einer historischen Tatsache bewußt ist oder sie anerkennen will. Klarer als alle früheren Epochen europäischer Geistesgeschichte vermögen gerade wir zu überschauen, durch welch ein vielfach verzweigtes Netz sichtbarer und unsichtbarer Kanäle hindurch das geistige Gut der Antike in unser gegenwärtiges Leben eingeströmt ist. Setzen wir den Fall, die abendländische Menschheit würde durch einen plötzlichen Eingriff aller historischen Erinnerung beraubt, ginge aller Dokumente ihrer Vergangenheit verlustig, so würde nichtsdestoweniger die Antike in dem geistigen Bestande der Gegenwart als Element zahlloser vergessener Synthesen der Vergangenheit tatsächlich fortleben. In diesem Sinne ist es überhaupt kein Problem, ob Antike und Gegenwart zusammengehören; sie stehen in einem inneren Zusammenhang, von dessen Tatsächlichkeit auch derjenige durch sein Wesen und Denken Zeugnis ablegt, der ihn nicht weiß oder nicht wissen will. Es sind denn in der Tat auch nur sonderbare Schwärmer, die diesen Wert, den die Antike als Sauerteig abendländischer Geistesentwicklung hat, ernstlich bestreiten. Aber natürlich bildet diese Beziehung nicht das Problem der pädagogischen Erörterung. Die Frage ist hier, ob wir mit Bewußtsein und Willen den geistigen Zusammenhang mit der ursprünglichen Eigengestalt derjenigen Welt suchen sollen, die in mannigfachster Umbildung bereits unserem Leben innewohnt. Die Frage ist, ob wir von dieser Berührung, wenn nicht das gleiche, so doch etwas Ähnliches erhoffen dürfen, wie es aus den früheren bewußten Begegnungen mit der Antike hervorging.

Angesichts dieser Frage wird von vornherein eine gewisse Bescheidung aus folgenden Gründen ratsam sein. Die Gewalt, mit der früher die Antike sich immer wieder der geistigen Welt bemächtigte, erklärte sich nicht zum wenigsten daraus, daß große Teile der antiken Geistesschätze erst damals der Kenntnis erschlossen

wurden. Neuentdeckungen von diesem Umfange und dieser Bedeutung scheinen für unsere Zeit, so erfreulich sie auch immer noch ihre Bestände bereichern mag, ausgeschlossen. Dazu kommt ein zweites: im Vergleich mit früheren Jahrhunderten ist doch wohl unser Eigenwesen, zum Teil gerade indem die Schulung durch die Antike mit der Zucht durch die Forderungen unseres eigenen Lebens zusammenwirkte, in einem Maße durchgeformt und in sich fest geworden, daß es schwerlich noch so bildsam ist, wie es sich in früheren Epochen der großen Erzieherin darbot. Eine Zeit, die in eigenen unvergleichlichen Leistungen ihrer Kraft und Fähigkeit inne geworden ist, in wissenschaftlicher Forschungsarbeit über das von der Antike Errungene weit hinaus erobernd vorzudringen, eine Zeit, die es verstanden hat, die Kräfte der Natur in einem Maße sich dienstbar zu machen, von dem jene sich nicht hätten träumen lassen, eine Zeit endlich, der — spät, aber umfassend — der Blick frei wurde für den allzu lange verkannten Schatz an künstlerischen Offenbarungen, in denen schon früh die eigene angestammte Art sich ausgesprochen hatte — wie konnte sie noch weiterhin zu der Antike als dem ewig gültigen Urbild menschlicher Wesensentfaltung, als dem Vorbild des eigenen Denkens und Gestaltens emporblicken?

Dazu kommt dann als drittes Moment eben jene Wandlung der Betrachtungsweise, mit der wir jeglichem historisch gewordenen Stück unseres geistigen Besitzes gegenüberreten: die Betrachtungsweise, die man als „nurhistorisch“ bezeichnet, um eine durch sie herbeigeführte Entwertung des Betrachtungsgegenstandes anzudeuten, und der man die „Relativierung“ alles dessen schuld gibt, was bisher als absoluter Wert anerkannt worden ist. Wir haben zu fragen, ob die damit mehr oder minder deutlich ausgesprochene Alternative des historisch Bedingten einerseits, des für uns Wertvollen andererseits wirklich so zwingend ist, wie dies den Anschein hat und vielfach als selbstverständlich angenommen wird.

2. HISTORISCHE WERTBEZIEHUNG

Unbestreitbar ist jedenfalls das eine, daß die historische Bedingtheit aller Erscheinungen des klassischen Altertums nicht so eindringend erkannt und aufgedeckt werden konnte, ohne daß diese an kanonischer Geltung für unsere Zeit einbüßten, daß sie aufhörten, als anerkannte Ideale dem Tun des lebenden Geschlechts voranzuleuchten. Aber man darf demgegenüber nicht übersehen, daß das historische Denken, wenn es so einerseits Beziehungen löste, doch auch andererseits neue, andersartige knüpfte. Ich denke dabei nicht

an die vielfach hervorgehobene Tatsache, daß die historische Betrachtung des Altertums überraschende Analogien zwischen antiken und modernen Entwicklungen, Nöten und Problemen sichtbar werden ließ. So unbestreitbar diese Parallelen sind, so scheint mir doch, daß man nicht selten in dem Streben, das gelockerte Band wieder fester anzuziehen, zuviel des Übereinstimmenden sehen wollte. Wohl aber wurde durch dasselbe historische Denken, das innerhalb des Altertums alle Erscheinungen in die Kontinuität eines Werdezusammenhangs als Glieder einordnete, nun auch die gleiche Verflechtung der Dinge über das Altertum hinaus durch die Jahrhunderte hindurch bis zum heutigen Tage in ihrer nie und nirgends abreißen den Stetigkeit aufgedeckt und damit immer deutlicher gemacht, wie sehr unser eigenes geistiges Wesen nach den verschiedensten Richtungen hin bedingt ist durch dasselbe Altertum, dessen eigene Bedingtheit seine Bedeutung für uns aufzuheben schien. Man lernte es, die Antike, die bis dahin als Ideal über dem eigenen Leben geleuchtet hatte, nunmehr im eigenen Leben an Stellen vorzufinden, an denen man sie nicht vermutet hatte.¹⁾ Überall, in Recht, Staat, Gesellschaft, Wissenschaft, Weltanschauung war und ist die historische Forschung geschäftig, das verborgene Fortwirken antiken Geistesgutes durch alle Umsetzungen und Verkleidungen hindurch, in denen es im Wandel der Zeiten aufgetreten ist, zu verfolgen und bloßzulegen, und zwar sind es nicht zum wenigsten die unbewußten, indirekten und vergessenen Synthesen, die jetzt erst gegenüber den großen, mit Bewußtsein vollzogenen, die schon länger dem historischen Blick bemerkbar gewesen waren, zu ihrem Rechte kamen. Das macht ja eben den entscheidenden Unterschied, ja auch den Vorzug aus, der unser geistiges Verhältnis zur Antike vor demjenigen auszeichnet, das der Renaissance und dem Humanismus zu eigen war. Ihnen war der Zusammenhang mehr oder minder verborgen, in dem ihre eigene Welt längst mit dem vermeintlich neu entdeckten Wunderreich gestanden hatte. Selbst dieses Nichtwissen hatte vielleicht seinen Segen: gerade deshalb wirkte das Gewonnene mit der sieghaften Kraft einer Offenbarung, weil es wie aus nie geschauten Himmelshöhen herniederzusteigen schien. Wir sind Wissende geworden; wenn dort nur eine Art von unterhistorischem Verwandtschaftsbewußtsein das Ursprungs- und Wesensähnliche verstehend begrüßte, so vermögen wir in voller Klarheit uns Rechenschaft zu geben, wie die verbindenden Fäden laufen, und auch da,

1) Vom Altertum zur Gegenwart². Leipzig 1921.

wo wir sie nicht in ihrem ganzen Verlauf überschauen können, sind wir prinzipiell ihrer ununterbrochenen Kontinuität sicher. Ja, wir können streng genommen an kein geistiges Erzeugnis des Altertums herantreten, ohne wenigstens grundsätzlich mit der Tatsache zu rechnen, daß es in der einen oder anderen Form, auf dem einen oder anderen Wege auf die geistige Verfassung der zwischen ihm und uns liegenden Jahrhunderte gestaltend eingewirkt habe. Die Grundüberzeugung von der nie und nirgend unterbrochenen Einheit der historischen Welt, deren Glieder wir sind, bildet das Apriori, das für uns mehr oder minder bewußt in jeglicher Betrachtung des Altertums als einer historischen Erscheinung eingeschlossen ist.

Die historische Denkweise befriedigte, indem sie diese Lebenseinheit in der Unbedingtheit und Lückenlosigkeit ihrer inneren Verknüpfung aufwies, eines der tiefsten Bedürfnisse der menschlichen Seele, dem die durch sie überwundene Wertung der Antike in einer ganz anderen Form zu genügen versucht hatte. Immer wieder trachtet der Geist über den endlosen Fluß der Zeit, die jedes Ding mit dem Fluch der Vergänglichkeit belastet, sich zum Dauernden zu erheben. Er versuchte es dort, indem er bestimmte Bildungen aus der endlosen Kette der Ursachen und Wirkungen herauslöste, ihrem historisch bestimmten Platz in der Vergangenheit entthob und als stets und überall gültige Ideale in eine von der Zeit unberührte Welt des Absoluten versetzte. Indem das historische Denken sie wieder dem Zusammenhang einordnete, in dem die in der Zeit sich vollziehende Entwicklung sie hatte entstehen lassen, verlieh es ihnen zum Entgelt eine andere Art von Unsterblichkeit: es ließ sichtbar werden, wie das Gewesene, sofern es Geist ist, nun doch weit mehr ist als ein nur Gewesenes, wie seltsam in jeder Gegenwart die Vergangenheit eingeschlossen und aufbewahrt ist, nicht nur in dem gleichsam mechanischen Sinne, daß sie als äußerer Anstoß zu Wirkungen den Anlaß gegeben hätte, in denen von ihrem eigenen Wesen und Inhalt nichts mehr zu verspüren wäre, sondern als ein durch seinen eigenen inneren Gehalt dauernd wirkendes Element des geistigen Lebensprozesses.

Wer also unser Verhältnis zur Antike durch die historische Denkweise seines wertvollsten Sinnes entleert und in seiner Bedeutung herabgedrückt glaubt, der verkennet, daß durch sie ein sachlich nicht minder notwendig begründetes Verhältnis geschaffen wird. Es liegt in der Tat der Auffassung von historischem Denken, die sich in der Beziehung „nurhistorisch“ ausspricht, eine irrige und schiefe, freilich weitverbreitete Vorstellung vom Wesen dieses Denkpro-

zesses zugrunde. Das Ideal historischer „Objektivität“ glaubt diese Auffassung um so vollkommener verwirklicht, je unbeteiligter, beziehungsloser der erkennende Geist dem historischen Objekt gegenübersteht. Wäre dies der Fall, so würde etwa das geschichtliche Denken des Europäers die ostasiatische Kulturwelt vollkommener, objektiver erfassen können als seine eigene. Nun sind aber alle Kenner dieser Welt sich darin einig, daß deren seelisches Innere dem Abendländer ewig verschlossen ist, daß er mithin auf die Feststellung des Sichtbaren, Äußerlichsten beschränkt bleibt. So erweist es sich als unausweichliche Korrelation: je näher der erkennende Geist dem so gefaßten Ideal der Objektivität kommt, desto näher bleibt sein Erkennen der Oberfläche der Dinge; und umgekehrt, an den Wesenskern des historischen Objekts vermag er in demselben Maße erfolgreicher sich heranzuarbeiten, wie seine eigene innere Struktur nach Ursprung und Art jenem verwandt ist. Wenn also das historische Denken sich der Antike mit besonders sichtbarem Erfolg bemächtigt hat, so hat diese Tatsache nicht sowohl eine innere Loslösung vom Altertum zur notwendigen Wirkung, als vielmehr das Bestehen einer engen inneren Verbindung zur notwendigen Voraussetzung: es beweist den Zusammenhang, den es angeblich zerstören soll. Wenn die Antike unserem historischen Erkennen so zugänglich ist, daß wir ihr geistiges Wesen innerlich nachbilden können, wenn wir das Schaffen ihrer Künstler, das Denken ihrer Weltweisen, das Gestalten ihrer Staatslenker in seinem inneren Sinne und seiner Folgerichtigkeit verstehen können, so spürt eben das Stück Antike, das in jedem Gliede der europäischen Kulturgemeinschaft lebt, das seelisch Verwandte heraus, sobald es mit der Antike in Berührung tritt.

Das Ergebnis, in das hiermit die Betrachtung einmündet, bildet die notwendige Ergänzung zu demjenigen, auf welches uns der oben verfolgte Gedankengang führte. Auch hier wird es offenbar, wie das Erkenntnisbild der Vergangenheit, dem nach der landläufigen Auffassung der historisch Erkennende von außen her, als ein lediglich Schauender und Hinnehmender gegenübertritt, in der Tat aus dem Geiste des Betrachters die Elemente des Lebens in sich gesogen haben muß, damit in ihm die Starre des Dahingegangenen zu be-seelter Bewegung erlöst werde. Wenn wir oben erkannten, daß es die Formen des eigenen gegenwärtigen Lebens sind, die wir dem Gewesenen leihen, so sehen wir hier auch von den Inhalten unseres geistigen Seins etwas in das Bild der Vergangenheit hinüberfließen, um von dort her uns Antwort zu geben. Es waltet hier eine

Beziehung zwischen dem Geist des historisch Erkennenden und dem Geist des historisch zu Erkennenden, durch welche sich diese Betätigung des Denkens charakteristisch von der naturwissenschaftlichen unterscheidet; es ist ein Lebensverhältnis, nicht ein rein intellektuelles Interesse, das beide miteinander verknüpft. Durchleuchtet man die Struktur dieses Lebensverhältnisses, so wird alsbald ersichtlich, wie es um das Verhältnis zwischen der historischen Betrachtung eines Objekts und dem Wert, den das gleiche Objekt für den Betrachter etwa haben mag, bestellt ist. Denn während eine rein intellektuelle Bearbeitung des Objekts nur dadurch möglich wird, daß das Subjekt alle Wertungen, die es mit diesem verbindet, zum Schweigen bringt, läßt jenes Lebensverhältnis, das als solches das Ganze des erkennenden Subjekts, nicht bloß eine Teilfunktion, in Anspruch nimmt, gerade die zentralen Schichten der Persönlichkeit in Kraft treten, die sich in ihren Werthaltungen am unzweideutigsten kundtun. Die innere Beteiligung des Subjekts am Gehalt der historischen Erscheinung ist notwendige Bedingung einer wirklich in die Tiefe gehenden Auffassung.

Wenn aber das historische Erkennen dergestalt mit den Wertsetzungen des Subjekts verbunden ist, dann ist es ein selbstverständliches Verlangen, daß das Erkenntnisbemühen, sofern seine Ergebnisse wissenschaftlichen Charakter in Anspruch nehmen sollen, nur von solchen Wertungen sich leiten lasse, die nicht der Laune oder Willkür des zufälligen Einzelsubjekts entsprungen sind, sondern allgemeine Anerkennung fordern dürfen; es sollen gültige Werte sein, die jenem Lebensverhältnis zugrunde liegen und demgemäß auch die Forschung leiten. Ob es möglich sei, ein System solcher Werte in apriorischer Form, unter Absehen von ihrer Konkretisierung in bestimmten Wertgebilden, zu entwickeln, das möge hier dahingestellt bleiben. Für unsere Zwecke genügt eine Feststellung, die nicht so weit geht: das System der Werte, das für einen Historiker unserer Zeit und unseres Kulturkreises maßgebend ist, erstreckt seine Gültigkeit jedenfalls so weit, daß es das Ganze derjenigen lebendigen Einheit umspannt, der wir uns als Träger geistiger Kultur zugehörig wissen: das Ganze der abendländischen Kultur. Die Einheit des Wertsystems, das Auswahl und Akzentuierung der historischen Objekte bestimmt, ist also das ideelle Gegenbild zu der realen Lebenseinheit desjenigen Kulturkreises, in dessen Schöpfungen sich dieses Wertsystem verwirklicht. In dieser Korrelation liegt einerseits die Bürgschaft dafür, daß nicht das zufällige und partikulare Interesse eines Einzelnen, sondern der geistige Gehalt jener

Kultureinheit sich in der Erkenntnisarbeit des Historikers auswirkt; in ihr andererseits auch die Gewähr, daß nicht der Eigensinn einer dem Leben fremden rationalen Konstruktion, sondern der Geist dieser Bewegung selbst das Bild der Historie formt.

Wie aber stellt sich nun im Lichte dieser allgemeinen Erwägungen unser Verhältnis zur Antike dar? Jene Lebenseinheit der Kultur, deren zusammenfassender Ausdruck unser Wertsystem ist, führt ja gerade auf die Antike als auf das Fundament dieser Einheit zurück. Gerade in ihr sind die Grundrichtungen des Wirkens, Gestaltens, Bildens hervorgetreten, denen die werteschaffende Arbeit des abendländischen Völkerkreises nachgegangen ist. Indem wir diese vor und unabhängig von allem Erkenntnisbemühen faktisch bestehende Einheit theoretisch als Werdezusammenhang zu erkennen suchen, lassen wir uns bei der Auswahl und Gliederung von einem System übertheoretischer Wertungen leiten, das nichts anderes als der innerste seelische Ausdruck eben dieser lebendigen Einheit ist. Wenn unser historisches Denken, wie gezeigt, die Antike deshalb innerlich zu erfassen vermag, weil es auf Grund dieser Zusammenhänge ihr wesensverwandt ist, so heißt dies, auf die begriffliche Form der Geschichtstheorie gebracht, nichts anderes als: unser historisches Erkennen des Altertums wird geleitet durch ein System von Werten, das erwachsen ist aus den Tiefen der uns mit ihm zusammenschließenden Kultureinheit. Wenn in dem Erkenntnisbild, in dem das Altertum sich uns darstellt, Perikles und Alexander, Homer und Sophokles, Phidias und Lysipp, Thukydides und Platon hell beleuchtet im Vordergrunde stehen, so liegt dies daran, daß ihre Taten und Schöpfungen im Lichte desselben Wertsystems ihre Bedeutung haben, das unserem Tun und Schaffen seinen innersten Sinn verleiht.

Die Alternative also, nach der das Altertum entweder als für uns wertvoll oder nur historisch aufzufassen wäre, ist in dieser Form schief und irrig: die historische Betrachtung schließt eine bestimmte mehr als historische Wertung nicht nur nicht aus, sondern hat sie zur notwendigen Voraussetzung.

3. MASSSTÄBE DER BEURTEILUNG UND NORMEN DES SCHAFFENS

Wenn demnach unserer historischen Behandlung des Altertums eine bestimmte Wertung zugrunde liegt, folgt daraus, daß wir aus der Antike die für uns gültigen Maßstäbe, die uns bestimmenden Normen ableiten können oder sollen? Wir müssen, um diese für

das ganze Problem entscheidende Frage völlig zu klären, etwas weiter ausholen.

Wir sind bei der Betrachtung des geistigen Bildungsprozesses von dem Einzelindividuum ausgegangen und von da zu den kleineren und größeren Gemeinschaften emporgestiegen, die sich durch die Gemeinsamkeit des geistigen Lebenszusammenhangs bilden, Gemeinschaften aller Art, Größe und Dauer, mögen es nun Völker, Stämme, Stände, Berufsgruppen, Religionsgemeinschaften usw. sein. Wir fanden schließlich diese Fülle von Gemeinschaften zusammengefaßt in der höchsten Einheit des abendländischen Kulturkreises. Jeder dieser Kreise enthüllt der Betrachtung einen durchaus individuellen Charakter, stellt sich als eine einzigartige, unverwechselbare, unwiederholbare Bildung des historischen Lebensprozesses dar. Der asiatische und der europäische Mensch, der antike und der moderne Europäer, der Grieche und der Römer des Altertums, der Lacedämonier und der Athener, der athenische Philosoph und der athenische Kaufmann, der athenische Anhänger der Akademie und der der Stoa, dieser und jener bestimmte Akademiker: sie alle zeigen der geschichtlichen Betrachtung eine bestimmte individuelle Physiognomie, eine einzigartige seelische Struktur. Dies Beispiel zeigt aber gleichzeitig ein Weiteres: alle diese individuellen Bildungen stehen nicht etwa gleichgeordnet im Verhältnis der Ausschließlichkeit nebeneinander wie etwa die Einzelindividuen, aus denen ein Volk besteht, sondern sind derart ineinander gelagert, daß die jeweils umfassenderen die enger umgrenzten ähnlich in sich schließen wie ein Ganzes seine Teile oder, noch deutlicher, ein Gesamtorganismus seine Glieder. Dieselbe Gliedstellung, die der attische Stamm in dem historischen Gesamtgebilde des griechischen Volkes einnimmt, kommt der Gruppe der athenischen Philosophen in dem historischen Gesamtgebilde des Athenervolkes zu; das Einzelindividuum stellt dann schließlich diejenige individuelle Form dar, unter die die Zerteilung durch die geschichtliche Betrachtung nicht mehr weiter hinabgeht. Indessen würde man fehlgehen, wollte man im Hinblick auf das letztere die umfassenderen Formen für reine Gedankengebilde ansehen, vergleichbar etwa den abstrakten Gattungsbegriffen der Naturwissenschaft, die um so wirklichkeitsferner sind, je umfangreicher sie werden. Jede derartige historische Individualität bis hinauf zu der räumlich und zeitlich umfassendsten ist nicht etwa erst durch das Denken des Betrachters im Begriff zusammengefaßt, sondern durch die Zusammenhänge des historischen Lebens zu einer konkreten Lebenseinheit verschmolzen. Die antike

Menschheit etwa ist eine historische Realität, weil alle die Unzähligen, die dieser Begriff zusammenfaßt, zu einer Gemeinsamkeit des geistigen Lebenszusammenhangs verbunden waren. So ist auch der umfassende Begriff des abendländischen Kulturkreises keineswegs eine reine Abstraktion, sondern die gedankliche Wiedergabe einer in der Kontinuität des historischen Werdegangs verwirklichten Gemeinschaft des Geistes.¹⁾

Jede dieser zahllosen historischen Bildungen hat aber nicht nur ihr eigenes individuelles Wesen, sondern auch mit ihm zusammen eine diesem Wesen entsprechende Bildung von Maßstäben und Normen des Verhaltens, jede ihr besonderes Ideal, das sie mit ihren Kräften zu verwirklichen strebt. Und zwar gilt dies nicht nur von jeglicher, auch der kleinsten Gemeinschaft, sondern auch von jedem Einzelindividuum. Man hat mit Recht gesagt, wir seien nur Fragmente von uns selbst; einem jeden von uns sei wie mit unsichtbaren Linien die ideale Form eingezeichnet, der möglichst nahezukommen unsere innere Bestimmung sei. So tritt eine schlechthin unendliche Mannigfaltigkeit idealer Normen und Maßstäbe zutage, wenn wir den historischen Inhalt des abendländischen Kulturkreises zu erfassen suchen. Der griechische Denker und der römische Staatsmann, der Mönch und der Ritter des Mittelalters, der Künstler der Renaissance und der Protestant der Reformation, der absolute Monarch und der aufgeklärte Philosoph, der moderne Unternehmer und der industrielle Arbeiter usw. — welche unabsehbare Fülle von individuellen Gestalten mit scharf sich abhebenden Lebensformen und Wertidealen! Worin liegt dann aber das Recht begründet, diese Fülle auf ein einziges System von Werten zu beziehen? Wird dann nicht doch jene Vergewaltigung des konkreten Lebens unausbleiblich sein, der wir oben durch die konkretere Bestimmung des allgemeinen Wertsystems zu entgehen meinten? Offenbar wäre dies unfraglich der Fall, wenn alle hier auftretenden Wertbildungen im Verhältnis des absoluten, sich ausschließenden Gegensatzes ständen, denn dann würde ihre Zusammenfassung unter ein Begriffssystem auf der Willkür rationaler Konstruktion beruhen. Dies ist aber nicht der Fall; sie treten zu einem System von Überordnung, Nebenordnung und Unterordnung zusammen, dessen innere Gliederung eben durch jene Schichtung der fraglichen historischen Kreise gegeben ist. Mönch und Ritter z. B. verwirklichen natürlich Lebensideale gegensätzlicher Art, und doch bilden sie Teilverwirklichungen des

1) Zu vergleichen sind die Darlegungen des zweiten Teils.

Gesamtideals des mittelalterlichen Menschen, das sie beide einschließt, wie denn ja auch diese beiden Lebenstypen nicht etwa unabhängig voneinander in völliger Isolierung nebeneinander aufgewachsen sind, sondern von den lebendigen Kräften des gleichen historischen Bodens genährt und in wechselweisem Austausch der Einwirkungen ihre Gestalt gewonnen haben. Die historische Erscheinung Platon etwa ist zu beziehen auf das Ideal des abendländischen Menschen, des griechischen Menschen, des Atheners, des athenischen Philosophen usf. bis hinab zu dem in persönlichstem Sinne individuellen Ideal, dem die Entfaltung seines Ich zustrebt, und alle diese Ideale sind durch die konkrete Persönlichkeit dessen, der sie schaffend ins Leben hineinbildete, zu einem organischen Ineinander verbunden. — Die Gesamtheit der also angeordneten Ideale und Normen bildeten in der Tat die Zielpunkte für ebenso viele Strebungen, deren historische Realität ebenso unbestreitbar ist wie diejenige der historischen Kreise, die diese Ideale zu verwirklichen trachteten. Das gleiche gilt nun aber auch von dem Wertsystem, das, wie wir sahen, das historische Erkennen leitet: dem Ideal der abendländischen Kulturgemeinschaft. Auch dieses ist keine abstrakte Gedankenschöpfung, sondern der ideale Ausdruck eines ebenfalls konkreten Gesamtbestrebens, einer gemeinsamen Entwicklungstendenz; und wenn es dem Denken nur zu leicht als das schlechthin allgemeingültige, apriorische erscheint, so erklärt sich dies daraus, daß ein ihm übergeordnetes umfassenderes Wertsystem nicht existiert. Dieses müßte ja neben der abendländischen Kulturwelt noch die ostasiatische, ja schließlich die gesamten Menschheitsbildungen umfassen. Ein solches wirklich inhaltlich bestimmtes Wertideal fehlt in der Tat, und zwar aus dem Grunde, weil eben der historische Verlauf der Dinge die genannten Menschheitsbildungen noch nicht zu einer inneren, mehr als wirtschaftlich-technischen Einheit hat zusammenwachsen lassen. Sollte diese einmal hergestellt sein, so würde sie in einem entsprechend umfassenden System des Wertens ihren tiefsten und innerlichsten Ausdruck finden.

So hebt also das Auftreten zahlloser idealer Normen im historischen Verlauf den umfassenden Maßstab der abendländischen Kulturgemeinschaft nicht auf; in ihm wird nur deutlich, daß dieses Wertsystem sich nicht anders als in einer Vielheit individueller Formen verwirklicht, wie es auch selbst in der Tat individueller Natur ist. Dem historischen Erkennen aber erwächst aus diesem Sachverhalt die Doppelaufgabe, das besondere historische Objekt, dem es sich zuwendet, einerseits auf das leitende Gesamtsystem der Werte

zu beziehen, andererseits aber auch als individuelle Verwirklichung dieses Systems nach seiner eigenen besonderen Norm zu verstehen, z. B. die historische Erscheinung der mittelalterlichen Kirche einerseits mit den leitenden Kulturwerten der Religion, der Sittlichkeit, der Organisation in Beziehung zu setzen, andererseits die besonderen Formen, in denen sie diese Werte verwirklicht, zu betimmen. Daß der Erkennende sich dieser Aufgabe überhaupt mit der Aussicht auf Gelingen zuwenden kann, das ist zunächst durch die Tatsache erklärlich, daß jeder konkrete individuelle Geist als solcher in eine Vielheit von historischen Kreisen hineingestellt ist, die in immer weiter sich dehnendem Rund ihn selbst einschließen. Der deutsche Historiker etwa mit wahrem Weltblick fühlt sich als Glied im Kreise des Menschen, des Europäers, des Deutschen überhaupt, des modernen Deutschen usf., weil seine konkrete Individualität alle diese Beziehungen zur Einheit verschmilzt. Die Identität des persönlichen Trägers also stellt zwischen verschiedenen Kreisen des historischen Lebens eine ganz unmittelbare lebendige Verbindung her. Von hier aus ist es ohne weiteres begreiflich, daß z. B. dem einzelnen Deutschen nicht nur das Ideal seiner individuellen persönlichen Entwicklung, sondern auch die Ideale aller ihm übergeordneten historischen Kreise bis hinauf zu dem der abendländischen Kulturgemeinschaft ohne weiteres verständlich und gegenwärtig werden können. Innerhalb seines Ich vermag er sich, sofern Weite des Weltgefühls ihm zu eigen ist, bis zu der Höhe des umfassenden abendländischen Kulturbegriffs zu erheben. Nun aber tritt das eigentliche Problem hervor, wenn der individuelle Geist die Aufgabe hat, nicht sowohl eine ihm übergeordnete Bildung als ein ihn einschließendes Ganzes sich zum Bewußtsein zu bringen, als vielmehr ein ihm nebengeordnetes historisches Gebilde in seiner Struktur und seiner besonderen Idealform zu erkennen und zu verstehen: so etwa, wenn der deutsche Historiker den englischen Geist und das englische Ideal zu erfassen und zu bestimmen sucht. Hier nämlich fällt die Möglichkeit fort, das zu verstehende Gebilde durch Erhebung und Ausweitung des eigenen Ich sich zu vergegenwärtigen und aus dem eigenen Wesen heraus zu deuten. Es fehlt jene lebendige Beziehung, wie sie dort die Identität des persönlichen Trägers zwischen den verschiedenen historischen Kreisen herstellte. Nun wäre es offenkundig ein aussichtsloses Unternehmen, eine solche nebengeordnete historische Bildung verstehen und bestimmen zu wollen, wenn jede innere Beziehung fehlte; wäre dies der Fall, dann wären sich Subjekt und

Objekt des Verstehens so hoffnungslos fern, wie uns die Bewohner des Mars. Worin liegt also die Beziehung begründet, die auch hier ein Erkennen und Verstehen möglich macht? Sie ist gegeben in der Tatsache, daß die beiden nebengeordneten Wertbildungen sich gemeinsam einem umfassenden Wertganzen einordnen, daß also in dem oben angenommenen Fall der deutsche und der englische Geist Sonderverwirklichungen des modernen europäischen Kulturideals bilden und in dieser Beziehung nun doch ein Gemeinsames besitzen. Es tritt hier ein allgemeines Grundgesetz alles Erkennens menschlicher Dinge zutage: immer wieder beruht dieses auf einem eigentümlichen Ineinander von Gleichheit und Ungleichheit, von Übereinstimmung und Gegensatz. Jeder Nebenmensch tritt mir als Individualität, d. h. als eine von mir selbst wesentlich verschiedene, einzigartige Erscheinung gegenüber, und doch weiß ich, daß er als Mensch, als vernünftig denkendes und handelndes Wesen, als Deutscher usf. mir verwandt ist. Den Versuch, diese mir nebengeordnete Individualität zu verstehen, kann ich deshalb und nur deshalb unternehmen, weil solche Gemeinsamkeiten vorliegen, und diese sind eben in der Tatsache begründet, daß er und ich gewisse weitergreifende Lebensformen und -normen übereinstimmend anerkennen. Also auch hier muß der erkennende Geist sich über die Stufe seines individuellen Ich zu derjenigen Höhe erheben, zu der auch das nebengeordnete Ich emporblickt. Dies ist aber erst der erste Teil der Aufgabe. Denn verstehen will und soll ich doch den anderen nicht nur in dem, was er mit mir gemeinsam hat — denn dies wäre kein Verstehen seiner Individualität zu nennen — sondern als individuelle Ganzheit, also auch in dem, was ihn von mir unterscheidet. Hierzu bedarf es aber eines Weiteren: ich muß alles das von mir abtun, was sich dem verstehenden Einswerden mit dem anderen widersetzt; ich muß diejenigen Richtungen persönlichen Wesens und Wertens suspendieren, die sich in das zu verstehende Lebenssystem nicht einfügen. Der Selbsterhebung muß eine Selbstentäußerung verbunden sein. Wo die letztere fehlt, da wird nur allzu leicht mit Forderungen, die der eigenen individuellen Lebensnorm entspringen, an die zu verstehende Individualität herangetreten und deren eigenes Lebensgesetz verkannt oder vergewaltigt.

Durchaus gleichartig ist der geistige Vorgang, der zum Verständnis einer nebengeordneten historischen Individualität führt. Immer wieder muß sich der erkennende Geist bis zu derjenigen Stufe der historischen Wertgestaltung erheben, die ihm selbst und dem zu verstehenden Gebilde als umfassendes Wert Ganzes über-

geordnet ist: der Athener, der den Lacedämonier verstehen will, zum Wesensgehalt des Griechen überhaupt, der Grieche, der den Römer verstehen will, zum Wertideal des antiken Menschen, der Protestant, der das religiöse Empfinden des Katholiken verstehen will, zum Wertideal der abendländischen Religiosität überhaupt usf. Wollte man den oben angedeuteten Vergleich mit dem Organismus weiter durchführen, so könnte man sagen, der Kopf, der die Hand verstehen will, muß sich zu der Idee des Gesamtkörpers erheben, innerhalb dessen sie eine der seinigen nebengeordnete Gliedstellung einnimmt. — Das gleiche gilt aber auch in der zeitlichen Folge der Wertverwirklichungen. Der mittelalterliche und der moderne Deutsche z. B. tragen neben dem Gemeinsamen, das ihnen durch die Beziehung auf die Idealform deutschen Wesens gegeben ist, eine Reihe unterscheidender Züge; will der letztere den ersteren verstehen, so muß er zunächst ebenfalls sich zu dem beide vereinenden Ideal deutscher Art erheben. Und auch hier muß als zweites dieses Absehen von den individualisierenden Besonderheiten des eigenen Wesens hinzukommen, damit die fremde Individualität als nach ihrer eigenen Norm wertvoll, als individuelle Verwirklichung des gemeinsamen Wertsystems erkannt und anerkannt, nicht aber an der Norm des eigenen Wesens gemessen und wertärmer befunden werde.

Von diesen allgemeinen Erwägungen ist auszugehen, damit das Problem unseres Verhältnisses zur Antike über eine Form der Auseinandersetzung hinauskomme, die uferlos ist und sein muß. Immer wieder werden von ihren Verteidigern Einzelargumente beigebracht, die die Gleichheit, von ihren Gegnern solche, die die Verschiedenheit des Wesens dartun sollen, worauf dann ebenso unausbleiblich jenen die Höhe, diesen die Tiefe des von ihnen gewählten Standpunkts der Betrachtung vorgeworfen wird. In der Tat kann das Problem nie durch Anhäufen von Einzelargumenten, sondern nur auf Grund einer Gesamtanschauung gelöst werden, die Gleichheit und Gegensatz als gleich wesensnotwendige Teilelemente unseres Verhältnisses zur Antike erkennt. Die antike Kultur einerseits und die moderne deutsche Kultur andererseits, in deren geistigem Wesen wir als Erkennende wurzeln, sind nach Zeit und geistiger Gesamtlage individuell bestimmte Wertgestaltungen, die in der Folge der Zeit einander gleichgeordnet sind. Wollen wir, Glieder der letzteren, das Wesen der ersteren erkennend verstehen, so erheben wir uns zu der Höhe desjenigen historischen Wertganzen, dem jene und diese sich gemeinsam einordnen, welches kein anderes ist als eben

dasjenige der abendländischen Kulturgemeinschaft: denn in diesem ist das ihr und uns Gemeinsame eingeschlossen. Aber des Wesens der Antike als einer individuellen Wertverwirklichung werden wir weiterhin erst dann inne, wenn wir von diesem Gemeinsamen her nun auch dasjenige zu erfassen suchen, was die in der Antike waltende ideale Norm von derjenigen unterscheidet, die unsere eigene Kulturwelt und im besonderen unser Volk als sein eigentümliches Lebensgesetz über sich anerkennt. Auch hier also bedarf es jener Selbstentäußerung, die erst den Blick frei macht für den Selbstwert der fremden Idealbildung.

Derart also ist die geistige Haltung dessen zu bestimmen, der als ein Betrachtender das in der Antike waltende Wesensgesetz als werthaft, als ideale Norm erkennen und würdigen will. Soll aber diese freie Anerkennung des Andersartigen, in der der schauende Geist sein Höchstes vollbringt, ihn nun verpflichten, die also gewürdigte Norm auch als Schaffender über sich herrschen zu lassen? Soll die Selbstentäußerung, die den fremden Wert erst sichtbar werden ließ, auch im Gestalten eigener Werte geübt werden? Es war das tiefe Mißverständnis, daß man diese Forderung mit jener zusammenfallen ließ, während sie ihr in der Tat aufs schärfste widerstreitet. Daß der Schauende seine individuelle Lebensnorm hinter sich lasse, das ist ja zwingendes Gebot gerade um der tiefen Einsicht willen, daß jede Wertverwirklichung der Geschichte ihren individuellen, unübertragbaren Charakter hat: was der andere ist, wird jenem erst dann offenbar, wenn er das engere Ich vergißt. Wer aber das in jener Welt, der andersgearteten, sich kundtuende Gesetz des Wesens auf seine eigene, eine nach Zeit und geistigem Gehalt wesensverschiedene, übertragen will, der versagt der letzteren, was bei der ersten als Urbedingung aller Wertverwirklichung erkannt ist: die unverwechselbare, im eigenen Grund wurzelnde Eigenart. Die Entäußerung vom eigenen begrenzten Ich, wie sie dem Schauenden die Welt fremder Wertverwirklichungen enthüllte, würde dem Schaffenden den Aufbau einer eigenen Wertewelt ewig unmöglich machen. Denn die individuelle Begrenzung, die für den betrachtenden Blick hemmende Schranke ist, die überwunden werden muß, sie ist für die schaffende Tat die urgegebene Form, die dem Stoff des Lebens aufzuprägen ist. Sokratische Sittlichkeit und platonische Weltanschauung, hellenische Plastik und attische Tragödie, antike Staatsidee und römisches Recht, alexandrinische Wissenschaft und hellenistische Religiosität — in ihnen allen erkennen wir in selbstvergessenem Schauen Gestaltungen

ewiger Werte; doch würden wir schlecht verstehen, was sie eindringlich lehren, wollten wir dem in ihnen waltenden Lebensgesetz auch da uns beugen, wo wir in selbstbejahendem Aufbau die geistige Welt durch eigene Wertbildungen zu bereichern berufen sind.

Wenn aber der Schaffende neben der im strengsten Sinn individuellen Norm, die sein Gestalten leitet, noch eine weitere über sich anerkennt, dann darf und soll es nur eine solche sein, die jene umfassend in sich schließt; und damit er dieser letzteren gemäß sich betätige, wird es ganz und gar nicht einer bewußten Besinnung darauf bedürfen, was sie etwa über jene erste hinaus noch verlange. Im Gegenteil, der wahrhaftige Dienst am eigenen Wesen wird ganz von selbst zur Erfüllung des weitergreifenden Kulturgebots; der Deutsche, der wertgestaltend aus den Tiefen des deutschen Wesens schöpft, wird gerade dadurch am vollkommensten dem abendländischen Kulturideal dienen, einem Kulturideal also, das gerade unter der schaffenden Mitarbeit der Antike eben diese Gestalt gewonnen hat. Ablehnen aber soll er jede Norm, die er nicht anerkennen könnte, ohne die ihm selbst eigentümliche auch nur teilweise zu negieren — d. h. jede Norm, die in einer ihm nebengeordneten Bildung sich verwirklicht. Eben dies aber würde der Fall sein, wollte er dem geistigen Gehalt der Antike an und für sich die Maßstäbe des eigenen Schaffens entnehmen.

In der Tat ist der Gedanke, daß die Antike einen Wert nur deshalb und so weit besitze, wie aus ihr Normen für uns abzuleiten seien, der Nachklang einer längst verschwundenen Geistesepoche. Das Jahrhundert der Aufklärung, das das Ideal in der absoluten Allgemeingültigkeit stets und überall zu verwirklichender Vernunftgesetze erblickte, bemaß natürlich den Wert jeder Epoche nach dem Grade, in dem sie sich diesem allgemeinen Vernunftgebot annäherte. Sie suchte also in der Geschichte das Idealvolk, den Idealstaat, die Idealkunst usw. und begeisterte sich an der Antike, weil sie in ihr die ideale Norm gefunden zu haben meinte. Wertvoll erschien ihr an der historischen Erscheinung des Griechentums das, was ihr als überindividuell galt. Individualität war von diesem Standpunkt aus eine Einschränkung und Verkürzung des Ideals. Aber der Fortgang der geistigen Bewegung ließ diese Auffassung in ihr Gegenteil umschlagen. Die Romantik suchte und fand den Wert des Lebens nicht in der Gleichförmigkeit unveränderlicher Normen, sondern gerade in der unverwechselbaren Einzigartigkeit, der Individualität. Sie berauschte sich an dem Gedanken des unendlichen Reichtums individueller Bildungen. Und wenn man dort

den Wert der menschlichen Schöpfungen in der unbegrenzten Gültigkeit des ihnen innewohnenden Gesetzes gesucht hatte, ward hier das Einzelne gerade dadurch wertvoll, daß es eine auf nichts anderes übertragbare Einmaligkeit seines inneren Sinnes aufwies. Man darf sagen, daß die Bewegung der Weltanschauung, in deren Zeichen unsere Zeit steht, einer Synthese beider Extreme zustrebt. Sie sucht eine Ordnung der Werte, die die Vereinzelung und Beziehungslosigkeit aller Wertbildungen aufhebt, erkennt aber nun doch in jeglicher konkreten Verwirklichung dieser Werte eine besondere, in dieser Form nicht zu wiederholende Gestaltung an. Unbewußt hat auch die Epoche der klassischen Dichtung diese Auffassung bewährt: indem sie ihre Normen aus der Antike zu übernehmen meinte, verwandelten sie sich in ihrem eigenen Gestalten doch wieder in die Normen, die das Gesetz ihres eigenen Wesens aussprachen; ihr Griechentum war ein von ihrer eigenen Individualität durchtränktes Griechentum.

Nun könnte mancher Fürsprecher der Antike erwidern: Wenn denn die Anerkennung der Antike als eines richtunggebenden Vorbildes, wie die Tatsachen der geschichtlichen Entwicklung lehren, das Werden neuer individueller Wertverwirklichungen nicht nur nicht gehindert, sondern sogar gefördert hat, nun gut, so wollen auch wir in der Antike das Ideal menschlichen Gestaltens predigen in der fröhlichen Zuversicht, daß dessenungeachtet die Nachahmung dieses Ideals schließlich doch notwendig neue Bildungen individueller Art hervorbringen werde. Darauf wäre dies zu erwidern: Soll ein Ideal durch solche selbstvergessene Hingabe neues Leben wecken, so ist diese seine zeugende Kraft abhängig von dem Glauben an seine Echtheit; solange dieser unerschüttert ist, kann es in der Tat Quelle schöpferischer Gestaltung werden. Solche geistige Haltung war dem Neuhumanismus selbstverständlich, unserem Geschlecht würde sie innerlich unmöglich und nur zum Schaden der inneren Wahrhaftigkeit durchführbar sein. Die historische Denkweise hat unser gesamtes Denken auf sämtlichen Lebensgebieten derart durchtränkt, daß wir uns ihr durch kein Bemühen mehr entwinden können. Die Frage ist nicht mehr, ob wir überhaupt historisch denken wollen, sondern ob wir es bewußt oder unbewußt tun, ob wir es uns eingestehen oder verhehlen wollen. Die Entscheidung zwischen beiden Möglichkeiten bedarf nicht der Erörterung. Es kommt aber weiter hinzu, daß wir von den schädigenden Wirkungen, die die Herrschaft des historischen Denkens nach sich zu ziehen schien, uns in zunehmendem Maße zu befreien beginnen:

von den auflösenden Einflüssen, die der Begriff der Relativierung bezeichnet.

Wird die historische Stellung zur Antike, wie sie hier begründet wurde, von dem Vorwurf des Relativismus getroffen? Ich möchte behaupten, daß umgekehrt gerade die früher übliche ein freilich verkappter Relativismus war. Wer irgendeine konkrete Wertverwirklichung des historischen Verlaufs zur allgemeingültigen Norm erhebt, der relativiert damit alle übrigen vorausgegangenen und nachfolgenden Wertverwirklichungen, indem er sie nur nach ihrer Beziehung zu dieser kanonisierten Idealform mißt. Ein dogmatischer Humanismus, der sich derartig auf die Antike als das absolute Ideal festlegt, tritt damit in der Tat an die Seite derjenigen Geistesrichtung, die er am nachdrücklichsten bekämpfen möchte, jener naiven Verabsolutierung unseres gegenwärtigen Lebensgehaltes, die alles Vergangene ablehnt, was nicht ihm gemäß ist. Es sind zwei Verwirklichungen desselben Denktypus, nur daß die eine sich an die Vergangenheit, die andere an die Gegenwart als an das einzig Vollkommene bindet. Von dieser Einseitigkeit rettet nur jene geschichtsphilosophische Anschauung, die sich in dem berühmten Satze Ranke's ausspricht, daß jede Epoche unmittelbar zu Gott sei. Mit allen Wertverwirklichungen des historischen Verlaufs ist ihr individueller Charakter wesensnotwendig gegeben, der also nicht Einschränkung, sondern Bedingung der Werthhaftigkeit ist. Gerade weil wir die Antike als wertvoll anerkennen, müssen wir auch ihre individuelle Sonderart zum Bewußtsein bringen, statt sie durch Übertragung ihrer Normen auf uns zu negieren; gerade weil wir unserem eigenen Leben einen eigenen Wertinhalt zuerkennen, sollen wir uns hüten, es Normen zu unterwerfen, mit deren Anerkennung wir unseren individuellen Wertcharakter verleugnen würden.

4. DIE NORMEN DER GEGENWART

Mit diesem Ergebnis scheint unser Gedankengang schließlich der Antike doch eine Stellung anzuweisen, in der sie für uns nicht mehr sein kann als Gegenstand einer rein theoretischen Betrachtung, und wenn eine mehr als theoretische Bewertung als Voraussetzung und Grundlage dieser Betrachtung nachgewiesen wurde, so scheint jedenfalls eine mehr als theoretische Wirkung auf uns sich nach den letzten Folgerungen um so entschiedener zu verbieten. Ist dies in der Tat das Ergebnis? Wird dadurch, daß die Herleitung einer für uns maßgebenden Norm aus der Antike sich als unangängig

erweist, gleichzeitig jede praktische Einwirkung auf unsere geistige Wesensbildung abgelehnt? Es war ein mit der verfehlten Gesamtaufassung notwendig verbundener Irrtum, daß man mit dem ersten ohne weiteres das zweite gegeben glaubte. In der Tat ist es für diese Frage von grundlegender Bedeutung, daß das Objekt dieser historischen Betrachtung eben nicht ein zeitlich und sachlich entlegenes und außer Beziehung zu uns stehendes geistiges Gebilde ist, sondern eine Geistesmacht die unaufhörlich an unserem eigenen Wesen geformt hat und formt. Auch dann wäre ja an sich der Fall denkbar, daß diese historische Betrachtung sich darauf beschränkte, den in uns vorliegenden geistigen Besitz nach seiner Herkunft zu mustern und seinen Ursprung nachzuweisen: eine Art von historischer Bestandsaufnahme, die den Befund als solchen unberührt ließe; es wäre denkbar, daß das Emporsteigen zu einem höheren Standpunkt umfassender Betrachtung gleichsam ein Feiertagsgang wäre, der auf die aufbauende Arbeit, die weiter unten geleistet wird, ohne Einwirkung bliebe. Natürlich könnte in einem solchen Falle von einer Synthese, einem neuen geistigen Verschmelzungsprozeß keine Rede sein, und es möchten diejenigen recht behalten, die eine solche historische Musterung für eine zwar wissenschaftlich interessante, aber für unsere geistige Fortentwicklung belanglose Angelegenheit erklären.

In der Tat ist dieser angenommene Fall nach Art und Struktur unseres Geistes völlig unmöglich. Es gehört zu den rätselvollsten Fähigkeiten des menschlichen Geistes, daß er als Subjekt der Betrachtung sich selbst zum Objekt eben dieser nehmen, daß er sich gewissermaßen in zwei Teile auseinanderlegen kann, die einander gegenüber treten. So verfahren wir, wenn unser Geist als Organ historischen Erkennens seinen eigenen Gehalt zum Gegenstand einer historischen Analyse macht. Freilich wird es dann in der Wirkung solcher Selbstzerfleischung spürbar, daß beide Teile eben doch nicht wirklich zu zwei völlig abgesonderten Wesenheiten geschieden, sondern fortgesetzt in einer gleichsam unterirdischen Verbindung sind. Jede Selbstzerlegung des Geistes ist ein Akt, aus dem dieser nicht als der gleiche hervorgeht, als der er in sie eintrat. Genau so, wie die historische Betrachtung einer Vergangenheit, aus der unserem eigenen Wesen Kräfte zugeströmt sind und zuströmen, eine bestimmte übertheoretische Wertung des ihr und uns Gemeinsamen zur Voraussetzung hat, so muß sie auch die Wirkung aus sich hervortreiben, daß irgendwie die in uns vereinten Elemente sich anders lagern, eine andere Wertung, Betonung,

Beleuchtung erfahren — kurz, daß das Gesamtgebilde seine Struktur so oder so ändert. Es sei gestattet, den Vorgang durch eine Analogie aus dem Leben der Einzelseele zu verdeutlichen. Nehmen wir an, ein Mensch habe im Laufe seiner Werdejahre von irgendeiner geistigen Macht, einer Lehre, einer Schrift eine tiefgehende, sein ganzes Wesen umgestaltende Einwirkung erfahren und nehme nun als gereifte Persönlichkeit, nachdem er längere Zeit diesen Zusammenhang sich nicht bewußt klargelegt hat, irgendwelches Dokument seiner geistigen Erzieherin vor, um an seiner Hand rückschauend seinen eigenen geistigen Werdegang zu überblicken. Dann wird ein Doppeltes geschehen: er wird einerseits Art, Richtung und Tiefe des einst erlebten Einflusses klarer erkennen und abmessen, als es im Drang des Wachstums selbst möglich war oder überhaupt versucht wurde, er wird von dem geistigen Standpunkt aus, den er selbst nunmehr erreicht hat, den inneren Gehalt der erziehenden Geistesmacht prüfen und sichten, manchem mit mehr Zurückhaltung gegenüberstehen, was er früher gebilligt, anderes um so stärker akzentuieren, was er als dauernd wertvoll in sich wirksam fühlt. Andererseits aber wird er nun auch den aktiven Anteil, den seine eigene Persönlichkeit an der Formung seiner Innerlichkeit gehabt hat, deutlicher abgrenzen, das Selbstgeschaffene und das Empfangene klarer scheiden — kurz, eine Klärung des eigenen Wesens nach seinen Voraussetzungen, eine Vertiefung nach seinen Inhalten, ein Herausheben der individuellen Eigenart der Persönlichkeit wird diese abermalige Auseinandersetzung mit der erziehenden Macht kennzeichnen, während die erste Berührung mit ihr stürmisches Erobern, rückhaltlose Hingabe, umfassenden Neuerwerb bedeutete.

Ähnlich steht unser Geschlecht der Antike gegenüber: nicht mehr mit der überschwenglichen Hingebung an ein Neues und Niegesehenes, nicht mehr mit dem ungestümen Drang eines erobernden Willens, sondern mit dem Wunsch und Streben, das bereits Gewonnene zu klären, zu ordnen und zu erneuter, vertiefter Wirkung zu bringen durch energische Betonung des wahrhaft Schöpferischen und Lebenweckenden in ihm, zugleich aber auch das, was an dem geistigen Bestand der eigenen formenden Kraft zuzuschreiben ist, hervortreten zu lassen, die persönliche Sonderart in der Aufnahme des Fremden mit bewußtem Wollen zur Geltung zu bringen. Eine solche rückschauende Selbstprüfung hat also die Wirkung, daß die beiden Elemente der dereinst vollzogenen Synthese weiter auseinander-treten, deutlicher in ihrer unterscheidenden Besonderheit erkannt werden; d. h. also nichts anderes als: einerseits wird das von außen

herantretende Element historisch, d.h. eben als individuelle Erscheinung des geschichtlichen Prozesses erkannt, andererseits wird aber auch der eigene Geist in seiner Eigentümlichkeit, also letztlich auch „historisch“ kenntlich. Die Selbstzerlegung wird also zu einer Selbstbefreiung. Nicht wenige meinen ja freilich, am sichersten werde diese Selbstbefreiung erreicht, wenn man alle bewußte Pflege des antiken Erbes aufgebe. Das ist ein Wahn: von dem, was als Bestandteil unseres Wesens unsere Richtung mitbestimmt, ob wir es wollen oder nicht, können wir nicht dadurch uns lösen, daß wir es zu sehnen ablehnen, sondern dadurch, daß wir uns Art und Umfang seiner Einwirkung mit vollem Bewußtsein klarmachen. Nur in solcher Sonderung tritt deutlich hervor, was wahrhaft unser Eigenes ist. Es ist eine alte Erkenntnis, daß Individualität erst dann sich selbst erfaßt, wenn sie ihr eigenes Wesen an dem einer anderen mißt. Das würde auch an uns selbst dann sich bewähren, wenn die uns gegenübertretende Individualität eine solche wäre, die niemals zuvor in unseren Gesichtskreis getreten wäre. Wieviel tiefer aber muß vollends die klärende Wirkung einer solchen Gegenüberstellung gehen, wenn wir uns mit Bewußtsein von einer Individualität scheiden lernen, die längst in unser eigenes Leben eingewirkt hat. Denn dann ist es nicht ein von außen geschaffener, sondern ein von innen heraus entwickelter Gegensatz, in dem unsere unterscheidende Sonderart kenntlich wird.

Und doch ist wiederum eine Besinnung auf unser eigenes Selbst, die in dieser Form einer historischen Selbstzerlegung erfolgt, fern davon, zu einer Selbstverengerung zu führen, wie sie als Wirkung gewisser einflußreicher Bildungstendenzen nicht mit Unrecht befürchtet wird. Denn diese Selbstbesinnung wird ja erst möglich, weil wir uns schauend zu der Höhe eines Standpunktes zu erheben vermochten, von dem aus die Fülle nebengeordneter Wertverwirklichungen, die die Geschichte hervorbrachte, sichtbar wurde. So gewinnen wir in der historischen Auseinandersetzung mit der Antike jene Weite des Weltgefühls, die nicht, um die eigene Lebensnorm bejahen zu können, die anderen verneinen muß, hier gewinnen wir jene sichere Eingliederung in das historische Ganze, kraft deren wir uns in ihm nicht mehr einem verwirrenden Durcheinander des Sinn- und Regellosten wehrlos ausgeliefert fühlen, sondern einem Kosmos wertvoller Geistesgestalten eingeordnet wissen. Daß und wie sehr eine solche Aufgeschlossenheit des Mitfühlens und Verstehens gerade unserem Geschlechte not tut, damit das Nebeneinander-, ja Gegeneinanderleben der Menschen, Parteien,

Völker zu einem Zusammenleben werde, wurde uns ja schon oben klar.

So ist denn also unsere Auseinandersetzung mit der Antike weit mehr als eine theoretische Überschau: auch sie ist eine Synthese, denn ihr Ergebnis ist ein neues geistiges Gesamtgebilde, in dem die Grundelemente sich anders angeordnet und akzentuiert, die Grundkräfte sich neu orientiert haben. Eine in höherem Maße historische Betrachtung schließt also eine Synthese nicht aus; nur muß es freilich, dank der Art dieser Betrachtung, eine Synthese ganz anderer Art sein als die, die wir in früheren Epochen vollzogen haben. Aber das war ja auch von vornherein selbstverständlich: individuell, wie es jegliche historische Situation ist, muß auch die Form sein, in der wir uns mit der Antike ausgleichen.

Wert und Wirkung dieser Synthese beruht, wie wir sahen, vor allem darauf, daß die Antike historisch mit unserer gegenwärtigen Kulturwelt durch das Band des abendländischen Kulturkreises zusammengeschlossen ist. Aber sie ist nicht das einzige Kulturgebilde, mit dem wir aus diesem Grunde organisch verwachsen sind. Nicht wenige glauben sich bekanntlich eine nicht minder tiefgehende oder gar noch wirksamere geistige Klärung und Vertiefung von dem erziehlichen Einfluß anderer Teilgebiete der abendländischen Kultur versprechen zu können. Hier treten naturgemäß die englische und französische Geisteswelt in den Vordergrund. Nun ist es unbestreitbar, daß eine Reihe der Gründe, die für die Pflege der antiken Kultur sprachen, auch zugunsten dieser Kulturwelten geltend gemacht werden können: nicht nur, daß sie ebenfalls als Glieder desselben Kulturkreises uns nebengeordnet sind — es sind auch während unserer ganzen nationalen Geistesgeschichte zwischen ihnen und uns immer wieder die fruchtbarsten Wechselbeziehungen hin und her gegangen, die an unserem geistigen Wesen wirkungsvoll geformt haben. Zudem fällt zugunsten dieser Geisteswelten ein Gewicht in die Wagschale, das der Antike fehlt: die Beschäftigung mit ihnen verspricht nicht nur geistige Förderung, sondern auch einen ganz offenkundigen praktischen Nutzen, den die Antike als eine in ihrer Eigengestalt vergangene Welt uns versagen muß. Wenn wir also die Synthese mit der Antike ungeachtet dieses Abzugs nicht nur befürworten, sondern ihr auch vor anderen den Vorzug geben, so müssen wir zeigen, daß sie vor diesen ihrem Wesen nach Entscheidendes voraus hat.

Dies ließe sich nun zunächst dann dartun, wenn wir etwa die besonderen Eigentümlichkeiten in Bau und Gedankenform der klas-

sischen Sprachen und ihrem Verhältnis zu der unsrigen analysieren wollten, oder wenn wir den jenseits alles Flusses der Zeit stehenden sinnhaften Bestand, den ethischen, ästhetischen, weltanschaulichen Wertgehalt der Schöpfungen des antiken Geistes an und für sich abzuschätzen suchten. Indessen würden wir damit in einen Kreis von Erwägungen eintreten, die in keinem direkten Zusammenhang mit dem uns hier beschäftigenden Problem des geschichtlich-kulturellen Zusammenhanges stehen. Aber selbst wenn wir uns auf diesen beschränken, sind unschwer die besonderen Wertbeziehungen darzutun, die uns immer wieder gerade auf die Antike mehr als auf die anderen Gliedbildungen des abendländischen Kulturkreises hinweisen. Zunächst ein sozusagen quantitatives Moment. So schwer es ist, erfahrene geistige Einwirkungen nach ihrem Umfang vergleichend abzuschätzen, so dürfte doch die Behauptung nicht zu gewagt sein, daß abgesehen vom Christentum keine einzige geistige Macht in annähernd gleicher Ausdehnung die Grundlagen unseres geistigen Wesens entscheidend geformt hat wie die Antike. Zudem entspricht der Einwirkung in die Breite diejenige in die Tiefe. Das erklärt sich schon zur Genüge aus einem an sich äußerlichen Moment: die Berührung der mittelalterlichen Völker mit der Antike fand zu einer Zeit statt, da jene auf der Stufe der ersten geistigen Selbstentfaltung, also einer fast unbegrenzten inneren Bildsamkeit standen und da umgekehrt diese über einen nach allen Seiten hin durchgebildeten und in sich abgeschlossenen geistigen Besitz verfügte. Eben darum mußte ja jeder Schritt in die Welt des Geistes hinein unsere Vorfahren auch in den Bannkreis der Antike hinein führen; eben darum mußten die tiefsten Wurzeln unserer geistigen Existenz durchtränkt werden mit den Lebenssäften antiker Bildung. Die westeuropäischen Kulturen hingegen sind nicht vor uns gewachsen, sondern neben uns, ihre und unsere Entwicklung ging mehr oder minder in gleichem Schritt vorwärts; was sie uns gaben, konnte unser Schaffen anregen und bereichern, doch nie so sehr richtunggebend lenken, wie es die Antike in unserer Jugendzeit getan hatte. Und weiterhin: auch diese westeuropäischen Kulturen sind nicht ursprüngliche, sondern abgeleitete Kulturen gleich der unseren; sie sind aus dem Mutterboden derselben Antike hervorgewachsen, die uns Nahrung gab; auch ihre geistigen Schöpfungen weisen durch sich selbst letztlich auf die Antike zurück. Wenn die Selbstbesinnung einer reifen Kultur sich nicht eher Genüge getan hat, als bis sie die Wurzeln ihres geistigen Werdens bloßgelegt, die ursprüngliche Eigengestalt ihres geistigen Besitzes geschaut hat,

dann muß immer wieder unsere Rückwanderung bis zu der Stelle vorzudringen suchen, an der die ewigen Aufgaben des Forschens, Schauens und Gestaltens wirklich voraussetzungslos, mit keinem anderen Werkzeug als dem der eingeborenen Schöpferkraft in Angriff genommen worden sind. Dies aber ist innerhalb unseres Kulturkreises nur an einer einzigen Stelle geschehen, geschehen kraft einer geistigen Urzeugung, die dem Wesen der Sache nach sich innerhalb dieses Kreises nicht wiederholen konnte. Deshalb trachte unser auch um seine geistige Zukunft ringendes Geschlecht, gerade wenn es seines eigenen Wesens in bewußter Selbsterfassung sicher sein will, ewig der Geistesmacht nahe zu bleiben, ohne die es niemals wäre, was es ist.¹⁾

Indem wir aber das letzte Ziel und den tiefsten Sinn dieser Versenkung in eine längst entschwundene Zeit nicht in dieser selbst, sondern in der lebendigen Gegenwart finden, die unserem Schauen und Schaffen Spielraum, Stoff und Aufgabe ist, gewahren wir abermals das Walten jenes seltsamen Wechselspiels zwischen Vergangenen und Gegenwärtigem, in dem sich uns immer wieder die Seele aller historischen Welterfassung offenbarte. Die Vergangenheit vermögen wir verstehend zu deuten, weil und soweit aus ihren Gründen Geisteskräfte in unsere lebendige Gegenwart emporgestiegen sind; in diesem unserem gegenwärtigen Leben aber tun sich unserem Blick geheimnisvolle Tiefen auf, wenn wir inne werden, wie wir als Träger seines geistigen Gehalts gleichsam ins Unergründliche einer niemals von uns abzulösenden Vergangenheit hinabreichen. Und weil wir so in unserem Inneren Gewordenes und Werdendes, das Heute und das Ehedem in ungeschiedener Einheit lebend und wirkend wissen, fühlen wir uns ahnend als Glieder in einem geistigen Reich, in dem alles das, was unser Denken zerlegend sondern muß, um seiner im Erkennen Herr zu werden, zur ursprünglichen Einheit des Seins zurückkehrt.

1) Vgl. II. Anhang „Von der Kunst des Verstehens.“

I. ANHANG

GESCHICHTSUNTERRICHT UND SPRACHUNTERRICHT

Allgemeine geistige und pädagogische Strömungen der jüngsten Zeit wie auch das große Erlebnis der Gegenwart haben zusammengewirkt, den Geschichtsunterricht zum Gegenstand zahlreicher Reformvorschläge zu machen. Ihnen allen ist die Grundanschauung gemeinsam, daß seine Methode verbessert, seine Stundenzahl vermehrt, sein Bildungswert höher eingeschätzt werden müsse. Die Neuverteilung von Zeit und Kraft aber, die die Durchführung solcher Forderungen nötig machen würde, soll nach immer nachdrücklicher geäußerten Wünschen den Unterricht in den fremden Sprachen, zumal den in den alten, aus seiner bevorzugten Stellung verdrängen. In solchem Sinne werden immer wieder historischer und sprachlicher Unterricht gegeneinander abgeschätzt, häufig mit dem Ergebnis, daß, was dieser erreichen wolle, von jenem noch wirksamer und an einem gehaltvolleren Stoff geleistet werden könne. Ein derartiger kritischer Vergleich kann für die verglichenen Objekte wertvolle Einsichten abwerfen: vorausgesetzt freilich, daß die richtigen Maßstäbe angelegt und, einmal angelegt, beibehalten werden. Diese Bedingung ist, soweit meine Kenntnis dieser Reformliteratur reicht¹⁾, entweder nicht oder nur sehr unvollkommen erfüllt. Immer wieder findet man zwei Betrachtungsweisen ineinandergewirrt, die wegen der Verschiedenheit der Gesichtspunkte klar gesondert werden müssen. Man kann die beiden Fächer bzw. Fachgruppen gegeneinander abwägen im Hinblick auf den Stoff, den sie behandeln, seinen in der Sache liegenden Wert, seine Bedeutung, sein Interesse; man kann andererseits die Denkopoperationen, die an diesem

1) Die immer mehr anschwellende Literatur ganz durchzuarbeiten war unmöglich. Glücklicherweise ist in jüngster Zeit ein vortreffliches Buch erschienen, das in seinen Vorschlägen für Auswahl und Verteilung des Stoffs den höchsten Stand darstellt, den nach der Lage der historischen Wissenschaft und der pädagogischen Praxis der Geschichtsunterricht zur Zeit erreichen kann: F. Friedrich, Stoffe und Probleme des Geschichtsunterrichts². Leipzig 1920. Ihm werde ich einige Beispiele entnehmen. Bei der Übereinstimmung in allen Fragen, die den Stoff angehen, wird der Unterschied in der Beurteilung des Faches um so klarer hervortreten.

Stoff geübt werden, nach ihrer geistbildenden Kraft gegeneinander abschätzen; aber man kann nicht ein Werturteil, das sich auf den Stoff bezieht, gegen ein anderes ausspielen, das die Denkfunktionen zum Gegenstand hat, ohne das Ergebnis des Vergleichs völlig wertlos zu machen. Steht die Frage zur Verhandlung, welche Fächer die höhere Schule in den Mittelpunkt ihrer Arbeit stellen soll, um an ihren Aufgaben geistige Kräfte zu entwickeln und die Geister zu scheiden, dann können nicht scharf genug die geistigen Energien, die die fraglichen Fächer in Tätigkeit setzen, von ihren Gegenständen losgelöst werden.

Die hiermit bezeichnete Aufgabe zu lösen kann nicht schwer fallen, seitdem die Entwicklung des kulturphilosophischen und methodologischen Denkens immer tiefer in die Probleme hineingeführt hat, die durch die Formen und Leistungen des geisteswissenschaftlichen, zumal des historischen Denkens gestellt sind. Jede wirklich in die Tiefe gehende Methodik der kulturwissenschaftlichen Unterrichtsfächer wird sich nicht damit begnügen können, aus den Einzelerfahrungen unterrichtlicher Tätigkeit Behauptungen und Bewertungen abzuleiten, sondern wird bis auf die Prinzipien zurückgehen müssen, die in einer das Letzte aufklärenden, also einer philosophischen Betrachtung erarbeitet sind.

Ausgehen freilich möchte auch ich von zwei Erfahrungstaten, die jedem Geschichtslehrer geläufig sind, gerade dem am meisten, der am dringendsten sein Fach zu vertiefen und zu bereichern bestrebt ist: einmal das Gefühl der Unzulänglichkeit, das oft auch die gewissenhafteste Vorbereitung auf den Unterricht zurückläßt¹⁾ — ein Bewußtsein, das keinem anderen Fach gegenüber auch nur in annähernder Schärfe aufzutreten pflegt —, andererseits die Beobachtung, wie oft gerade die „interessantesten“ Geschichtsstunden die Lernenden nicht anders als rein rezeptiv an der Denkarbeit teilnehmen lassen. Einer der Gründe, die beide Erscheinungen erklären, liegt klar zutage. Ein Lehrer, dessen Unterricht die gesamte Geschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart umfaßt, kann von dem Wissen, in das er die Schüler einführt, nur einen kleinen Bruchteil derart sich selbst erarbeiten, daß er den Weg, auf dem das menschliche Erkennen zu diesem Wissen gelangt ist, noch einmal nachginge. Er wird darauf angewiesen sein, über weiteste Strecken hin sich den Führern anzuvertrauen, die das wissenschaftliche Gesamturteil der Zeit und allenfalls ein eigenes instink-

1) Friedrich S. 26.

tives Gefühl für die geistige Bedeutung bestimmter Geschichtsauffassungen und -darstellungen als maßgebend anerkennt. Ist aber schon der Lehrer gezwungen, den größeren Teil des Gedankenstoffs in fertiger Form mehr oder minder ungeprüft hinzunehmen, so wird bei Übermittlung dieses Stoffs an die Schüler das geistige Verhältnis zu ihm in demselben Maße ungünstiger, wie der Umfang des selbständig zu durcharbeitenden Teilgebietes sich abermals verkleinert. Wer dieser Unvollkommenheit durch methodische Künste abhelfen zu können meint, übersieht, daß sie mit dem eigentlichen Bildungsziel, das der Geschichtsunterricht verfolgt, unlöslich verbunden ist. Es gibt nämlich kein zweites Fach, dessen Bildungszweck so unmittelbar und zwingend über das Quantum des zu behandelnden Stoffes entschiede. Bestimmte Probleme und Problemgruppen aus dem gesamten Stoff einer Wissenschaft derart herauszuheben, daß sie in ihrer ganzen Tiefe bis auf die letzten Erkenntnisgründe hin durchgearbeitet werden, dieses der wissenschaftlichen Forschung selbstverständliche Verfahren vermögen die anderen Fächer nachzubilden, aber dem geschichtlichen Unterricht ist es versagt. Soll er innerhalb des Ganzen der Bildung seine Stelle ausfüllen, so muß er dem Lernenden ein Bild der gesamten Entwicklung mindestens unseres abendländischen Völkerkreises von dem Altertum bis zur Gegenwart, sei es auch in groben Zügen gehalten, übermitteln. Er mag noch so viele Einzelheiten, die entbehrlich erscheinen, opfern, der Umfang des Gebietes, das er überschauen muß, wird dadurch nicht kleiner, weil jene Einzelheiten dann doch irgendwie in umfassenderen historischen Abstraktionen enthalten sind. Er mag noch so sehr einzelne besonders wertvolle Entwicklungsreihen, gewisse besonders bedeutsame Epochen zu tiefergehender Behandlung herausheben, irgendwie müssen sie doch wieder jenem großen Lebenszug eingegliedert werden, ohne dessen Kenntnis sie zusammenhanglose Fragmente bleiben. So wird der Geschichtsunterricht durch sein eigenes Bildungsziel vor die Aufgabe gestellt, in einer gewissen ideellen Vollständigkeit ein weites Gebiet menschlichen Erkennens zu überschauen, von dem selbst der Forscher nur ein Teilgebiet als Erkennender sich erobern kann.¹⁾ Hier liegt der tiefste

1) Was das für den Unterricht bedeutet, mache man sich an dem Gegenstück, dem mathematischen Unterricht, klar, für den der Umfang des zu gewinnenden Wissens nicht a priori feststeht, sondern ganz selbsttätig durch die Grenzen, bis zu denen das Erkennen der Schüler vordringt, bestimmt wird. Oder man frage sich, in welchem Maße die Weglassung der römischen Kaiserzeit den Geschichtsunterricht, die Weg-

Grund für die alte Not aller Geschichtslehrer und -lehrpläne: die Schwierigkeit der Stoffbewältigung, an der dies Fach schwerer trägt als irgendein anderes und die keine Stundenvermehrung ganz aus der Welt schaffen wird.

Immerhin bleiben wir, solange wir jene Schwäche des geschichtlichen Unterrichts nur aus dem Quantum seines Stoffes herleiten, noch an der Außenseite des Problems; in seinen Kern dringen wir erst dann vor, wenn wir die eigentümliche Qualität dieses Stoffes und die Besonderheit des ihm zugewandten Erkennens ins Auge fassen. Daß der Stoff der Geschichte, das Einmalige, Unwiederholbare, das Individuelle in weitestem Sinne, das auch die Individualität der Gemeinschaften, Epochen, Kräfte, Tendenzen usw. einbegreift, nicht in dem Sinne gefunden werden kann, wie ein mathematischer Satz, die Ursache einer beobachteten Naturerscheinung, der Sinn eines fremdsprachlichen Textes, das begründet den so wesentlich reproduktiven Charakter des Geschichtsunterrichts. Naturgemäß hat sich immer wieder die Methodik um ein Unterrichtsverfahren bemüht, das trotzdem die Lernenden zu selbständiger Denktätigkeit veranlaßt. Den bekannten hierauf zielenden Vorschlägen gegenüber haben wir zu fragen einmal, ob die mit ihnen empfohlene Denktätigkeit die historische ist, zum anderen, in welchem Maße sie geistbildend wirkt.

Zunächst hat man gemeint, das historische Bild im Unterricht selbst aus den Quellen aufbauen zu können. Die Ausführungen Friedrichs¹⁾ machen den nochmaligen Hinweis überflüssig, daß diese Vorschläge das rechte Augenmaß für das geistige Können der Lernenden und für die notwendigen Voraussetzungen historischer Quellenforschung vermissen lassen und fernerhin die erste Pflicht des historischen Unterrichts, die Überschau über die Gesamtentwicklung, aus den Augen verlieren. Mit Recht haben maßvolle Vertreter des Gedankens den Quellen im Geschichtsunterricht nur die Aufgabe zuweisen wollen, irgendwelche historischen Vorgänge oder Zustände zu veranschaulichen. Kann man aber diese Art von Quellenbenutzung noch eine Übung im historischen Denken nennen? Sie verlangt von dem Schüler, daß er sich mit lebendiger Phantasie in die Darstellung der Quelle einlebe, verlangt von ihm dieselbe geistige Tätigkeit, die bei Aufnahme einer dichterischen Schöpfung sich ganz gleichartig, nur meist lebhafter, reicher und tiefer ent-

lassung der analytischen Geometrie den mathematischen Unterricht in seinem Bildungszweck schädigen würde.

1) S. 25, 35.

faltet, weshalb denn auch manchmal historische Romane den hier erstrebten Zweck erheblich besser erfüllen denn historische Quellen. Dagegen das Verhältnis des Quellenberichtes zum wirklichen Verlauf der Ereignisse, dieses Kernproblem der historischen Quellenbenutzung, bleibt außer Frage, kann ja auch nur auf Grund umfassender Quellenbeherrschung behandelt werden.

Nun wird aber weiterhin eingewandt, daß die Ergründung des konkreten Einzelverlaufs aus den Quellen nur die erste Stufe historischen Erkennens sei, daß dieses Rohmaterial erst zusammengefaßt, geordnet, innerlich verbunden werden müsse, damit das historische Erkenntnisbild entstehe. Gesteht man also auch zu, daß das eigentliche Tatsachenmaterial dem Lernenden im wesentlichen fertig vorgelegt werden müsse, so meint man ihn anleiten zu können, mit dem gegebenen Stoff zu „operieren“, kausale Zusammenhänge aufzudecken, historische Kräfte festzustellen, parallele Entwicklungstendenzen nachzuweisen, historische Gesetze abzuleiten — kurz, man meint ihn zum „historisch-genetischen Denken“, wie der bedenklich mehrdeutige Ausdruck der Methodik lautet, erziehen zu können. Eben dieser geistige Prozeß der Formung ist es, den die Erkenntnistheorie zu analysieren unternahm, nachdem er von Forschenden, Lehrenden und Lernenden wie etwas, was um seiner Selbstverständlichkeit willen nicht geprüft zu werden braucht, unzählige Male vollzogen bzw. in seinen Ergebnissen anerkannt worden war. Geschichte ist nicht, wie der „naive Realismus“ meint, eine mechanische Wiederholung, genaue Abspiegelung oder nur quantitative Zusammendrängung der gelebten Wirklichkeit. Diese ist als solche ein schlechthin unübersehbares Gewirr unzähliger Einzelvorgänge, deren Totalität keiner Wissenschaft faßbar ist. Aus dieser Vielheit liest das historische Erkennen von seinen Gesichtspunkten aus gewisse Elemente aus und setzt aus ihnen durch Anwendung seiner Kategorien das Erkenntnisbild zusammen. Wenn die historische Forschung Typen, einheitliche Gruppen engeren und weiteren Umfangs als Subjekte des Geschehens, Kräfte, Entwicklungstendenzen, Gesetze feststellte, so schreibt sie damit nicht etwa die Wirklichkeit, wie sie war, ab, sondern faßt das unzähligen Einzelvorgängen dieser Wirklichkeit Gemeinsame, soweit es unter gewählten Gesichtspunkt fällt, in „historischen Begriffen“ zusammen. Damit werden eine Reihe von Begriffsschichten geschaffen, deren Abstand von der gelebten Wirklichkeit entsprechend dem die Auswahl bestimmenden Prinzip sehr verschieden groß ist; wie denn z. B. die Erkenntnis eines komplexen Vorgangs,

etwa des Untergangs der antiken Welt, eine viel weitergreifende Sammlung, Sichtung und begriffliche Klärung der realen Einzeltvorgänge verlangt, als die Erkenntnis eines konkreten Einzelgeschehnisses, etwa der Ermordung Cäsars. Die historische Wahrheit dieser neuen Welt von Begriffen beruht nicht darin, daß sie die gelebte Wirklichkeit einfach wiederholte, sondern darin, daß sie aus dem in der erreichbaren Vollständigkeit zusammengetragenen Stoff dieser Wirklichkeit durch methodische Betätigung der historischen Denkformen aufgebaut ist. Wer ist also befähigt, diese Formung des Rohmaterials vorzunehmen oder, falls die Wissenschaft sie schon vollzogen hat, den Erkenntnisvorgang noch einmal in sich zu wiederholen? Derjenige, der die lückenlose Kenntnis der Einzellelemente, aus denen das historische Objekt sich zusammensetzt, verbindet mit der intuitiven Fähigkeit, das ihnen gemeinsame historisch Wesentliche herauszulösen und in den historischen Begriff zu bannen. Je unvollständiger die Kenntnis des exakten Einzelmateri als ist, desto mehr verwandelt sich das Operieren in jenen Begriffsschichten aus einer methodisch ausgeübten Kunst in ein ungezüg eltes Spiel mit luftigen Hypothesen: aus vorschnell verallgemeinerten, oberflächlich vereinfachten, unkritisch ergänzten und willkürlich verknüpften Teilerkenntnissen wird ein Gesamtbild zusammengesetzt, das durch seine innere Geschlossenheit historisches Leben vortäuscht, während es in der Tat Konstruktion der Phantasie ist. An Beispielen ist weder in der wissenschaftlichen noch in der pädagogischen Geschichtsliteratur Mangel.

Die Folgerungen für den geschichtlichen Unterricht ergeben sich von selbst. Das historische Erkenntnisbild formen zu helfen, dürfen die Schüler nur in dem Maße veranlaßt werden, wie ihnen das Rohmaterial der ermittelten Einzelemente zu begrifflicher Verarbeitung vorgelegt werden kann. Fordert aber der zu bildende historische Begriff als Unterlage ein Material, das zu kompliziert, vieldeutig oder weitschichtig ist, um von den Lernenden quantitativ und qualitativ bewältigt werden zu können, dann können diese nicht sorgfältig genug vor dem Operieren in der entsprechenden Begriffsschicht bewahrt werden, wenn man sie nicht, statt zu historischem Denken, zum unhistorischen Phantasieren erziehen will. In solchen Fällen machen gerade pädagogische Gründe es dem Unterricht zur Pflicht, den Schülern den geschichtlichen Zusammenhang so, wie ihn das „historisch-genetische Denken“ der Berufenen durch seine Begriffe zu deuten versucht hat, darzulegen. Es ist meines Erachtens eine Selbsttäuschung, wenn man meint, in solchen ge-

schichtlichen Zusammenhängen die Schüler etwas „finden“ lassen zu können. In Wahrheit legt der Lehrer alsdann das Erkenntnis-material bereits in einer begrifflichen Fassung und Anordnung vor, die das abschließende Urteil dem Schüler ohne sonderliche Geistesarbeit zufallen läßt. Mit jener Forderung wird unausweichlich der Lernende mit der Ausübung historischen Erkennens in diejenigen Begriffsschichten zurückgewiesen, die den realen Einzelvorgängen am nächsten liegen, d. h. auf einen verhältnismäßig kleinen und sachlich minder wertvollen Teil des historischen Gesamtbildes.¹⁾

Freilich geht die methodische Literatur durchgängig von der Grundanschauung als von einer nicht des Beweises bedürfenden Selbstverständlichkeit aus, auch an fertig vorgelegtem historischem Wissen werde das historische Denken derart geschult, daß es, wenn gewisse Zusammenhänge, Kräfte, Tendenzen in einem oder mehreren Fällen dargelegt seien, in einem neuen Falle ihr Wirken selbständig zu erkennen vermöge. Welcher Art ist denn die Funktion, die der Geist vollzieht, wenn er fertig zubereitetes, geordnetes, innerlich verbundenes historisches Wissen hinnimmt?²⁾ Er nimmt zunächst rein passiv von den ihm mitgeteilten Tatsachen Kenntnis; er bemüht sich fernerhin, den ihm dargelegten inneren Zusammenhang der Tatsachen zu verstehen, d. h. in diesem Falle: als sinnvoll und folgerichtig zu begreifen. Dies ist ein Prozeß innerer Nachbildung, zu dem der Geist dadurch befähigt wird, daß er kraft innerer und äußerer Erfahrung des eigenen Lebens bestimmte allgemeine Vorstellungen von menschlichem Wesen, Tun und Lassen, von den Grundformen, in denen das Verhalten des Einzelnen und der Gemeinschaften sich bewegt, gewonnen hat, an denen er nun bewußt oder unbewußt den ihm mitgeteilten Zusammenhang historischer Handlungen und Zustände mißt. Unter Umständen klärt sich diese Leistung des Denkens so weit, daß der fragliche Zusammenhang bewußt und absichtsvoll im Hinblick auf seine innere Widerspruchslosigkeit, seine Denkbarkeit geprüft wird. Aber selbst wenn die hier in Frage stehende geistige Arbeit dieses Maximum von

1) Wem dies zu ungünstig geurteilt scheint, der nehme als beliebig herausgegriffenes Beispiel die 12 Entwicklungsreihen, in die Friedrich (S. 159—167) die Geschichte des Mittelalters, wenn sie in den Oberklassen behandelt wird, zu zerlegen empfiehlt. Jeder einzelne dieser Zusammenhänge faßt einen Komplex von Einzeltatsachen in großen Zügen zusammen, der unmöglich im Unterricht vorgelegt und verarbeitet werden kann.

2) Vgl. zum folgenden: „Das historische Verstehen.“ Vergangenheit und Gegenwart. Bd. X, 1920, S. 145.

begrifflicher Klarheit und Bewußtheit erreicht — selbst dann ist sie kein Akt des geschichtlichen Erkennens. Das wird schon darin kenntlich, daß der gleiche geistige Prozeß gegenüber jedem beliebigen, ganz oder teilweise fingierten, historisch erweislich falschen Zusammenhang von Ereignissen ohne die geringste funktionelle Verschiedenheit verläuft. Die rein erfundenen Kausalzusammenhänge dichterischer Schöpfungen, die Mischung von Dichtung und Wahrheit, die historische Romane und Dramen als geschlossene Kausalzusammenhänge entwickeln, die durch die Forschung als irrig erwiesenen Zusammenhänge, die von gewissen Geschichtsauffassungen konstruiert worden sind, endlich die von der Wissenschaft allgemein als historisch anerkannten Zusammenhänge — sie alle verlangen von dem, der sie denkt, nur die Fähigkeit, behauptete kausale Verbindungen als möglich, als vorstellbar, als dem allgemeinen Verlauf menschlicher Dinge nicht widerstreitend zu empfinden und zu beurteilen. Wie ganz anders geartet ist aber die Leistung, in der historisches Erkennen sich vollzieht! Es bildet nicht einen bereits gegebenen Zusammenhang innerlich nach, es prüft nicht einen solchen auf seine Denkbarekeit hin, sondern es stellt selbst diesen Zusammenhang erst aus dem fragmentarischen, zerstreuten Stoff der Wirklichkeit, den es sich erobert hat, durch seine begrifflichen Verknüpfungen her: es nimmt nicht hin, sondern baut auf. Gerade diese aktive geistige Funktion aber, die recht eigentlich die bewegende Kraft des historischen Erkennens bildet, ist grundsätzlich verschieden von dem oben analysierten Prozeß einer inneren Nachbildung und Nachprüfung.¹⁾ Man mag diesen letzteren so oft vollzogen haben, wie man will, die Kräfte, deren die erstere bedarf, werden dabei unerprobt bleiben. — Und ferner: ob in einem Ereigniskomplex eine bereits mehrfach festgestellte historische Kraft abermals wirkt, das vermag in jedem neuen Falle nur exakte Erforschung der Einzelvorgänge zu erkennen. Immer wieder ist „historische Kraft“ nicht ein Bestandteil der Wirklichkeit, der aus ihr von dem Erkennen nur abgelesen zu werden brauchte, sondern das Produkt eines Abstraktionsvorgangs.²⁾ Dieser muß also vor jedem neuen

1) Es ist z. B. etwas ganz und gar anderes, wenn ein Forscher den Zusammenhang zwischen kalvinistischer Ethik und dem Geist des Kapitalismus aufweist, und wenn ein Leser seiner Werke an der Hand der von ihm verknüpften Daten diesen Zusammenhang nachdenkt.

2) Beispiel sei etwa der Drang der Völker nach politischer Freiheit. Dieser historische Begriff faßt die mannigfach abgetönten Willensantriebe unzähliger Individuen, aus denen die Wirklichkeit bestand, vereinfachend

historischen Objekt aufs neue in Angriff genommen werden, immer wieder mit Hilfe jener aufbauenden Geisteskräfte, ohne die es kein Erkennen gibt.

Diese Erwägungen machen deutlich, daß unter der in der Methodik des Geschichtsunterrichts so beliebten Bezeichnung „historisch-genetisches Denken“ sich nichts Geringeres verbirgt, als eine Vermengung zweier verschiedener Denkprozesse, durch die das Grundproblem bis zur Unkenntlichkeit verwischt wird. Was sie so nennt, das ist in den meisten Fällen nicht ein Erkennen der Genesis durch historisches Denken, sondern ein Nachdenken der bereits erkannten, ein geistiger Vorgang, dem der spezifische Charakter des historischen Erkennens abgeht.

So vertieft die Analyse des historischen Erkennens die oben gewonnene Einsicht: dem größten Teil seines Stoffes gegenüber gestattet der Geschichtsunterricht dem Lernenden und — gestehen wir es nur ein — in weitem Umfang auch dem Lehrenden nur ein rezeptives geistiges Verhalten, das als solches eine Betätigung der produktiven Erkenntniskräfte ausschließt.¹⁾ Nur die aus pädagogischen Wünschen hervorgewachsene und aus pädagogischen Gründen bekämpfte Selbsttäuschung, als ob die historischen Erkenntnisse in der Tätigkeit des Unterrichts „herausgearbeitet“ werden könnten, hindert die Methodik zu erkennen, daß jene Unvollkommenheit nicht auf zu verbessernden Mängeln der Methode, nicht auf der Unzulänglichkeit der Stundenzahl beruht, sondern notwendig mit dem Quantum des Stoffs, seiner Qualität und der Eigenart des ihn formenden Denkens gegeben ist. Oder soll etwa der Geschichtsunterricht den Fächern, die selbst suchen und finden lehren, sich ebenbürtig zur Seite stellen, indem er seine Hauptaufgabe in denjenigen historischen Synthesen sucht, die er in wirklich aufbauender Arbeit selbst zu schaffen imstande ist? Damit würde er nicht nur

zusammen. Ob und wie diese Kraft sich äußert, muß bei jedem Volk von neuem durch exakte Tatsachenforschung festgestellt werden, denn sie ist in sehr verschiedenen Formen aufgetreten und manchmal, auch wo die äußeren Bedingungen dazu hätten Anlaß geben können, nicht wirksam geworden. Der Schüler erkennt also weder, daß sie wirkt, noch wie sie wirkt, sondern höchstens, daß in verschiedenen ihm dargelegten Fällen dieselbe Kraft wirkt, was keine spezifisch historische und eine recht untergeordnete geistige Leistung ist.

1) Auch qualitativ bildet der mathematische Unterricht den Gegenpol. Er nimmt, gleich der Wissenschaft, nichts als gegeben an denn die Axiome und läßt den Schüler den Erkenntnisgang der Forschung lückenlos wiederholen.

inhaltlich ungeheuer verarmen, sondern sich auch sein Bildungsziel völlig unerreichbar machen. Gerade weil die Geschichte im letzten Grunde immer wieder die große Lebenseinheit unseres Kulturkreises ergründen will, muß auch der Unterricht in der Geschichte es als seine höchste Aufgabe ansehen, die lebendigen Beziehungen zwischen den Menschheitsgruppen, Ereigniskomplexen, Kulturleistungen darzulegen, in denen diese Einheit sich verwirklicht. Vollends die innerliche Verbindung zwischen dem Leben unserer Gegenwart und der Vergangenheit, aus der es hervorgewachsen ist, ohne welche die Geschichte eine Sammlung von Antiquitäten bleiben würde, diese Verbindung, in der ebensosehr die Geschichtsphilosophie eine metaphysische Grundvoraussetzung aller historischen Wissenschaft wie die Pädagogik den letzten Sinn aller geschichtlichen Unterweisung erkennt, sie kann eben nur mit Hilfe jener großen Synthesen des historischen Erkennens hergestellt werden. Aber freilich, was der Geschichtsunterricht geben kann, das wird stets nur ein Überblick in großen Zügen, eine Ausschau in ein weites Land sein, von dem in selbständiger Erkenntnisarbeit sich ein Stück zu erobern der späteren Entwicklung der Lernenden überlassen bleiben muß.

*

Die Denkfunktionen, die der fremdsprachliche Unterricht in Tätigkeit setzt, ähnlich zu prüfen ist insofern schwieriger, als diese nicht einheitlicher Art sind. Zwar hat dieser Unterricht in erster Linie es mit solchen Gegenständen zu tun, die eine historische Betrachtung fordern: mit der Sprache, der kulturellen Gesamtleistung einer historischen Kollektivwesenheit, mit den literarischen Schöpfungen, den Werken historischer Einzelindividuen.¹⁾ Aber diese Gegenstände gestatten nicht nur, sondern verlangen auch andere Weisen der Betrachtung, ja, der historischen Behandlung werden diese Gebilde erst dann zugänglich, wenn andere Formen denkender Bearbeitung bereits ihr Werk getan haben. Erst wenn der eigentüm-

1) Natürlich ist hier nicht die Betrachtung literarischer Schöpfungen gemeint, die bestimmte historische Tatsachen aus ihrem Inhalt entnehmen will. Werden sie in diesem Sinne als „historische Quellen“ behandelt, so sind sie nur Mittel zum Zweck. Ist der Tatbestand, den sie melden, festgestellt, so werden sie selbst gewissermaßen überflüssig und aus dem Aufbau des historischen Bildes ausgeschaltet. Wird dagegen ein Schriftwerk als literarische Schöpfung betrachtet, so ist eben dieses mit seinem Ineinander von Gedankengehalt, Sprach- und Kunstform Objekt.

liche Sinn und Aufbau der Sprache rein in sich, erst wenn der Inhalt der Literaturwerke als solcher erfaßt ist, kann die geschichtliche Interpretation der fraglichen Schöpfungen einsetzen — ganz zu schweigen davon, daß diese Gehalte durchweg den Geist auf Erlebnisse und Bewertungen anderer Art — etwa ethische, ästhetische, religiöse — hinführen.

Nun aber steht es so, daß das, womit die Gegenstände dieses Unterrichts über die rein historische Interessensphäre hinausgehen, gerade den besonderen Wert begründet, der ihnen für die Schulung auch des historischen Erkennens zukommt. Das lehrt eindringlich die Beschäftigung mit der fremden Sprache als solcher. Im allgemeinen ist das historische Erkennen seinen Objekten gegenüber nur in der Rolle des Schauenden; es findet sich einer Reihe von Taten, Leistungen, Äußerungen, Werken gegenüber, in und aus denen es den Geist zu ergreifen gilt, der sie schuf. Die Sprache dagegen fordert eine geistige Bewältigung, die weit mehr ist als ein Schauen: sie wird von dem, der sie sich zu eigen macht, nicht nur als Gesamtheit von Erscheinungen von außen gedeutet, sondern auch als ein Inbegriff anzuwendender Mittel von innen her sozusagen nochmals erlebt. Wer zu einem gegebenen Gedanken seinen Ausdruck in einer ihm fremden Sprache sucht, der muß, wenn auch langsamer und mühseliger, geistig denselben Weg gehen, wie derjenige, zu dessen unmittelbarem Lebensausdruck diese Sprache gehörte.¹⁾ Es gibt kein weiteres Objekt historischen Erkennens, das diese Art von Einleben im vollsten Sinne des Wortes gestattete. Die übrigen seelischen Inhalte historischer Individuen noch einmal als eigene zu erleben ist unmöglich, denn jeder Versuch des Nacherlebens beruht nicht nur auf einer künstlichen Umstellung, sondern ist auch stets, mag er noch so gut gelingen, von dem Bewußtsein begleitet, daß es die vergangenen seelischen Inhalte anderer sind, die rekonstruiert werden. Die Sprache dagegen wird für den, der sie versteht und handhabt, noch einmal lebendige Gegenwart. Der in ihr niedergelegte sinnhafte Gehalt vermählt sich als solcher, nicht erst vermittelt durch deutende Interpretation, mit seiner geistigen Existenz. Eben diese Nähe, dieses Einswerden mit dem inneren Leben des auffassenden Subjekts begründet den Vor-

1) Natürlich kann nur dann der Sprachunterricht die Lernenden dazu führen, sich derart in die Fremdsprache einzuleben, wenn er von einer gewissen Stufe an nicht Worte mit Worten vertauschen, sondern Gedanken sprachlich formen lehrt. — Vgl. hierzu Cauer, *Grammatica militans*³ 1912. S. 32.

zug, der den fraglichen Gebilden für die Schulung auch des historischen Denkens zukommt. Das wird offenbar, sobald wir an den fremdsprachlichen Unterricht dieselbe Frage stellen, wie oben an den geschichtlichen. Besteht im Geschichtsunterricht, wie wir sahen, die Schwierigkeit in dem Abstand der historischen Begriffsbildungen von der gelebten Wirklichkeit, so ist im Sprachunterricht die Sprache, bevor und während sie Gegenstand der historischen Begriffsbildung wird, selbst gelebte Wirklichkeit. Sie ist es ausschließlich, wenn zu einem gegebenen Gedanken der fremdsprachliche Ausdruck gesucht wird; sie ist es in einer eigentümlichen Mischung mit historischen Denkfunktionen, wenn von einem gegebenen fremdsprachlichen Text auf die seelische Verfassung des Autors, von dem Ganzen der Sprache auf den Geist der sprachschaffenden Gemeinschaft zurückgegangen wird. Das Denken geht im ersten Fall den Weg, der den Autor von dem vorschwebenden Gedanken zum gesuchten sprachlichen Ausdruck führte, noch einmal, nur in umgekehrter Richtung. Soweit es sich hier von rein logisch-sachlichen Erwägungen leiten läßt, ist die Sphäre des Historischen noch nicht betreten. Sobald aber psychologische Erwägungen mitzusprechen beginnen, setzt das historische Denken ein, weil hier das Gegebene in Beziehung gesetzt wird zu der Individualität des Autors bzw. der ihn einschließenden Kollektivindividualität, von deren Gesamtleben sein Denken und Sprechen ein Teil ist. In unmerklichen Übergängen wird das Denken aus dem unmittelbaren Erleben des Wortsinnes hinübergeleitet in diejenige historische Begriffsschicht, die diesem Erleben die denkbar nächste ist: gilt es doch, einen seelischen Inhalt einer historischen Individualität zu begreifen nicht aus ihren Handlungen, die oft in ihrem Tatbestand unsicher sind und meist mehrfache psychologische Deutungen zulassen, sondern aus der Form, in der sie selbst diesen Inhalt ausgeprägt hat. Es ist die erste Stufe historischen Begreifens, in die die Betrachtung des literarischen Werks damit eintritt. Wenn dann weiterhin der Unterricht jenen Inhalt mit anderen Selbstbezeugungen des gleichen Autors verbindet und zum Ganzen seines literarischen Schaffens ergänzt, wenn er dieses Ganze mit den ermittelten Tatsachen seines Lebens in Beziehung setzt und damit ein Gesamtbild der Persönlichkeit herstellt, wenn er die literarische Schöpfung nach Form und Inhalt, die Individualität des Schöpfers und die Sprache, die ihm die Mittel des Ausdrucks gab, in den Zusammenhang der Umwelt einreicht, aus der sie hervorstach, und endlich diese wiederum in der großen geistigen Entwicklung unseres Kulturkreises an ihre

Stelle setzt — dann steigt Stufe für Stufe das Denken in immer höhere Schichten der historischen Begriffsbildung empor. Je höher es sich erhebt, je umfassender die zu bildenden Abstraktionen werden, desto mehr muß natürlich das Erkenntnismaterial, von dem ausgegangen wurde, durch fertig hinzugebrachten Wissensstoff ergänzt werden; aber einmal hat hiermit der Lernende den ganzen Weg vom konkreten Einzelfall bis zur höchsten Abstraktion, wenn auch mit stufenweise sich verstärkender Unterstützung, selbst durchgemessen, und vor allem verweilt der Sprachunterricht um seiner eigenen Bildungszwecke willen ganz vorzugsweise innerhalb derjenigen Begriffssphären, die der erlebten Wirklichkeit am nächsten stehen. Innerhalb dieser Schichten aber erzieht er die Lernenden in der Tat zu einem historisch-genetischen Denken, das aus dem Stoff der Wirklichkeit, die selbst im sprachlichen Verstehen erst erobert werden mußte, ein kleines Stück jener Welt historischer Begriffe selbsttätig erbaut. Alle die Mühseligkeiten des Sprachunterrichts, die den unbewußten Stimmungsuntergrund für manche grolende Verurteilung geschaffen haben, sind der Preis, den er für dieses völlige Einleben in das historische Objekt zahlt, wie umgekehrt der Geschichtsunterricht die relative Glätte seines Verfahrens, die ihn manchem empfiehlt, mit dem weitgehenden Verzicht auf geistige Spontaneität erkaufte.

*

So läßt uns der Vergleich der fraglichen Fächer nach Form und Inhalt erkennen, daß beide nicht, wie im Eifer des Grenzstreits manchmal behauptet wird, sich in irgendeinem Stück ersetzen können, sondern im Verhältnis notwendiger Ergänzung stehen, daß überhaupt nicht beliebige Willkür der Lehreinrichtungen, sondern der innere Zwang der Erkenntnisforderungen über ihre Bestimmung und Abgrenzung zu entscheiden hat. Indem die Geistesbildung das Ziel hat, die beiden Grundformen menschlichen Erkennens, die naturwissenschaftliche und die historische, ausüben zu lehren, zerlegt sich ihre Aufgabe gegenüber der letzteren wiederum in ein Doppeltes. Sie muß auf der einen Seite den Stoff dieses Erkennens in seinem äußeren Umfang vorführen, sie muß andererseits in die Form dieses Erkennens einführen. Dem ersten Zweck dient der Geschichtsunterricht: um der Größe seines Stoffes willen kann er nicht mehr geben als einen Überschlagn über die Totalität seines Inhalts, ein Schema, dem alles historische Einzelwissen an seiner Stelle sich einordnen kann, das späteren Ausbau und Umgestaltung im

einzelnen auf Grund vertiefter Einsichten gestattet. Dem zweiten Zweck dient der Sprachunterricht: er hebt aus dem Gesamtverlauf, wie ihn der Geschichtsunterricht darstellt, bestimmte Einzelobjekte heraus, deren Verhältnis zu den Kategorien des historischen Erkennens besonders günstig ist, und läßt sie zu Erkenntnissen werden durch Anwendung der Denkfunktionen, die jenen Gesamtzusammenhang zustande bringen. Daß und in welchem Sinn der Geschichtsunterricht um seines Inhalts willen ein notwendiges Glied in dem organischen Ganzen geistiger Bildung ist, haben also auch unsere erkenntnistheoretischen Betrachtungen bewiesen. Wer aber den Geschichtsunterricht um der durch ihn geübten Denkopoperationen willen in den Mittelpunkt der Schulbildung rücken und zu seinen Gunsten den Sprachunterricht zurückdrängen will, der verkennt, daß den Geist bildet nicht wer ihn wissen, sondern wer ihn erkennen lehrt.

II. ANHANG

VON DER KUNST DES VERSTEHENS¹⁾

Wer immer sich um die Zukunft unseres tiefgebeugten Volkes sorgt, der weiß, daß nur eins uns frommen kann: geistige Kraft — nicht allein um unserer innerlichen Selbstbehauptung willen, sondern auch deshalb, weil ohne sie kein Weg uns aus den Tiefen unsäglicher Not wieder aufwärts führen kann. Darum ruft alles nach dem „neuen Geist“, nach dem Idealismus, der die sühnende und läuternde Kraft unseres Lebens werden soll. An Idealismus, den der Markt anpreist, ist ja kein Mangel: in allen Gestalten und Fassungen, kosmopolitisch und national, religiös und sozial, ethisch und ästhetisch bietet er sich an. Wollten die Freunde des humanistischen Gymnasiums, ihre Sache zu empfehlen, den Idealismus rühmen, der aus der Beschäftigung mit der Antike erblühe — sie würden schwerlich gegen so vielfachen Wettbewerb aufkommen. Man sollte aber auch wirklich nachgerade aufhören, für einen bestimmten Unterrichtsstoff das Monopol des Idealismus in Anspruch zu nehmen. Gegen solchen Anspruch werden immer die recht behalten, die einwenden, daß der rechte Mann durch jeden Stoff hindurch Idealismus wecken könne. Zum mindesten aber werden dem werbenden Eifer, der das Schwergewicht auf diese Seite der Sache verlegt, stets und unausbleiblich andere Bildungsgüter entgegengehalten werden, denen der gleiche Wertcharakter ebenso apodiktisch beigelegt wird.

Begeben wir uns dann freilich hinüber auf die Seite der rein intellektuellen Bildungsvorgänge, um an ihnen den besonderen Wert der klassischen Studien darzutun, so wird man uns erwidern, daß uns mit Verstandeskultur nicht gedient sei. Nicht Schärfe des Denkens, sondern sittliche Kraft sei das, was uns not tue. Nun sind wir zwar der Meinung, daß die sittliche Kräftigung, die von einem Unterrichtsfach ausgeht, nicht voll ermessen werden kann, wenn man die Willensanspannung außer acht läßt, die im Dienste der von ihm gestellten Erkenntnisaufgaben aufgeboten werden muß, daß

1) Abgedruckt aus dem Sammelbande „Das Gymnasium und die neue Zeit“. Leipzig 1919. S. 70.

also die besonderen Denkleistungen, die der Umgang mit den klassischen Sprachen unausgesetzt verlangt, auch unter die Fragestellung fallen, von der wir ausgingen. Aber der Vorwurf des „Intellektualismus“ wird doch wohl auch diese Beweisführung ihrer Wirkungskraft berauben.

Damit scheint für den, der für das bedrohte Recht der humanistischen Bildung eintreten möchte, eine hoffnungslose Lage geschaffen. Das Privilegium des Idealismus will man der Sache, die er vertritt, nicht lassen, die intellektuellen Bildungswerte, die ihr innewohnen, nicht in Rechnung setzen — woher soll er die Beglaubigung nehmen, die jene rettet? Vielleicht erwächst sie ihm aus einem Gebiete, das, zwischen Verstandesbildung und Charakterbildung in der Mitte liegend, an beiden Anteil hat.

Für den Erfolg aller Unterrichtsgegenstände, die nicht lediglich gedächtnismäßig angeeignet werden, pflegen wir es als ausschlaggebend anzusehen, ob der Schüler sie „verstanden“ habe. Ein mathematischer Beweis, die Erklärung eines Naturvorganges, die Darlegung einer geschichtlichen Entwicklung, ein fremdsprachlicher Text, ein Kunstwerk — sie alle haben, dessen sind wir sicher, erst dann ihre Wirkung auf den zu bildenden Geist getan, wenn sie verstanden sind. Über die Eigenart der geistigen Leistung, die dies Wort bezeichnet, glaubt kaum einer, der es gebraucht, im unklaren zu sein. Geht man den Vorstellungen nach, die sich mit ihm verbinden, so wird man zumeist nicht mehr finden als den vagen Begriff einer gewissen, über die mechanische Aneignung hinausgehenden geistigen Aktivität, die sich in das Innere des fraglichen Objektes einarbeitet. Eine bestimmtere Festlegung wird durch den Umstand erschwert, daß ein und dasselbe Wort das geistige Verhalten gegenüber einer so großen Mannigfaltigkeit von Objekten bezeichnen soll. In der Tat ist diese Weite des Wortgebrauches geeignet, wesentliche Unterschiede der jeweils zu vollziehenden geistigen Operationen zu verhüllen, Unterschiede, auf die gerade um der uns hier beschäftigenden Bildungsfragen willen alles ankommt. Wer einen mathematischen Beweis versteht, der vollzieht einen logisch in sich geschlossenen Gedankengang von strengster Gesetzmäßigkeit und führt damit eine geistige Operation aus, die, wann immer und in wem immer sie vor sich gehen mag, stets den gleichen durch die Sache vorgeschriebenen Gang nimmt. Ob ein Anfänger oder ein Meister, ein antiker oder ein moderner Mensch, ein Deutscher oder ein Japaner ihn denkt — stets hat der Prozeß des Verstehens den gleichen Verlauf. So hat im Bereich des mathematischen Denkens kraft der

in ihm waltenden unabänderlichen Gesetzlichkeit der Begriff des Verstehens einen völlig eindeutigen Sinn. Nun aber auf der anderen Seite: „*Aliter pueri legunt Terentium, aliter Grotius.*“ Derselbe Abschnitt eines Literaturwerkes — wie anders lesen ihn der Knabe und der gereifte Mann, der Phantasiereiche und der Nüchterne, der Schwärmer und der Realpolitiker, der Sohn des 15. und der des 20. Jahrhunderts! Wie haben die verschiedenen Epochen der menschlichen Geistesgeschichte Homer und Platon, das Alte und das Neue Testament, Augustin und Dante, Shakespeare und Goethe so ganz verschieden verstanden! Ja, wie verschieden verstehen sie Söhne derselben Epoche, desselben Volkes! In dieser Gegenüberstellung tut sich die tiefe Kluft auf zwischen einem Verstehen, dessen Objekte die gesetzliche Ordnung der äußeren Wirklichkeit ist, und einem Verstehen, das ein Seelisches zum Gegenstande hat. Jenes kommt nur dadurch zum Ziel, daß der Geist alles Individuelle, alle seelische Bewegtheit des Ich ausschaltet und sich durch einen Akt des Willens zum reinen Instrument des abstrakten Denkens entpersönlicht; dieses leistet dadurch sein Höchstes, daß es im Mitfühlen und Miterleben alle Kraft der Innerlichkeit aufbietet und ins Spiel treten läßt. Jenes ist stets und überall das gleiche, dieses stets und überall ein anderes. Gesetz und Seele — zwischen diesen beiden Polen liegen alle Gegenstände, die wir zu verstehen suchen, alle, die zu verstehen wir den Zögling anleiten wollen. In der Mitte zwischen ihnen, zwar der Seele entsprungen, aber in Gesetzlichkeit gebunden, Persönliches zu Unpersönlichem objektivierend, Unpersönliches durch Persönliches beseelend, liegt die Sprache. Wer ein sprachlich Formuliertes versteht, der faßt zunächst den reinen Wortlaut auf, den Sachgehalt, den die Worte an sich bezeichnen — und sofern dieser Wortlaut und dieser Sachgehalt durch die allgemeine Bedeutung der Worte, die allgemeine Gesetzlichkeit der Sprache bestimmt sind, erfaßt er ein in seiner Allgemeingültigkeit Unpersönliches. Aber dabei pflegt der Prozeß des Verstehens nicht stehen-zubleiben: hinter dem Wort steht der Gedanke, den das Wort nie ausschöpft, hinter dem Gedanken der ganze Mensch, der sich in ihn hineingibt; und diesen ganzen Menschen in seiner bewegten Innerlichkeit gilt es nun weiterhin zu „verstehen“. Hier aber ist die abstrakte Sachlichkeit des logischen Denkens machtlos: hier muß die seelische Totalität des Verstehenden, die durch Scheidungen wie Intellekt und Charakter, Denken und Fühlen nur zerstückelt wird, ihr Bestes aufbieten, damit das Vernommene oder Gelesene sich von innen heraus mit Leben erfülle, transparent werde. Darum

wird, wo immer ein Seelisches verstanden werden soll, durch eine Scheidung von „verstandesbildenden“ und „charakterbildenden“ Unterrichtsgegenständen der Sachverhalt verhüllt. Verstehen reiner Gesetzmäßigkeit ist rationale Leistung, Verstehen lebendiger Individualität ist spontane Betätigung des Ichs, die sich bis zu ahnender Divination und künstlerischer Gestaltung zu steigern vermag. Hier liegt die Bedeutung des sprachlichen Unterrichts. Ein fremdsprachlicher Text verlangt, um wirklich erfaßt zu werden, eine ganze Skala von Leistungen des Verstehens, anhebend mit dem mehr oder minder intellektuellen Verstehen des „bloßen“ Wortlautes und sich steigend bis zum Mitschwingen der ganzen Seele, die sich von verwandtem seelischem Leben ergriffen fühlt. Genau so weit wird jeder, der das Literaturwerk zu verstehen sucht, sich innerlich mitgerissen fühlen, wie er eben als Mensch mitzugehen imstande ist. Der eine hört bloße Worte, der andere wird zum Nachsinnen angeregt, des dritten Phantasie füllt sich mit bunten Bildern, der vierte wird in den Tiefen des sittlichen Empfindens erregt. Welch buntes Vielerlei von seelischem Erleben stellt doch das Verstehen desselben Literaturwerkes durch eine Vielheit von Lernenden dar!

Nun wohl, erwidert man, mag die literarische Schöpfung immerhin so vielfachen Widerhall zu wecken imstande sein — warum müssen es aber fremdsprachliche Literaturwerke, warum gar altsprachliche sein? Was brauchen wir, denen die eigene Literatur herrlichste Geistesoffenbarungen in Überfülle zur Verfügung stellt, bei fremden Kulturen und Literaturen Anleihen zu machen, wenn es unsere Jugend zu bilden gilt?

Darauf ist erstlich zu erwidern, daß beim Verstehen muttersprachlicher Literaturschöpfungen das unterste, wahrhaftig nicht unwesentliche Glied auf jener Skala in Wegfall kommt. Gerade dadurch, daß sie nicht in der eigenen Muttersprache verfaßt sind, locken fremdsprachliche Literaturschöpfungen bestimmte Leistungen hervor, von denen die Lektüre muttersprachlicher Werke entbindet. Gerade in diesen Leistungen aber erblicken wir ein durch nichts zu ersetzendes Kernstück der geistigen Zucht, deren der heranwachsende Geist auch im Zeitalter der Freiheit bedarf. Die Früchte, die er brechen soll, dürfen ihm nicht zu nahe sein, damit das Bemühen um ihren Gewinn seine Kraft stähle. Auch dies ist nicht etwa nur im Hinblick auf die intellektuelle Leistung des Übersetzens gesagt. Auch an dieser Stelle wird bemerklich, wie sehr der Sachverhalt durch jene Abtrennung des intellektuellen Moments verfälscht wird. Der Abstand zwischen dem Verstehenden und seinem Gegenstand,

den wir aus pädagogischen Gründen für wünschenswert halten, ist keineswegs nur ein Abstand der sprachlichen Form.

Wirkliches Verstehen hat seine segenvollste Wirkung darin, daß es die Seele der Enge und Beschränktheit des Denkens und Fühlens enthebt, die mit den Naturgrundlagen des Lebens gegeben sind. Denn nicht anders kann ihr Blick frei werden für die Fülle von Gestalten, die sich der Geist gegeben hat, als indem sie, die eng umgrenzte Ichheit mit ihrem beschränkten Sinnen und Trachten vergessend, sich in fremdes Leben miterlebend hineinversetzt. Gerade wenn es ihr gelingt, solche Selbstentäußerung zu üben, gerade dann weitet sie sich innerlich aus zum „schaffenden Spiegel“ des geistigen Universums. Für Art und Maß dieser Selbsterhöhung aber ist natürlich nichts so wesentlich wie die Spannweite des Abstandes, den zu überwinden dem verstehenden Geist gelingt. An nahverwandtem Leben sich zu entzünden, mag reichen seelischen Gewinn verheißen — denjenigen, den wir hier suchen, bringt es nicht. Wiederum darf aber auch das geistige Gebilde, um dessen Verständnis wir werben, uns nicht so fern sein, daß keine Brücken zu ihm hinüber geschlagen werden können — es würde ein fruchtloses Bemühen sein, sich ihm nähern zu wollen. Fremd und vertraut in einem, so muß das Geistesgut geartet sein, in dessen Bewältigung das Verstehen sein Höchstes leistet.

Und eben in solcher Gestalt, uns ferne und nahe zugleich, so steht uns die Antike gegenüber. Diejenigen, die sie künstlich allzusehr unserer eigenen Welt angleichen wollen, verkennen, daß solches Bemühen ihren pädagogischen Wert nicht zu heben, sondern abzuschwächen geeignet ist. Daß aber dieses Verhältnis gerade zwischen der Antike und uns obwaltet, das ist nichts weniger als Zufall, sondern in der Fügung des welthistorischen Verlaufes begründet. In der großen Gemeinschaft des Geistes, die den Wunderbau der europäischen Kultur errichtet hat, haben die Alten die Fundamente gelegt — wir sind im Verein mit den anderen abendländischen Völkern, auch mitten im brudermörderischen Kampf, daran, die Mauern höher und höher hinaufzuführen. So trennt sie und uns der weiteste Abstand innerhalb des Gesamtprozesses — der Abstand des schöpferischen Willens der Jugend, der aus dem Nichts seine Gestalten hervorruft, und der ausbauenden Energie des späten Schaffens, das ein überreiches Erbe zu verwalten und zu mehren berufen ist. Darum fühlen wir, wenn unser Blick sich der geistigen Welt der Antike zuwendet, daß dort Kräfte anderer Art am Werke sind, unbekümmerter, zwiespaltloser und zielsicherer als unser Den-

ken und Handeln es sein kann. Und doch fühlen wir wiederum, daß von dieser Welt des ungehemmten Schaffens ein Lebensstrom bis zu uns hinübergeflutet ist, daß wir in dieser strahlenden Jugend ein Stück von uns selbst grüßen. Fremd und vertraut zugleich — so tritt uns in der Tat das geistige Erbe des Altertums entgegen. Wenn die antiken Sprachen in ihren Bildungen und Fügungen die Mitte halten zwischen einer Angleichung an die unsere, die mechanische Umsetzung gestattete, und einer Verschiedenheit, die den Übergang unmöglich machen würde, so spiegelt sich darin das ungewöhnlich glückliche Verhältnis wider, das die Bewegung der abendländischen Kultur zwischen uns und der Antike hergestellt hat, ein Verhältnis, in dem auch alle Bedeutung ruht, die ihr für unsere Wesensbildung zukommt.

Wiederum hält man uns entgegen, daß der Deutsche, von Natur geneigt, dem Fremden anzuhängen, nicht auch noch dazu angeleitet werden dürfe, sich im Nichtdeutschen zu verlieren; habe er doch schon viel zu viel des Fremden „verstanden“. Als ob die würdevoll und charakterlose Anbetung des Ausländischen in solchen Dingen, die mit Geist und Kultur nicht von ferne zusammenhängen, irgend etwas gemeinsam hätte mit jenem Hinausgreifen der Seele über ihre naturgesetzten Grenzen, in dem sie nicht sich selbst preisgibt, sondern im tiefsten Sinne sich selbst erfüllt, sich selbst verstehen lernt! Als ob die willige Anerkennung individueller Geistesgestalten nicht die Anerkennung der eigenen unveräußerlichen Art in sich schlosse! Möge man doch endlich aufhören, internationale Talmikultur mit echter Geistesgemeinschaft gleichzusetzen.

Denjenigen, die von der Beschäftigung mit modernen Fremdsprachen nicht nur ein Mehr an praktischer Förderung, sondern auch gleichen, wenn nicht größeren Gewinn in der von uns betrachteten Richtung erhoffen, geben unsere Ausführungen über den inneren Abstand zwischen Verstehendem und zu Verstehendem einen Teil der Antwort. Zudem denkt aber auch der überzeugungstreueste Humanist nicht daran, die Gesamtheit oder auch nur den größten Teil der Bildungsuchenden und Bildungsfähigen den Weg durch die Antike führen zu wollen. Im Gegenteil, wer als echter Humanist den ganzen Reichtum menschlichen Erlebens in den Gesamtprozeß der Bildung hineingeleitet sehen möchte, der muß es schon aus inneren Gründen ablehnen, daß in der Symphonie des abendländischen Kulturschaffens irgendeine Stimme übertönt oder gar unterdrückt werde. Was aber demnach den Töchtern, den modernen Kulturen, recht ist, das ist der Mutter, der Antike, billig.

Es hieße den Vollklang jener Symphonie unwiederbringlich zerstören, wollte man in unserem Bildungsleben die Antike so zum Verstummen bringen, wie es die pädagogische Umsturzbewegung erstrebt. Aus dem chaotischen Zustande, in dem sich mit dem ganzen Dasein auch unser geistiges Leben befindet, führt nicht der radikale Entschluß heraus, das Gewesene zu zertrümmern und ganz von vorne zu beginnen. Was mit allen Fibern unserer Seele verwachsen ist, das tilgen wir nicht aus, indem wir es zu sehen ablehnen. Innere Freiheit bedeutet für eine ausgereifte Kultur nach Art der unseren nicht den Bruch mit der Vergangenheit, sondern eine Selbstvergewisserung, die den Geist zur Klarheit über sich selbst, sein Werden und sein Sein, sein Vermögen und seine Schranken, kommen läßt. Solche Selbstbefreiung machen wir selbst uns unmöglich, wenn wir die Schätze einer Vergangenheit verschütten, die in uns lebt und ewig leben wird.

Von Prof. Dr. Th. Litt sind erschienen:

Individuum und Gemeinschaft. Grundlegung der Kulturphilosophie. 2., völlig neu bearb. Aufl. Geh. M. 7.—, geb. M. 8,80

Die Neuauflage von „Individuum und Gemeinschaft“ stellt ein völlig neues Buch dar. Gestützt auf eine erkenntnistheoretische Klärung der sozial- und kulturphilosophischen Grundbegriffe arbeitet sie die Grundlinien einer Metaphysik des Geistes heraus, die das Fundament nicht nur aller Geisteswissenschaften sondern auch der ethisch-normativen Disziplinen bildet.

Erkenntnis und Leben. Untersuchungen über Gliederung, Methoden und Beruf der Wissenschaft. Kart. M. 3,60, geb. M. 4,20

„Theodor Litt gebietet über eine ganz eigene, tiefbohrende und doch wieder fließende, immer dem Gegenstande angemessene Darstellungsgabe. Wer sich seiner Leitung anvertraut und mit ihm vom Außen ins Innerste, von dem frei zutage Liegenden bis in letzte Tiefen vor- dringt, der wird zuletzt mehr mitbringen, als die Einsicht in geisteswissenschaftliche Probleme und selbst in das Problem der Geisteswissenschaften. Der wird eine innerliche Klärung und Stählung verspüren, wie sie nur ein echter Psychagogos zu gewähren vermag.“ (Neue Jahrbücher für das klass. Altertum, Geschichte u. dtsch. Lit. u. f. Pädagogik.)

Die Philosophie der Gegenwart u. ihr Einfluß auf das Bildungsideal. In Büttgen geh. M. 2,20, geb. M. 3,20

Von den lebendigen Wechselbeziehungen zwischen Pädagogik und Philosophie ausgehend, zeigt Litt mit seinem sicheren Blick für werdende Entwicklungen, daß in der philosophischen wie pädagogischen Ideenbewegung die Zeit der Zersplitterung durch eine solche der gedank- lichen Konzentration abgelöst zu werden beginnt, wie allmählich die Abkehr von romantischer Selbstzerfaserung und die Hinwendung zu sachlichen Aufgaben erfolgt. Den philosophischen Ausdruck dieser Sammlung findet er in einer auf phänomenalogischer Grundlage erneuerten Dialektik des Geistes und weist in der pädagogischen Reformbewegung Ansätze zu einer ent- sprechenden Selbstbesinnung nach. Den Abschluß bildet die Darlegung des Zusammenhanges der Ideenbewegung mit der äußeren und inneren Lage des deutschen Volkes.

Wilh. Diltheys gesammelte Schriften. Bd. I: Einleitung in die Geistes- wissenschaften. 2. Aufl. Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—, in Halbd. M. 20.— Bd. II: Weltanschauung u. Analyse des Menschen seit Renaissance u. Reformation. Abhandl. zur Geschichte der Philos. u. Religion. 3. Aufl. Geh. M. 12.—, geb. M. 14.— in Halbd. M. 22.— Bd. IV: Die Jugendgeschichte Hegels und andere Abhand- lungen zur Entwicklung des deutschen Idealismus. Geh. M. 13.—, geb. M. 15.—, in Halbd. M. 24.— Bd. V u. VI: Die geistige Welt. Einleitung in die Philosophie des Lebens. Bd. V (1. Hälfte): Abhandl. zur Grundleg. der Geisteswissenschaften. Geh. M. 12.—, geb. M. 14.—, in Halbd. M. 22.— Bd. VI (2. Hälfte): Abhandl. zur Poetik, Ethik und Pädagogik. Geh. M. 7.—, geb. M. 9.—, in Halbd. M. 16.—

In Vorb.: Band III: Studien zur Geschichte des deutschen Geistes. Band VII: Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften. Band VIII: Philo- sophie der Philosophie. Abhandlungen zur Weltanschauungslehre.

„Aus allen Arbeiten leuchtet hervor, was W. Dilthey mit Meisterhand geübt hat: aus den toten Zeugnissen der Vergangenheit Menschen und Zeiten neues Leben einzuhauchen, so daß sie als leibhaftige Wesen uns gegenübertreten.“ (Münchener Neueste Nachrichten.)

Theorie des objektiven Geistes. Eine Einleitung in die Kulturphilosophie. Von Prof. Dr. H. Freyer. Kart. M. 2.—

„Man muß das inhaltreiche und fesselnde Buch selbst lesen, um sich von der Fülle von Anregungen, die es vermittelt, ein Bild zu machen. Neben den Arbeiten von Jonas Cohn, Adolf Dyroff, Karl Joel, Max Scheler, Georg Mehlis u. a. wird es als Zeuge eines hohen Idealismus seinen selbständigen Platz behaupten.“ (Deutsche Revue.)

Probleme der Sozialphilosophie. Von Prof. Dr. R. Michels. Geb. M. 4.—

„Dieser Band ist imstande, der Betrachtung unseres sozialen und politischen Lebens und der Betätigung in ihm neue, allgemeine, von parteipolitischen Engherzigkeit freie Gesichtspunkte und damit ein Gut zu geben, an dem keineswegs Überfluß herrscht.“ (Straßb. Post.)

Ethik als Kritik der Weltgeschichte. Von Dr. A. Görland. Geb. M. 7,80

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Weltgeschichtliche Entwicklungslinien vom 19. zum 20. Jahrh. in Kultur und Politik. Von Studienrat Dr. H. Preller. (ANuG Bd. 734.) Geb. M. 1.60

Beantwortet die Frage: „Wo stehen wir?“ in weltgeschichtlicher Einstellung durch Entwicklung der das 19. Jahrhundert beherrschenden Strömungen und Bewegungen auf geistigem, wirtschaftlichem, sozialem und insbesondere auch politischem Gebiete aus den Tendenzen der Aufklärung und zeigt so, wie unsere Gegenwart, weit entfernt, durch Bruch mit der Vergangenheit entstanden zu sein, vielmehr Ergebnis einer organischen, in sich geschlossenen Entwicklung ist und weist zugleich von einer ausgesprochenen Lebensbejahung beherrscht, nicht prophezeiend, aber fordernd in die Zukunft.

Geschichtsphilosophie. Von Prof. Dr. O. Braun. In 1 Bände mit: Grundzüge der hist. Methode. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Meister. 3. Aufl. Kart. M. 2.—

Staatsanschauungen. Quellenstücke zur Geschichte des Staatsgedankens zusammengestellt von Prof. Dr. P. Rühlmann. 2., umgest. Aufl. Kart. M. 1.50

Die Auswahl bringt die wichtigsten Quellenstücke über die Staatsauffassungen der Antike des Mittelalters und der Neuzeit. In der zweiten Auflage sind die katholischen und sozialistischen Staatsanschauungen stärker berücksichtigt, die jüngste Vergangenheit bis zur Gegenwart ist ganz umgestaltet.

Hegel und der nationale Machtstaatsgedanke. Als Beitrag zur politischen Geistesgesch. Von Privatdoz. Dr. H. Heller. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Zeigt, daß die vielberufenen „imperialistischen“ Gedanken Treitschkes und seiner Zeit auf keinen Geringeren als Hegel zurückgehen, und weist dessen nachhaltigen Einfluß nicht nur auf die bedeutendsten Publizisten, Historiker und Juristen nach, sondern auch die unmittelbare Verbindung der Hegelschen Philosophie mit der Gedankenwelt des preußisch-deutschen Militärs und mit der nächsten Umgebung des großen Kanzlers.

Der Einzelne und sein Staat. Von Privatdozent Dr. jur. et phil. W. Schulze-Sölde. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

Der Verfasser stellt auf streng philosophischer Grundlage, aber in allgemeinverständlicher Form über „das Gesetz des Einzelnen“, „das Schaffen für den Staat“, „das Wesen des Staates“, „die Möglichkeit des Staates“, „Erziehung und Recht“, „Recht und Macht“ tiefeschürfende Untersuchungen an.

Die bewegendsten Kräfte in der deutschen Volksgeschichte. Ein Beitr. zur polit. Soziologie. Von Prof. Dr. C. Brinkmann. Kart. M. 1.20

„In dieser höchst anregenden und geistvollen Schrift gelingt es dem Verfasser, manche Vorgänge der deutschen Geschichte in völlig neue Beleuchtung zu rücken, bisher wenig beachtete Zusammenhänge aufzudecken und künftigen Forschungen wichtige Anregungen zu bieten.“ (Göttinger Zeitung.)

Deutschland in den weltpolitischen Wandlungen des letzten Jahrhunderts. Von Prof. Dr. F. Schnabel. Mit 16 Bildern. [Erscheint Anfang 1925.]

Eine kurz gefaßte und doch lebendig und fesselnd geschriebene Darstellung der deutschen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, in den Zusammenhang des weltgeschichtlichen Verlaufs gestellt, gesehen von einem Deutschen mit warmem Herzen für sein Volk, aber auch mit unbeirrbar klarem Auge für Schwächen und Fehler, geschrieben mit voller wissenschaftlicher Beherrschung des Stoffes, aber in weiser Beschränkung auf das Wesentliche mit überlegtem, aber entschiedenem Urteil.

1789—1919. Eine Einführung in die Geschichte der neuesten Zeit. Von Prof. Dr. F. Schnabel. Kart. M. 3.—, geb. M. 4.—

Ein Bild des Werdeganges des deutschen Volkes im Rahmen der weltgeschichtlichen Entwicklung der letzten 130 Jahre in seiner erschütternden Tragik — eindrucksvoll durch die Art der Darstellung, die, auf jede Rhetorik verzichtend, die großen Entwicklungslinien und Zusammenhänge heraushebt.

Stoffe u. Probleme des Geschichtsunterrichts an höheren Schulen. Von Prof. Dr. Fr. Friedrich. 2., vollst. umg. u. erw. Aufl. Geh. M. 8.—, Geb. M. 11.60

„Das Buch ist mit meisterhafter Beherrschung nicht bloß des geschichtlichen Stoffes, sondern auch der Anforderungen der verschiedenen Schulgattungen und -stufen auf Grund reichster Erfahrung geschrieben. Jeder, der Geschichtsunterricht zu erteilen hat, sollte sich in das Buch vertiefen zu eignem und des Unterrichts Vorteil.“ (Südwestdeutsche Schulblätter.)

Verlag von B.G. Teubner in Leipzig und Berlin

Allgemeine Geschichte der Philosophie. (D. Kult. d. Geg. hrsg. v. Prof. P. Hinneberg. Teil I, Abt. V.) 2., verm. u. verb. Aufl. 2. Abdr. Geb. M. 25.—

Inhalt: Einleitung. Die Anfänge der Philosophie und die Philosophie der primitiven Völker: W. Wundt. A. Die orientalische (ostasiatische) Philosophie. I. Die indische Philosophie: H. Oldenberg. II. Die chinesische Philosophie: W. Grube. III. Die japanische Philosophie: T. Inouye. — B. Die europäische Philosophie (und die islam. jüd. Philosophie des Mittelalters). I. Die europäische Philosophie des Altertums: H. v. Arnim. II. Die patristische Philosophie: C. Baumeister. III. Die islamische und die jüdische Philosophie des Mittelalters: J. Goldziher. IV. Die christliche Philosophie des Mittelalters: C. Baumeister. V. Die neuere Philosophie: W. Windelband.

Systematische Philosophie. (Die Kult. d. Gegenw., hrsg. v. Prof. P. Hinneberg. Teil I, Abt. VI.) 3. Aufl. 2. Abdr. Geb. M. 16.—, in Halbleder M. 20.—

Inhalt: Allgemeines. Das Wesen der Philosophie: W. Dilthey. Die einzelnen Teilgebiete. I. Logik und Erkenntnistheorie: A. Riehl. II. Metaphysik: W. Wundt. III. Psychologie: H. Ebbinghaus. IV. Philosophie der Geschichte: R. Eucken. V. Ethik: B. Bauch. VI. Pädagogik: Th. Litt. VII. Ästhetik: M. Geiger. VIII. Die philosophischen Strömungen der Gegenwart: Th. K. Oesterreich.

„Die Hervorhebung des Wesentlichen, die Reife des Urteils, das Fernhalten alles Schulmäßigen und Pedantischen, die Klarheit und Sorgfalt des sprachlichen Ausdrucks — dies alles drückt den einzelnen Abhandlungen den Stempel des Klassizismus auf.“ (Jahrb. d. Philosophie.)

Wissenschaftliche Grundfragen. Philosoph. Abhandl. in Gemeinschaft mit B. Bauch, Jena, J. Binder, Göttingen, O. Bumke, München, E. Cassirer, Hamburg, G. Herbig, München, R. Holtzmann, Halle a. S., E. Kallius, Heidelberg, A. Kneser, Breslau u. C. Schaefer, Marburg, hrsg. von Prof. Dr. R. Hönlwald in Breslau.

Heft 1: Das Naturgesetz. Ein Beitrag zur Philosophie der exakten Wissenschaften von Prof. Dr. B. Bauch. Geb. M. 2.80. Heft 2: Über die Entwicklung der Begriffe des Raums und der Zeit und ihre Beziehungen zum Relativitätsprinzip. Von Prof. Dr. J. A. Schouten. Geb. M. 2.40. In Verb. bzw. u. d. Pr.: Kulturbegriff und Geschichtswissenschaft. Von Privatdozent Dr. R. Koebner. Die logische Natur des Rechtssatzes. Von Prof. Dr. W. Schönfeld. Das Problem der Deszendenztheorie. Von Prof. Dr. S. Tschulok. Ferner sind unter der Leitung von Prof. G. Herbig eine Reihe von Abhandlungen sprachphilosophischer Richtung, Texte und Probleme in Aussicht genommen.

Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Von Geh. Rat Prof. Dr. A. Riehl. 6. Aufl. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—

„...So steigt ein Stück geistiger Menschheitsgeschichte in seinen wesentlichen Umrissen vor herauf, und indem wir uns um die Sache bemühen, lernen wir große Menschen kennen, die für uns gelebt haben und uns einladen, mit ihnen zu leben.“ (Tägliche Rundschau.)

Einführung in das philosophische Denken für Anfänger und Alleinerlernende. Von Prof. D. W. Bruhn. Geb. M. 3.—

Das Buch stellt sich die Aufgabe, nicht so sehr die Philosophie, sondern das Philosophieren zu lehren, den Leser hineinwachsen zu lassen in die philosophische Problemstellung, ihn anzuleiten, aus geschichtlichem Anschauungsstoff die daraus zu gewinnende Erkenntnis selbst zu erarbeiten.

Philosophisches Wörterbuch. Von Studienrat Dr. P. Thormeyer. 3. Aufl. (Teubners kleine Fachwörterbücher. Band 4.) Geb. M. 4.—

Sachliche, sprachliche und geschichtliche Erklärung aller wichtigen philosophischen Fachausdrücke nebst deren häufigeren Verbindungen und Zusammensetzungen sowie Darstellung der Hauptlehren der bedeutenderen Philosophen.

Weltanschauung. Ein Führer für Suchende. Von Geh. Reg.- u. Ministerialrat Dr. H. Richert. Geh. M. 2.60, geb. M. 4.—

Ein Einblick in Urgrund, Gestaltungen, Methoden und Typen der philosophischen Weltanschauungsformen und Wertmaßstäbe als Wegweiser für die denkende Jugend zur Gewinnung eigener Weltanschauung.

„Ausgehend von der heutigen Weltanschauungsnot läßt R. zunächst aus den verschiedenen Lebensbereichen unabwiesbare Fragen erwachsen und skizziert, wie sich Weltanschauung als Kunst, Religion und Philosophie ausdrückt; an klassischen Beispielen aus der Geschichte der Philosophie illustriert er die verschiedenen Methoden philosophischer Weltanschauung, deren Grundformen er im Anschluß an W. Diltheys Typen überschaut. ... Dieser reiche Gehalt wird in so schöner Form dargeboten, daß diesem anregenden Führer eine ansehnliche Gefolgschaft nicht versagt bleiben kann.“ (Pädagogische Warte.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Der gegenwärtige Stand der Geisteswissenschaften u. die Schule.

Von Prof. Dr. E. Spranger. Kart. M. 1.—

Einem neuen Zeitalter des „Humanismus“, wie es sich vor allem in der Sehnsucht der Jugend nach einer Wiedergeburt des Menschen ankündigt, will der Verfasser die Wege bereiten helfen, indem er zeigt, wie in allen gegenwärtigen Geisteswissenschaften das Hauptinteresse auf die Formen und Gestalten des Menschentums gerichtet ist. Werden in einem einleitenden „Aufruf an die Philologie“ die Vertreter dieser Wissenschaft an ihre eigentümlichen humanistischen Aufgaben erinnert, so werden andererseits die Aufgaben der Schule aufgezeigt, die sich auf dieser Grundlage ergeben.

Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung. Unter Mitwirkung namhafter Fachmänner hrsg. von Prof. Dr. J. Ilberg. Jährlich 6 Hefte. Jahrgang M. 18.—, Halbjahr M. 9.—, Einzelheft M. 4.80

Bisher in zwei Abteilungen: Für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur (I) und für Pädagogik (II) erschienen, wollen die „Neuen Jahrbücher“ in ihrer neuen Gestalt unter Zusammenfassung beider Teile den kulturkundlichen Stoffkreis erweitern und ihn entschieden unter den Gesichtspunkt des gesamten deutschen Geisteslebens stellen. Sie werden künftig die wissenschaftlichen Einzelgebiete in ihren Bereich ziehen, denen die Elemente unserer höheren Jugendbildung entspringen, die also, welche der Erforschung der deutschen, der wichtigsten anderen europäischen Kulturen und ihrer überseeischen Weiterbildungen sowie der antiken als unerschütterlicher Grundlage aller heutigen dienen und die das Werden und Wesen der Religion, Philosophie und Kunst wie des staatlichen Lebens umfassen. Dazu treten naturgemäß die für die Gestaltung unseres Bildungswesens bestimmenden allgemeinen Fragen.

Das Gymnasium und die neue Zeit. Fürsprachen und Forderungen für seine Erhaltung und seine Zukunft. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.60

Sein gutes Recht zur Geltung zu bringen, stellt das vorliegende Buch in längeren Darlegungen und kürzeren Äußerungen berufener Fürsprecher aus allen Kreisen und Arbeitsgebieten, vor allem auch von Männern des praktischen Lebens, von Vertretern der technischen Berufe, der juristischen, medizinischen wie der Naturwissenschaften zusammen, was sich über Bedeutung der Antike und der Altertumswissenschaft, der humanistischen Bildung und des Gymnasiums für die künftige Gestaltung unseres Volkslebens, vor allem auch über die grundlegende Bedeutung des Griechischen und die Unerläßlichkeit seiner Beibehaltung als Pflichtfach sagen läßt.

Vom Altertum zur Gegenwart. Die Kulturzusammenhänge in den Hauptepochen und auf den Hauptgebieten. Skizzen von F. Boll, L. Curtius und anderen Fachgelehrten. 2., vermehrte Aufl. Geb. M. 7.60

Inhalt. I. Einleitung: Der Humanismus als Tradition und Erlebnis. II. Die Zusammenhänge im allgemeinen: 1. Der Übergang von der Antike zum Mittelalter. 2. Die Antike im Mittelalter und in der Renaissance. 3. Der Neuhumanismus. 4. Das 19. Jahrhundert. III. Die Zusammenhänge auf den einzelnen Gebieten: 1. Staat und Wirtschaft. 2. Recht. 3. Erziehung. 4. Sprachwissenschaft. 5. Geschichte. 6. Literatur. 7. Kunst. 8. Religion. 9. Philosophie und Weltanschauung. 10. Mathematik. 11. Weltbild und Physik. 12. Geographie. 13. Biologie. 14. Astronomie. 15. Chemie. 16. Medizin. 17. Technik. IV. Urform und Übersetzung in ihrer Bedeutung für den Humanismus.

Geist der Erziehung. Pädagogik auf philosophischer Grundlage. Von Prof. Dr. J. Cohn. Geh. M. 6.—, geb. M. 8.—

„Eine geradezu mustergültige Leistung, da sie aus dem kulturhistorischen Zusammenhang und dem persönlichen Leben den philosophischen Gedanken in klarster Faßlichkeit entwickelt. Daß dieser anmutig leichten Darstellung eine gediegene Tiefe der Auffassung zugrunde liegt, merkt der Kenner überall.“
(Frankfurter Zeitung.)

Die Seele des Erziehers und das Problem der Lehrerbildung. Von Oberstudienrat Prof. Dr. G. Kerschensteiner. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

„Das Buch sucht zu einer einwandfreien Lösung der Probleme der Lehrerbildung zu kommen, indem aus dem Wesen des Bildungsaktes heraus die seelischen Grundlagen und Bedingungen für die Erziehnatur im allgemeinen und für den Lehrer im besonderen ermittelt werden. Von da aus stellt der Verfasser dann seine Forderungen für die Reform der Lehrerbildungsanstalten auf und weist ihr neue Wege.“

Der Begriff der staatsbürgerlichen Erziehung. Von Oberstudienrat Prof. Dr. G. Kerschensteiner. 5., erw. Aufl. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

„Kerschensteiner war der berufene Mann, über ‚staatsbürgerliche Erziehung‘ mit Ernst, Energie und Klarheit zu reden. Eine Menge schlagfertiger Gedanken ließe sich herausheben. K. vertritt einen Idealismus, mit dem sich psychologischer Realismus eigenartig verwebt.“
(Deutsche Literatur-Zeitung.)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Teubners Handbuch der Staats- und Wirtschaftskunde

Abteilung I: Staatskunde.

In 3 Bänden. Jedes Heft ist einzeln käuflich.

Bd. I, 1. Entwicklung und Grundlagen des Staates. M. 5.40	2. Verfassung und Verwaltung des Reiches und der Einzelstaaten.
2. Völkerrecht und Völkerbund. Geschichte der Staatstheorien. Staat und Volk. Staat und Gesellschaft. Verfassungsleben des Auslandes M. 3.20	3. Heeresverfassung. Staat und Kirche. Bildungsrecht und Bildungspolitik . M. 1.50
3. Versailler Vertrag.	4. Kommunalverfassung und Kommunalverwaltung.
Bd. II, 1. Grundrechte und Grundpflichten. Die politischen Parteien in Deutschland. Die Presse. Die Staatserziehung M. 2.10	Bd. III. Recht und Leben. Bürgerliches Recht. Strafrecht M. 1.70

Abteilung II: Wirtschaftskunde.

In 2 Bänden. Jedes Heft ist einzeln käuflich.

Bd. I, 1. Theoretische Grundlegung. M. 1.20	Bd. II, 1. Landwirtschaft. Gartenbau u. Weinbau. Fischerei. Forstwirtschaft. . M. 2.20
2. Die Entwicklung der Volkswirtschaft und der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen. Wirtschaftsgeschichte.	2. Bergbau, Industrie und Industriepolitik. Organisation der technischen Arbeit. Kart. M. 3.60
3. Bevölkerungslehre. Die beruflich-gesellschaftl. Gliederung d. deutsch. Volkes. M. 1.30	3. Energiewirtschaft M. 1.80
4. Sozialpolitik. Sozialversicherung. Wohnungs- und Siedlungswesen.	4. Betriebswirtschaftslehre M. —.75
5. Kartelle und Trusts. Planwirtschaft und Sozialisierung. Genossenschaftswesen. Arbeitsrecht. Lohnformen und Lohnungsmethoden. M. 3.20	5. Verkehrsweisen u. Verkehrspolitik. Handel und Handelspolitik. Bankwesen und Bankpolitik. Geldwesen M. 6.—
	6. Finanzwissenschaft u. Reichssteuersystem.

Einbanddecken für die einzelnen Bände sind vom Verlag zu beziehen.

Das Handbuch will das Bedürfnis befriedigen nach einer auch dem Laien zugänglichen Einführung in Werden, Wesen und heutige Gestaltung des Staates, wie die Daseinsbedingungen und Organisationsformen unseres Wirtschaftslebens. Der Schwerpunkt der Darstellung ist darum auf die großen inneren Zusammenhänge, die Hauptlinien der geschichtlichen Entwicklung, die Grundzüge der heutigen staatlichen Zustände und Ordnungen, die Grundprinzipien des inneren Betriebes wie des äußeren Aufbaues der technischen und wirtschaftlichen Gestaltungen gelegt. — Literaturangaben bieten in jedem Abschnitte die Möglichkeit der Weiterverfolgung der aus dem Buche selbst erworbenen Kenntnisse.

Ausführliches Verzeichnis vom Verlag, Leipzig, Poststraße 3, erhältlich.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

Grundriß der Geschichtswissenschaft

Zur Einführung in das Studium der deutschen Geschichte
des Mittelalters und der Neuzeit

Herausgegeben von **Aloys Meister**

Inhaltsübersicht des Gesamtwerkes

I. Reihe: Historische Hilfswissenschaften und Propädeutik

1. *Lateinische Paläographie. Von Archivdir. Prof. Dr. B. Bretholz. Kart. M. 3.—
2. *Urkundenlehre. I. Teil: Grundbegriffe, Königs- und Kaiserurkunden. Von Prof. Dr. R. Thommen. II. Teil: Papsturkunden. Von Prof. Dr. I. Schmitz-Kallenberg. Kart. M. 3.—
- 3a. Allgemeine Urkundenlehre für Deutschland und Italien. Von Prof. Dr. R. Heuberg. Kart. M. 3.—
3. *Chronologie des deutschen Mittelalters und der Neuzeit. Von Geh. Archivrat Dr. Hermann Grotefend. Kart. M. 1.60
4. *Sphragistik. Von Archivdir. Geh. Archivrat Theodor Ilgen. Geh. M. 2.80
- *Heraldik. Von Archivrat a. D., Reg.-Rat Dr. Erich Gritzner. Geh. M. 2.80
- *Deutsche Münzgeschichte. Von Geh. Reg.-Rat Dr. F. Friedensburg. Zus. geh. M. 2.80 geb. M. 3.40
- 4a. Genealogie. Von O. Forst-Battaglia. Kart. M. 2.—
5. *†Quellen und Grundbegriffe der histor. Geographie Deutschlands und seiner Nachbarländer. Von Prof. Dr. Rud. Kötzschke
6. *Grundzüge der historischen Methodik. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Aloys Meister.
- *Geschichtsphilosophie. Von Professor Dr. O. Braun. Zus. kart. M. 2.—
7. *Quellen und Historiographie der deutschen Geschichte bis 1500. Von Prof. Dr. Max Jansen. Fortgef. v. Prof. Dr. Schmitz-Kallenberg. Kart. M. 3.40
8. †Quellen und Historiographie der Neuzeit. Von Prof. Dr. F. Schnabel.

II. Reihe: Historische Sonderwissenschaften

1. *Grundzüge der deutschen Wirtschaftsgeschichte bis zum 17. Jahrhundert. Von Prof. Dr. Rudolf Kötzschke. Kart. M. 5.—
2. *Grundzüge der neueren Wirtschaftsgesch. (v. 17. Jahrh. b. z. Gegenwart). Von Prof. Dr. Heinr. Sieveking. Kart. M. 3.—
3. *Deutsche Verfassungsgeschichte von den Anfängen bis ins 14. Jahrh. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Meister. Geb. M. 5.—
4. *Deutsche Verfassungsgeschichte v. 15. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Fritz Hartung. Geb. M. 5.—
5. *Deutsche Rechtsgeschichte. (Mit Ausschluß der Verfassungsgeschichte.) Von Prof. Dr. Claudius Freiherr von Schwerin. M. 3.80, geb. M. 5.—
6. *Verfassungsgeschichte d. deutschen Kirche im Mittelalter. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. A. Werminghoff. Geh. M. 5.—, geb. M. 6.—
7. †Verfassungsgeschichte der katholischen Kirche in der Neuzeit. Von Prof. Dr. Jos. Freisen.
8. *Geschichte der protestantischen Kirchenverfassung. Von Prof. Dr. Emil Sehling. M. 1.—, geb. M. 1.60

* 2., 3. oder 4. Auflage. † In Vorbereitung.

Der „Grundriß“ soll in gedrängter Zusammenfassung und knapper Darstellung Studienreisen wie Lehrern zur Einführung, Wiederholung und Vertiefung des historischen Studiums dienen.

Der „Grundriß“ soll den augenblicklichen Stand der Geschichtswissenschaft in den behandelten Einzeldisziplinen wiedergeben. Nicht Ergebnisse allein, auch neu aufgeworfene und zur Diskussion stehende Fragen werden darin erörtert.

Der „Grundriß“ soll anspornen zur Mitarbeit, zum Vergleichen und Beobachten sowie zum Sammeln entlegener Merkmale und Zeugnisse. Durch reiche Literaturangaben besonders in Kontroversfragen, wird der Leser in die Lage gesetzt, das Gebotene weiter zu verfolgen und die Begründung des ausgesprochenen Urteils zu prüfen.

Der „Grundriß“ eignet sich auch vortrefflich als Nachschlagewerk. Als solches wird er weder in Bibliotheken der höh. Schulen noch in denen der histor. Vereine fehlen dürfen.

Verlag von **B. G. Teubner** in Leipzig und Berlin



